

# Baltische Monatschrift.

---

Bierundfünfzigster Jahrgang.

LXXIV. Band.

5A

128

N<sup>o</sup> 118905



Riga.  
Verlag von Jond & Poliemsky.  
1912.

## Inhaltsverzeichnis.

Band LXXIV.

	Seite
Wladimir Serg. Solowjew. Ein Bild seiner Persönlichkeit nach der Darstellung des Fürsten Eug. Trubezkoi . . . . .	1
Zur Geschichte des baltischen Zivilkoder. Von cand. jur. Hermann von Lühau . . . . .	19
Ein Buch über die Weltstellung der Deutschen. Von A. B. . . . .	25
Auf Wittgenstein, am Feste seiner Siege, den 3. November 1812 zu Dorpat . . . . .	34
Riv., Kur-, Estländer als Offiziere in den Kriegen 1812—15 . . . . .	35
Friedrich Sigismund Stern. Ein Erinnerungsblatt zum 22. Aug. 1912. Von Architekt J. Gajlsudák . . . . .	70
Russische Aufrufe an die Deutschen 1812/13. Eine geschichtliche Reminiscenz . . . . .	80
Historische Misczelle: Der Leichenkondukt des General-Feldmarschalls Fürsten Kutusow durch die Ostseeprovinzen . . . . .	102
H. Frhr. Freitag von Löringhoven. Der Eintritt des Erben in die Verbindlichkeiten des Erblassers. Von H. v. Lühau ✓ . . . . .	109
Über Dr. Paul Schiemanns „Auf dem Wege zum neuen Drama.“ Von Bruno Gock ✓ . . . . .	114
Notiz . . . . .	121
Am Sarge von Professor emeritus Dr. J. Engelmann. Von H. Hausmann ✓ . . . . .	123
Zur Reform der juristischen Ausbildung. Mit besonderer Beziehung auf die balt. Ostseeprovinzen. Von cand. jur. Hermann von Lühau ✓ . . . . .	126
Der Wolmarsche Frauen-Verein und die Walter-Stiftung. 1838—1906. Von Friedrich Koch . . . . .	149
Das Kirchenlied im Baltlande. Von Paul Th. Falsk . . . . .	170
Historische Misczelle: Der Empfang der Russen in Lübeck 1813 . . . . .	180
Literarische Rundschau:	
Das akademische Album des Rigaschen Polytechnikums. Von FB. . . . .	186
Der Narr in Christo. Zwei Meinungsäußerungen zu Gerhart Hauptmanns Roman. Von Erich v. Scharenk und Prof. Karl Graf ✓ . . . . .	189
Zuschrift: Koch einmal „Baltland“. Von Alexander Wegner ✓ . . . . .	196
Das Drama im Baltlande. Eine literarhistorische Anregung von Paul Th. Falsk . . . . .	199

Zur Psychologie des Wunders. Zwei Wege, auf denen der Wunderglaube in die Vorstellungswelt eindringt. Von <b>Gregor von Glasenapp</b> . . . . .	223
Handbemerkungen zum Leben von <b>E. Kerschel</b> . . . . .	242
Historische Miscellen:	
Drei Reden am Sarge Fürst Barclay de Tollys . . . . .	264
Beitreibung von Steuerrückständen im 18. Jahrh. Von <b>P. Saarent</b>	269
Literarische Rundschau: H. Baron Bruiningh, Livlands Verhalten im Kriegsjahre 1812 . . . . .	273
Nationale Ethik. Von <b>Wladimir Solowjew</b> . Aus dem Russischen übersetzt von <b>Ernst Kerschel</b> . . . . .	275
Aus den Erinnerungen R. L. v. Ledeburs an Kurland im Jahre 1806 . . . . .	247 307
Literarische Rundschau: Auch eine Stimme zu Hauptmanns „Emanuel Quint“. Von Dr. <b>Lenore Ripke-Kühn</b> . . . . .	334
Soziale Frauenarbeit. Von Fr. <b>P. Kieferitzky</b> . . . . .	339
Der Zoologische Garten zu Riga. Von <b>A. Grevé</b> ✓ . . . . .	355
Baltische Kinderlieder und -Reime. Von <b>Paul Th. Falck</b> . . . . .	365
Literarische Rundschau:	
Publikationen anlässlich des zweiten Baltischen Historikertages	
Von <b>Fr. v. Kerschel</b> ✓ . . . . .	381
Auguste Supper, Die Mühle im kalten Grund Von <b>FB.</b> . . . . .	384
Johannes Dose, Im Kampf um die Nordmark . . . . .	386
Erich von Schrenk, Richard Wagner als Dichter. Von <b>Paul Schiemann</b> . . . . .	387
Heinrich Hoftky, Immanuel Müller. Roman aus der bessarabischen Steppe. Von <b>FB.</b> . . . . .	393
Zuschriften an die Redaktion ad vocem „Baltland“ . . . . .	395

\* \* \*

Beilage: Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung . Seite 59—80

## Inhaltsverzeichnis.


Band LXXIII.

	Seite
Alexander Andreas, ein Sohn Livlands. Von <b>Piet von Renfer</b> , Berlin-Steglitz . . . . .	1
Künstler und Publikum. Von <b>S. v. Hoerner</b> . . . . .	14
Egoismus und Altruismus. Ein Vortrag, gehalten am 5. November 1911 im Dozentenabend in Dorpat von <b>Wilibald von Galdenkubbe</b> . . . . .	21
Kulturgeschichtliche Miscelle: Peter der Große als Taufzeuge bei Mitgliedern der evang.-luth. St. Petri-Gemeinde in St. Petersburg. Von <b>Fr. v. Kunkler</b> . . . . .	43
Literarische Rundschau:	
Wagners Selbstbiographie. Von <b>E. v. Schrenk</b> . . . . .	46
Heimatsbuch II. Von <b>E. v. Schrenk</b> . . . . .	52
Ein Sommer im „russischen Manchester.“ Von <b>A. Wegner</b> . . . . .	57
Von Riga bis Danzig 1812—1813. Aus dem Tagebuche des Generalleutnants Friedrich v. Löwis of Menar. Mitgeteilt von <b>A. v. Löwis of Menar</b> . . . . .	95
Kulturgeschichtliche Miscellen:	
Auf der Landstraße bei Römershof Anno 1594 . . . . .	112
Die Landbevölkerung Harriens nach dem Nordischen Kriege . . . . .	115
Norddeutsche Stadtverfassungen im XIX. Jahrhundert. Von Cand. jur. <b>Friedrich Saken</b> (Schluß) . . . . .	121
Zur Geschichte der Musik im Baltlande. Eine musik-historische Anregung von <b>Paul Th. Fiala</b> . . . . .	152
Literarische Rundschau: Die finnländische Frage im Jahre 1911. Von <b>Dr. Ernst Seraphim</b> . . . . .	172
Zuschrift an die Redaktion: „Baltland“. Von <b>A. Wegner</b> . . . . .	189
Schiller und wir. Von <b>S. Walter</b> . . . . .	191
Die Unsterblichkeit. Gedicht von <b>Giovanni Pascoli</b> . Deutsch von <b>Benno Geiger</b> . . . . .	214
Über den Anteil baltischer Forscher an der Fortentwicklung der Naturphilosophie. Vortrag, gehalten am 29. März 1912 auf der I. Versammlung balt. Naturforscher v. <b>Ed. v. Stackelberg</b> . . . . .	215
Die Schlacht bei Stuhm und die Familie Scott-Pistolefors. Von <b>S—rn</b> . . . . .	228
Apollonius Baron Malkiz. Ein vergessener baltischer Dichter. Von <b>Paul Th. Fiala</b> . . . . .	234

Kulturgegeschichtliche Misczelle: Vor sechzig Jahren. E. Chr. Traut- vetter über die lettische Sprache . . . . .	245
Klassikerausgaben. Von <b>A. Girgensohn</b> . . . . .	251
E. v. Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien. Von <b>A. Grevé</b> . . .	256
Zur Finnlandfrage. (Aus 2 Briefen N. v. Korewos an die „Times“) . . .	259
Die Bytalowosche Zweigbahn im Jahre 1905. Eine Episode aus dem Aufstande in den Ostseeprovinzen. Von <b>N. S. Kosyrew</b> . Übersetzt von <b>A. Busch</b> . . . . .	286
Die Anfänge geburtshilflich-klinischen Unterrichts an der wiedererrichteten Universität Dorpat. Von <b>James Brock</b> . . . . .	302
Ein Goethe-Bildnis aus dem Nachlaß des Historienmalers G. v. Reutern. Mit Abbildung. Mitgeteilt v. <b>F. H. Fraak</b> . . . . .	321
Der Verlauf einer Landschaftsversammlung im Kreise K. Ein wahrheitsgetreuer Bericht von <b>Issewolod Garschin</b> . Aus dem Russischen von <b>Heinrich Johansson</b> . . . . .	324
Wandlungen im geistigen Leben . . . . .	335
Aus der neuesten Literatur des ostseeprovinziellen Privat- rechts (Kufomski, Die Zivilgesetze der Baltischen Gouvernements. — M. D. Gröbinger, Das Forderungsrecht der Baltischen Cou- vernements.) Von <b>H. v. Lühau</b> . . . . .	348
Korrektur zum Artikel über „Die Landbevölkerung Harriens nach dem Nordischen Kriege.“ (Februarheft der „B. M.“ S. 115 ff.) Von <b>Paul Baron Angern-Fernberg</b> , cand. jur. . . . .	345
Handelsbeziehungen zwischen Holland und Livland im XV. Jahrhundert. Von <b>William Meyer</b> . . . . .	267 347
Zur neuern Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts. Von cand. jur. <b>Hermann von Lühau</b> . . . . .	368
Die Anerkennung des Antiduellantenstandpunkts im Dörpt- schen Chargiertenconvent (1840—47). Von cand. jur. <b>Friedrich Saken</b> . . . . .	388
Die Bedeutung der Kartoffeltrocknung für unsre Landwirt- schaft. Von Chemiker <b>Karl Schleppeke</b> . . . . .	406
Über Karl Gotthard Graß. Von <b>Dr. v. Krenker</b> . . . . .	410
Eine russische Ausgabe von L. Arbusows „Grundriß der Ge- schichte Liv-, Est- und Kurlands“. Von <b>Dr. v. Krenker</b> . . . . .	411
* * *	
Beilage: Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung. Seite 59—64.	
* * *	
Beilage: Das neue russische Autorgesetz vom 20. März 1911. Von cand. jur. <b>Hermann von Lühau</b> . . . . .	Seite 23—98

## Vladimir Serg. Solowjew.

Ein Bild seiner Persönlichkeit nach der Darstellung des Fürsten Eug. Trubezkoi.<sup>1</sup>

ladimir Solowjew, einer der bedeutendsten und tiefsten russischen Denker, diese lautere und edle Persönlichkeit, ist in außerrussischen Kreisen noch bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt. Das mag freilich daran liegen, daß nur wenige seiner Werke in Übersetzungen zugänglich sind, nicht einmal sein wohl bedeutendstes Buch, die „Rechtfertigung des Guten“, seine Moralphilosophie. Den Lesern der „Balt. Monatschr.“ konnte in einem der letzten Jahrgänge (1910 Mai) sein wundervoller Artikel über die Gewissensfreiheit mitgeteilt werden. Und wie er hier gegen deren Unterdrückung mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung auftrat, so hatte er auch lange und schwere Kämpfe gegen den nationalen Chauvinismus der Slowophilen zu bestehen, von denen er einmal in seinem „Ibole und Ideale“ sagte: „Mögen diese Patrioten noch mehr ihre Nationalität verherrlichen, wenn sie nur nicht vergäßen, daß Größe verpflichtet; mögen sie noch entschiedener das russische Volk zum einigenden Messias erheben, wenn sie nur dessen eingedenk wären, daß der Messias auch handeln muß, wie ein Messias, und nicht wie Barrabbas.“

Er war in Wahrheit ein universaler Geist. Ein Philosoph, dem die Philosophie nicht nur eine abstrakte Lehre war, ein Theologe, dem das lebendige religiöse Gefühl das einzig Wertvolle im Leben war, ein Kenner der modernen Naturwissenschaften wie der Geschichte. Sein letztes Werk waren die „Drei

<sup>1</sup>) Личность В. С. Соловьева. In *Оборникъ первый изд.* „Путь“. Moskau 1911. S. 45—74.

Gespräche“, eine machtvolle Streitschrift gegen Leo Tolstoj, dessen „moralischer Amorphismus“, dessen Regierung des Staates, dessen Verwerfung des Patriotismus ihm die Feder in die Hand zwangen und nicht länger schweigen ließen, ein Werk von strengster und überzeugendster Kritik der Tolstoj'schen Lehren.

Nur wenige Monate nach Vollendung dieser Schrift, am 30. Juli 1900 wurde der erst 47-jährige seinem fruchtbaren und bedeutungsvollen Schaffen durch einen allzufrühen Tod entzissen.<sup>1</sup>

Nachstehend sei nun ein Bild der Persönlichkeit dieses edlen Menschen wiedergegeben, wie es die Hand des Fürsten Eugen Trubetzkoi, der ebenso wie sein verstorbener Bruder, der Prof. Fürst Sergej Trubetzkoi, ein vertrauter Freund des großen russischen Denkers war, mit seinem Pinsel entworfen hat.

\*

Auf jeden, der ihn sah, machte Wladimir Ssolowjew den Eindruck eines Menschen, der den gewöhnlichen Sterblichen gar nicht glich. Schon in seinem Äußeren, besonders dem Ausdruck seiner großen schönen Augen, frappierte die einzigartige Verbindung von Schwäche und Kraft, von physischer Hülflosigkeit und geistiger Tiefe. Er war sehr kurzichtig; aber wenn er seinen Blick in die Ferne richtete, schien es als durchdringe er die äußere Oberfläche der Dinge und sähe, was allen andren verborgen blieb. Es ist schwer sich einen Ausdruck vorzustellen, der durchsichtiger, aufrichtiger, mehr dem geistigen Angesicht entsprechend gewesen wäre. Jede seelische Regung spiegelte sich deutlich darin wieder. Wenn er zornig war, konnte er furchtbar sein, man fühlte die innere Kraft heraus. Wenn er lachte, sein lautes, ansteckendes Lachen, übertönte er alle andren Stimmen. In diesem kindlichen Lachen eines erwachsenen Menschen lag auf den ersten Blick gleichsam etwas unnatürliches, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; es schien, daß er stärker auf jene komischen Situationen und Vorfälle reagiere, die bei andren bloß ein Lächeln hervorrufen. Aber das Feuerwerk geistreicher Bemerkungen, die gewöhnlich solch eine fröhliche Stimmung begleiteten, zeigte, daß er einen erstaun-

<sup>1</sup>) Bei dieser Gelegenheit sei auf einen trefflichen kleinen Artikel zu Ssolowjews Gedächtnis hingewiesen, den Inspektor Oskar Neumann im „Bericht d. deutsch. Knabenschule zu Felling“ über d. Schulj. 1906/10 (Felling 1910) veröffentlicht hat.

lichen Sinn für das Romische besaß. Aber mitunter ging diese fröhliche Stimmung bei ihm ganz plötzlich in tiefe Traurigkeit über, und nahestehende Freunde konnten gelegentlich ganz unerwartet Tränen in seinen Augen sehen, die, andren unverständlich, aus der Tiefe der Seele quollen. Und oft konnte er in Gesellschaft stundenlang schweigend dastehen.

Das Erzentrische seines Außern und seiner Manieren stieß viele ab; öfters konnte man das Urteil hören, er sei ein „Poseur“. Aber in Wirklichkeit waren seine Sonderbarkeiten nicht nur keine Pose, sondern sie waren bei ihm etwas ganz natürliches, mehr noch — der naive Ausdruck der Stimmung eines Menschen, für den diese Welt weder die wahre noch die wirkliche war. Er lebte immer in einer andern Welt und im Vergleich mit dieser, die seine Seele erfüllte, rief unsre traurige Wirklichkeit in ihm Unbehagen und Schwermut hervor, ja mitunter eine Stimmung, die an Verzweiflung grenzte, von der er sich dann durch — Lachen befreite. Alle diese äußern Erscheinungen seines seelischen Lebens erschienen unnormale und übertrieben nur aus dem Grunde, weil in Wirklichkeit in ihnen eine Größe zum Ausdruck kam, die das gewöhnliche Niveau weit überragte.

Damit wird auch begreiflich, daß Ssolowjew das Verständnis für die Prosa des Lebens vollständig abging. Daraus erklärt sich auch, daß er mit seinem ungewöhnlichen ästhetischen Feingefühl und seiner seltenen politischen Begabung, kein Verständnis für den größten zeitgenössischen Prosaisker, Leo Tolstoj, besaß. Nicht von dessen Philosophie ist hier die Rede, die ihm wohl verständlich war, der er aber aus andren Gründen fernstand, sondern von seinen Romanen. Zwar erkannte er Tolstoj's Meisterschaft in der Wiedergabe des Mechanismus seelischer Erscheinungen an, insbesondere „in der Malerei äußerer Einzelheiten.“ Aber weder das eine noch das andre interessierte ihn in Wirklichkeit. Der populärste Schriftsteller war ihm im Allgemeinen ganz fremd; er blieb auch hier dem gegenüber blind, was „alle“ sahen, weil die Kraft seines geistigen Schauens durch eine andre höhere Sphäre absorbiert wurde, die bei weitem nicht „allen“ zugänglich war. Daher wurde er, der Bewohner der Bergeshöhen, so teilnahmslos, wenn das lebhafteste Gespräch in seiner Umgebung die Ebenen des wirklichen Lebens berührte. Dann erlosch sein Blick ganz und gar:

er versenkte sich in hoffnungsloses hartnäckiges Schweigen einfach deshalb, weil er nicht imstande war zu verstehen, ja auch nur zuzuhören. Wie der Blick auf eine Landschaft vom halben Berge aus schöner und deutlicher ist, als von seinem Gipfel, wo die Farben sich vermischen und alles undeutlich und verschwommen erscheint, so schien Solowjew unsere Lebensprosa viel farbloser und langweiliger als uns, eben weil er sich zu hoch über sie erhob. Und eben deshalb überragt er seine Zeitgenossen unermesslich durch die umfassende Weite seines Horizonts.

Mit diesem Zuge ist jene Lebensnaivität Solowjews verbunden, die so lebhaft an die klassische Schilderung erinnert, die Plato von einem weltfremden Philosophen entwirft, dem die Geseze seines Landes unbekannt sind und der nicht einmal weiß, wo sich das Gericht befindet oder der Rat. So hatte Solowjew z. B. ganz unklare Vorstellungen von der „Semstwo“, wie Trubekoj sich einmal gelegentlich überzeugen konnte; er hielt sie „für etwas in der Art einer Kanzlei“ und war erstaunt, daß man den Verhandlungen als Zuhörer beiwohnen konnte. Besonders auf ökonomischem Gebiet überraschte er durch seine primitiven Anschauungen und Versuche ihn über irgend eine ökonomische Wahrheit aufzuklären, waren vergeblich.

Neben diesen Sonderbarkeiten, welche den Zug der Ähnlichkeit zwischen Solowjew und dem platonischen Konterfei eines Philosophen ausmachen, gibt es jedoch einen scharfen, in die Augen springenden Unterschied. Während der antike Philosoph nach Platos Worten sich als Gast auf der Erde fühlt und sein Ideal die Weltflucht ist, lebt in Solowjew im Gegenteil die Liebe zur „Herrscherin Erde.“ Ziel und Ende seiner poetischen und philosophischen Begeisterung ist nicht Weltentfagung, sondern die endgültige Veröhnung mit ihr durch die Verklärung des Irdischen im Göttlichen.

Aber mit seiner ganzen Höhenstimmung mußte Solowjew eben mit uns auf der Ebene leben: er erhob sich über sie im freien Fluge der Begeisterung, oder er bekämpfte sie, klagte ihre Flachheit und Trivialität an, oder endlich, er lachte über sie; doch so oder anders, immer erhob er sich über sie. In ihm war eine wunderliche Mischung von einem mystischen Dichter-Philosophen,

einem prophetischen Ankläger der Unwahrheit und — einem Spaßmacher. Diese Mischung erregte bei vielen Anstoß; nicht alle begriffen, daß wie seine Begeisterung, so auch sein Unwillen und sein Lachen aus einer gemeinsamen Quelle entsprangen: aus seiner ernstesten Auffassung des Lebensideals, aus seinem flammenden Glauben an den Sinn des Lebens.

Als Philosoph und Poet erschaute er das himmlische Licht in seinen zahllosen irdischen Strahlenbrechungen und stieg, wie Plato, von diesen Spiegelbildern zu ihrer Urquelle hinauf. Wenn dieses Licht ihm die Tiefe der irdischen Wirklichkeit erleuchtete und ihm die darin verborgenen dunklen dämonischen Kräfte offenbar machte, dann schleuderte er gegen sie als Prophet und Ankläger himmlische Blitze. Außerhalb dieses Kampfes zwischen Licht und Finsternis war das Leben für ihn sinnlos, ein Spaß. Eine solche Beziehung zum Leben spricht sich in einem seiner markantesten Gedichte aus:

Dies ist Gesetz: das Beste liegt in Rebel,  
Das Nahe — das ist komisch, oder schmerzt.  
Nicht überschreiten können wir die Doppelgrenze.  
Aus hellem Lachen und aus dumpfem Schluchzen  
Besteht des Weltalls Harmonie.

Die „Harmonie des Weltalls“ fand in der Seele des Philosophen einen lebendigen Wiederhall. Ausruhend von dem Leid und der Anstrengung des Lebenskampfes, liebte er es im Freundeskreise zu scherzen und zu spaßen; das war dann ein unerschöpflicher, sprühender Quell von Fröhlichkeit und Witz. Es ist schwer zu schildern, wie intensiv wir das glänzende Spiel dieses vielseitigen Geistes genossen. Zwischen dem ernstesten, erhabensten Gespräch und Spaßmachen gab es für ihn eben nicht jene Lebensmitte, auf der am häufigsten die Unterhaltung gewöhnlicher Menschen stehen bleibt. Züge dieses unnachahmlichen Humors finden sich vielfach in seinen scherzhaften Gedichten. Entzückend sind u. a. jene Scherze, die er über sich selbst machte, seine Hülfslosigkeit, seinen Geldmangel, seine verschiedenen Leiden. Über ein Abenteuer, das er einst in der Sahara hatte, wo er in Zylinder und Paletot auftretend von einem erschreckten Araber fast erschlagen worden wäre, legt er einem General folgende Vorhaltung in den Mund:

Und schweigend ist der General die Suppe,  
 Dann fängt er an, den Blick in mich gebohrt:  
 Verstand gibt freilich uns ein Recht auf Dummheit,  
 Doch besser, man treibt Mißbrauch damit nicht,  
 Der Leute Stumpfsinn unterscheidet schwer  
 Des Unverstandes vielgestalt'ge Art.  
 Und deshalb, wenn es für Sie kränkend ist,  
 Daß man verrückt Sie, oder Dummkopf nennt —  
 Dann reden Sie von diesem Schandenvorgang  
 Fortan zu keinem Menschen mehr ein Wort.

Der Scherz im Munde Solowjews hatte aber häufig einen sehr ernsten Sinn. Besonders gern witzelte er darüber, worüber er sich erheben wollte. Er hat auch Scherze anderer Art, bei denen sich hinter der Fülle lebensfreudiger Stimmung die andere, schwermütige Seite seiner Natur ganz verbirgt. Das ist das Flattern eines Schmetterlinges über Regenbogenfarben. Aber auch das ist ohne Flügel nicht möglich.

\*

Die Schwäche und Hilfslosigkeit Solowjews war aber unauslösllich mit seiner Kraft verbunden. Unter den vielen Gaben dieser reichen Natur fehlten gewöhnliche, mittelmäßige ganz. Kein Wunder, daß im täglichen Leben ihn jeder hintergehen und betrügen konnte. Vor allem exploitierte man ihn auf allen Seiten. Obgleich er durch seine literarischen Arbeiten gute Einnahmen hatte, blieb er immer ohne Geld, ja mitunter sogar fast ohne Kleidung. Er war ein „безсребренникъ“ (ein Silberloser, d. h. uneigennützig) im buchstäblichen Sinne des Wortes, weil das Silber bei ihm absolut nicht in der Tasche bleiben wollte; und das nicht nur infolge seiner seltenen, seiner kindlichen Güte, sondern auch weil er Geld zu bewerten ganz außer Stande war. Hat man ihn, so nahm er die Briefftasche und gab ohne zu sehen, wieviel seine Hand ergriff, und das mit dem gleichen Zutrauen zu jedem Bittenden. Hatte er aber kein Geld, dann zog er sich wohl den Rock aus. Trubekoj erinnert sich, daß er ihn einst im Spätherbst in Moskau traf, leidend unter der Kälte; seine ganze Garderobe bestand aus einem leichten Alpaka-Anzug und aus einem noch leichteren grauen Flügelmantel; kurz vorher hatte er jemand, da er kein Geld hatte, alle seine Tuchkleider, überhaupt alle warme Kleidung gegeben, die er hatte. Er rechnete darauf, daß er bis zum Winter

Zeit genug haben werde, sich Geld zu einem Pelz zu verdienen. Welitschko (in seinem Buch über Wl. Ssolowjew, Pbg. 1904 S. 196) erwähnt ähnlicher Fälle, wie z. B. Ssolowjew, nachdem er alle seine Sachen weggegeben, einen Frack zu braunen Hosen trug, zeitweilig eines Freundes Pelz anzog, oder den Hut eines andern weiß Gott wohin entführte. Auch ein anderer Freund, Doktor Petrowitsch, bezeugt seine „beispiellose“ Freigebigkeit. „Könnte man zusammenzählen, was er aus seinen bescheidenen Einkünften denen abgab, die sich an ihn um pekuniäre Unterstützung wandten, so ergäben sich gewiß sehr interessante Ziffern.“ In seinen königlichen „Trinkgeldern“ und breiter Wohltätigkeit sah er ein Mittel zur Herstellung „der unmittelbaren ökonomischen Gerechtigkeit.“ Welitschko erzählt von einem Spaziergang in Petersburg, auf dem er den Bettlern all sein Geld, sein Portmonai, seine leere Briestasche, sein Taschentuch und alte Stiefel schenkte. Schließlich blieb der Philosoph ohne Stiefel, da die neugekauften nicht gut paßten und er kein Geld hatte sich andre zu kaufen; hätte ihm ein Freund nicht aus der Klemme geholfen, er wäre ohne Mittagessen geblieben. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Ssolowjew beständig Not litt und seine Bedürfnisse allerwärts einschränkte. Einem Freunde sagte er, alle ander Tag zu Mittag zu speisen ist ganz ausreichend und das jeden Tag zu tun, ist bloß eine schlechte Angewohnheit. Er war in der Tat bereit, wie ein Freund zu sagen weiß, nur jeden zweiten Tag Mittag zu essen, um dadurch irgend einem andern die Möglichkeit zu verschaffen, jeden Tag zu essen, ohne jedoch daran zu denken, diesem etwa dieselbe Mäßigkeit zu rekommandieren, die er selbst befolgte.

Mit diesem warmen Herzen verband sich in Ssolowjew die Naivität und das Vertrauen eines Kindes. Immer überschätzte er die Menschen, täuschte sich natürlich in ihnen, wie kein anderer mit einem einfachen gesunden Menschenverstand. — Zu seiner Hülflosigkeit kam nun noch die Unordentlichkeit eines Menschen, der so garnicht sich dem Leben anzupassen verstand. Er war beständig auf der Wanderung und hatte keinen festen Wohnsitz. Weder beim Essen noch beim Schlaf, noch bei der Arbeit hielt er bestimmte Stunden ein. Hatte er den Abend mit Freunden verbracht, dann setzte er sich wohl noch an die Arbeit, schrieb die

ganze Nacht durch und legte sich erst morgens nieder. War er allein und ohne die Fürsorge eines ihm nahestehenden Menschen, was ihm sehr oft begegnete, dann aß er, und auch das nicht einmal immer, wenn ihn eben der Hunger dazu zwang. Wenn ihn aber in solcher Lage ein Freund besuchte, dann liebte er es ihm Wein vorzusetzen, trank auch wohl selbst mit, ohne der Stunden zu achten. Überhaupt hatte er in dieser Hinsicht seine besondere Theorie.

In seiner „Rechtfertigung des Guten“ sagt er: „Überhaupt erhöht der Wein die Energie des Nervensystems und dadurch die des psychischen Lebens auf den untersten Stufen der geistigen Entwicklung, wo die überwiegende Kraft in der Seele noch körperlichen Motiven angehört, alles was die der Seele dienende Nervenenergie erregt und erhebt, kommt diesem herrschenden körperlichen Element zu nuzе und ist folglich für den Geist äußerst schädlich. Daher ist hier volle Enthaltbarkeit „von Wein und starkem Getränk“ notwendig. Aber auf höheren Stufen des moralischen Lebens, wie sie auch in der heidnischen Welt, z. B. von Sokrates (s. Platos Symposion) erreicht wurden, dient die Energie des Organismus mehr geistigen als körperlichen Zwecken und die Erhöhung der Nerventätigkeit (natürlich in Grenzen, die die körperliche Gesundheit nicht tangieren) verstärkt die Tätigkeit des Geistes und kann folglich in gewissem Maße nicht nur un- schädlich, sondern sogar geradezu nützlich sein.“

In Hinsicht auf Solowjew schien diese Theorie ganz gerechtfertigt. Ein Gelage mit ihm war in Wahrheit ein Platonisches Symposion: er verspürte einen Aufschwung des Geistes, der sich auch den andern mitteilte. Wer unter seinen Freunden erinnert sich nicht an diese begeisterten Gespräche, dieses Meer bezaubernder und ansteckender Fröhlichkeit! Aber — was für den Geist nützlich ist, ist es nicht immer für einen schwachen, entkräfteten Körper.

Das wie ein Quell aus ihm sprudelnde geistige Leben fügte sich überhaupt nicht irgend einem Lebensrahmen ein: in ihm lebte ein unbotmäßiges Element, das sich gegen alles herkömmliche auflehnte und damit auch — gegen jede ein für alle Mal eingeführte Ordnung. Es versteht sich von selbst, daß diese Auflehnung nicht ungestraft blieb. In seiner Unfähigkeit, sich dem Leben an-

zupassen liegt ohne Zweifel die Hauptursache seines frühzeitigen Endes. Neue schöpferische Gedanken entstanden in ihm und sein Talent wuchs und wurde stärker, während der Leib, durch Arbeit und Krankheit geschwächt, ihm den Dienst verweigerte. Die Ärzte, die ihn vor dem Tode umgaben, wunderten sich nicht darüber, daß er starb, sondern darüber, daß er leben konnte, leben noch dazu in einer solchen geistigen und seelischen Anspannung, bei einem solchen Grade physischen Verfalls. „Allgemeine Innervation“ stellte Prof. Botkin schon 11 Jahre vor seinem Tode bei ihm fest und verschrieb ihm: Heirat und ruhiges Leben — das gerade, was der seelischen Anlage des Philosophen am meisten widersprach. Die Pillen, die dann „wegen Unausführbarkeit des Rates“ verschrieben wurden konnten natürlich nicht helfen. Wie konnten sie es auch bei einem Menschen mit einer solchen Atrophie des Lebensinstinktes selbst, des Strebens nach Selbsterhaltung, das jedem Sterblichen eignet. Diese Besonderheit Solowjews spiegelte sich auch so deutlich in seinem Äußern wieder: ohne Asket zu sein, sah er wie ein solcher aus, die lang getragenen Haare ließen in ihm oft einen Geistlichen vermuten. Zu diesem Äußeren eines Asketen bildete aber seine klangvolle laute Stimme einen scharfen Kontrast: sie frappierte durch ihre, man wußte nicht woher kommende, mystische Kraft und Tiefe.

\*

Die Gedankenarbeit und die Phantasie Solowjews kamen nie ins Stocken; sie erreichten ihre höchste Anspannung gerade dann, wenn er anscheinend mit nichts beschäftigt war. Er hatte nicht die Gewohnheit mit der Feder in der Hand zu denken; zur Feder griff er nur, um niederzuschreiben, was bereits in seinem Kopfe fertig ausgereift war. Der eigentliche schöpferische Prozeß ging bei ihm vor sich sei's auf einem Spaziergang oder während eines freundschaftlichen Gesprächs, sei's in Stunden der Schlaflosigkeit; ja, sogar während des Schlafs hörte er nicht auf; es kam wohl vor, daß er mit einem fertigen Gedicht aufwachte. Daher hatte er eigentlich niemals Ruhe, am wenigsten im Schlafe.

Nach seinem eignen Geständnis war der Traum für ihn „gleichsam ein Fenster in die andre Welt“; im Traume sprach er nicht selten mit Verstorbenen, hatte er allerhand Gesichte, bis-

weilen prophetische, bisweilen sonderbar phantastische. Davon redet z. B. nachstehendes seiner Gedichte:

Raum hab' des Lebens Unrast ich verlassen,  
Die toten Freunde sammeln sich zu Hauf,  
Gesichte längst vergangner wirrer Jahre,  
Sie steigen klar und deutlich vor mir auf.

Das Licht des irdischen Tages plötzlich schwindet,  
Die Seele ist erfüllt von süßem Schmerz,  
Noch unsichtbar, doch tönet schon und wehet  
Der künft'ge Lenz der Ewigkeit ins Herz.

Ich weiß, ihr habt gelenkt den Blick zur Erde,  
Enthoben mich der schweren Lebenslast,  
Belebt des ew'gen Wiederkehr's Erinnerung,  
Die im Getümmel schon geschwunden fast.

Noch sehe ich euch nicht, doch kommt die Stunde,  
Wenn den Tribut des Lebens ich erleg',  
Dann öffnet ihr des Friedenstempels Kunde  
Und zeigt zu ew'gen Sternen mir den Weg.

Solowjew glaubte an die Realität, die Wirklichkeit dieses Verkehrs mit den Verstorbenen. Das seelische Bedürfnis danach verband sich für ihn mit dem ganzen Wesen seines religiösen und philosophischen Ideals. Er glaubte an die Wirklichkeit der im Traum erhaltenen Offenbarungen, umsomehr als die Vorhersagungen seiner Träume nicht selten wirklich eintrafen. — Er hatte allerlei Halluzinationen, des Gesichts wie des Gehörs, schreckliche und komische und diese waren fast stets sehr läppisch. So sah er einmal gleich nach dem Erwachen einen Japaner vor sich — er hatte soeben einen Artikel über Japan geschrieben — der ihn mit einem langen Sonnenschirm in den Leib stieß. Die Erscheinung verschwand, aber Solowjew spürte drei Tage lang einen heftigen Schmerz in der Leber. Und Schmerzempfindungen hatte er fast immer nach solchen Erscheinungen. Fürst Trubekoj sagte ihm einst: Deine Erscheinungen sind weiter nichts als Halluzinationen Deiner Krankheiten. Er stimmte sofort zu. Aber das bedeutete nicht, daß Solowjew die Realität seiner Erscheinungen leugnete. Es wollte in seinem Munde nur besagen, daß Krankheit uns empfänglich macht für die Einwirkungen der geistigen Welt, für die gesunde Menschen ganz unempfindlich bleiben. Er sah in den Halluzinationen subjektive und dabei krankhafte Vorgänge; das hinderte ihn aber nicht an ihre objektive Ursache zu glauben. Er sah in ihnen also mediumistische Erscheinungen. Als junger Mensch

hatte er sich für den Spiritismus interessiert, war aber sehr bald enttäuscht; in reiferen Jahren aber verhielt er sich ihm gegenüber durchaus ablehnend.

Dies Verhältnis Solowjews zu den Halluzinationen ist eng mit wesentlichen Zügen seiner Weltanschauung verbunden. Die geistige Welt war für ihn keine abstrakte Vorstellung, sondern lebendige Wirklichkeit. Die körperliche Welt stellte in seinen Augen nicht etwas Selbständiges, Sich-selbst-genügendes dar, sondern die Sphäre der Erscheinung und Verkörperung unsichtbarer geistiger Kräfte. Hier tritt uns der sonderbarste, den Zeitgenossen unverständlichste Zug der geistigen Physiognomie Solowjews entgegen; er hätte den Ausdruck des alten Thales unterschreiben können: „alles ist erfüllt von Göttern.“ Er sah die Wirksamkeit unsichtbarer geistiger Kräfte in den verschiedensten Erscheinungen der Natur — in den Wellen des Meeres, im Blitz und Donner. Sie erfüllten für ihn mit geheimnisvollem Leben Wälder und Berge. Die Entwicklung der Natur war für ihn eine unaufhörlich vor sich gehende und daher unvollständige und unvollendete Offenbarung einer andern, übernatürlichen Wirklichkeit. In dieser Auffassung der Natur liegt eine der stärksten Quellen der dichterischen Begeisterung Solowjews, hier ist die Wurzel jenes ungewöhnlichen jeelischen Aufschwungs, den das Anschauen ihrer Schönheit in ihm hervorruft.

In diesen poetischen Gesichten verkörpert sich Solowjews philosophische Auffassung der Natur. In der poetischen Intuition fühlt er die Seele der Welt. Die Natur ist lebendig! Darin liegt die Bürgschaft unsrer Hoffnung auf den endgültigen Triumph des Lebens über den Tod.

Es ist dieselbe Auffassung der Natur, welche die wunderbaren poetischen Bilder Solowjews hervorbrachte und zugleich die Quelle einer ganzen Reihe von Wunderlichkeiten war, die bei ihm hervortraten. Dieser Mensch, der an die Existenz guter und böser Kräfte glaubte, die die Natur bevölkern, der in seinen Gedichten die „Seeteufel“ ermahnte, erschien in unsrem skeptischen Zeitalter wie ein personifiziertes Paradoxon; der Mystiker-Philosoph mußte wunderbar erscheinen. Kein Wunder daher, daß die ganze Philosophie Solowjews der Mehrzahl seiner Zeitgenossen als eine vollständige Verschrobenheit erschien. Um so mehr, als er mit seinem

feltener Feingefühl für die Wichtigkeit alles „Allgemeinangenommenen“ in ungewöhnlichem Maße den Geist des Widerspruches besaß, ein Zug, der vielen starken Geistern eignet und bei ihm besonders verständlich ist.

\*

Der Widerspruch gegen das allgemeinangenommene „Normale“ ist in der philosophischen Physiognomie Solowjew's nicht etwas Außerliches, Zufälliges, sondern ist in seinem Wesen selbst begründet. Das Suchen nach dem Unbedingten, Unrelativen, welches seine Seele erfüllte, gab ihm nicht die Möglichkeit, sich endgültig mit etwas Bedingtem, Relativem zu begnügen. Jener breite Universalismus, in dem Dostojewskij die Besonderheit des russischen Genius erblickte, war ihm in höchstem Maße eigen; und eben dank dieser Eigenschaft war er ein schonungsloser Entlarver jeder Einseitigkeit und ein feiner Kritiker: in jeder menschlichen Anschauung ersah er sofort den Stempel des Bedingten und Relativen. Die verbreitetsten und gangbarsten Meinungen der Leute stellen selten ungemischte Wahrheit oder ungemischte Lüge dar; meist enthalten sie ein buntes Gemisch von beiden; sie nehmen eine Seite der Wahrheit für die ganze Wahrheit. Solowjew erriet leicht jede Einseitigkeit und das ließ ihn sofort widersprechen, d. h. jene Seite der Wahrheit hervorzuheben, die in der entgegengesetzten Anschauung beschlossen liegt.

Diesen Zug konnte man oft in seinen philosophischen und politischen Fehden beobachten. Zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit herrschte auf dem Gebiet der Publizistik das „Westler-tum“, auf dem der Philosophie — der Materialismus und Positivismus. Solowjew, der immer gegen den Strom schwamm, betrat den literarischen Kampfplatz als Slavophile; in der Philosophie begann er mit einer glänzenden Polemik gegen Materialismus und Positivismus. In jener Zeit, den 70-er Jahren, ergab das für ihn eine ganz isolierte Stellung unter den russischen Philosophen. Dagegen später, in den 80-er Jahren, als er vornehmlich in dem mostauer Kreise junger idealistischer Philosophen verkehrte, wandte er sich am häufigsten scharf gegen den einseitigen Idealismus und Spiritualismus, indem er die relative Wahrheit des Materialismus und Positivismus hervorhob. In dem Vortrag,

den er 1898 in der Philosophischen Gesellschaft in Petersburg hielt, spricht er selbst folgendermaßen über sein Verhältnis zu Comte: „Vor über zwanzig Jahren habe ich an dieser selben Stelle meine öffentliche Laufbahn mit einem scharfen Angriff auf die positivistische Philosophie begonnen. Ich habe keinen Grund, das zu bereuen. Erstens war der Positivismus bei uns damals Mode und, wie es so geht, diese geistige Mode wurde zum Götzendienst, der blind und unduldsam war gegen alle, „die anders dachten.“ Eine Reaktion dagegen war nicht nur entschuldbar und am Plage, sondern auch obligatorisch für einen beginnenden Philosophen, als erste Prüfung auf den Ernst seiner philosophischen Bestimmung. Zweitens aber beleidigte dieser, den Andersdenkenden gegenüber ungerechte Götzendienst auch seinen Götzen selbst: für den ganzen Comte wurde bloß die erste Hälfte seiner Lehre ausgegeben, die andre jedoch, nach der Meinung des Lehrers bedeutendere, endgültige, wurde verschwiegen. Aber wenn ich auch das Faktum meines Angriffs nicht zu bereuen brauche und wenn ich keine Schuld dem Positivismus der damaligen russischen Gesellschaft gegenüber habe, so bleibt doch die Schuld Comte gegenüber, die Pflicht, das Korn Wahrheit aufzuzeigen in seiner tatsächlichen ganzen Lehre.“

Damals, als diese Worte gesprochen wurden, begann ein ablehnendes Verhalten dem Positivismus gegenüber bereits Mode zu werden. — Und dasselbe wiederholte sich in den Beziehungen des Philosophen zum Slavophilentum. Solange es befehdet wurde, war Ssolowjew Slavophil, sobald es aber erstarkte, in Nationalismus ausartete und zum Götzendienst wurde, verließ er das slavophile Lager und begann jene Seite der Wahrheit hervorzuheben, die im Westlertum enthalten war.

Nichts konnte ihn so aufbringen wie Götzendienst. Wenn er es mit einem engen Dogmatismus zu tun hatte, der irgend etwas Bedingtes, Relatives, zu einem Unbedingten erhob, dann regte sich der Geist des Widerspruchs in ihm mit besonderer Leidenschaftlichkeit. Besonders scharf sprang er mit den schädlichsten aller Götzen um — den politischen Götzen. Und solche Götzen fand er in den entgegengesetztesten Anschauungen — im Slavophilentum wie im westlerischen Liberalismus, in der Lehre Katkows wie im Sozialismus. Gewöhnlich fiel er mit aller Kraft über

jenes Idol her, dem man am meisten in den Kreisen hulbigte, in denen er jeweilig gerade lebte. Seine polemischen Artikel gegen Katkow und andre Epigonen des Slavophilentums entstanden meist in jener Zeit, wo er vornehmlich in Moskau lebte und häufig mit den Männern vom „Straßnoj Boulevard“ und überhaupt den Rationalisten aneinandergeriet. Dagegen wurde sein bekannter Artikel „Der Byzantinismus und Rußland“, der in seiner positiven Einschätzung der unbeschränkten Selbstherrschaft dem Slavophilentum nahestand, damals geschrieben, als er sich vorzüglich in den liberalen westlerischen Kreisen Petersburgs bewegte.

Derselbe Universalismus, der Solowjew bewegte, sich gegen die Idole zu wenden, bedingte auch seine hohe Einschätzung des Relativen. In seinen Augen wird das Relative nur dann zur Lüge, wenn man es zu einem Unbedingten erhebt, es an dessen Stelle setzt; dagegen bildet das Relative als solches einen notwendigen Teil der ganzen, der Wahrheit des Alls. Sein weiter Gesichtskreis ließ ihn nicht nur die Begrenztheit und Lüge jeder Anschauung erraten, sondern auch jenes Korn Wahrheit, das sie enthält. Kein Wunder, daß wir bei ihm positive Bewertungen der verschiedensten, inkommensurablen Weltanschauungen finden. Er war ein gläubiger Christ, aber das hinderte nicht, daß er Elemente positiver Offenbarung nicht nur im Islam, sondern auch in allenmöglichen heidnischen Religionen des Ostens und Westens fand. Ein Mystiker-Philosoph, schätzt er deshalb jene relative Wahrheit nicht weniger hoch, die in den rationalistischen und empirischen Lehren enthalten ist. Als Politiker und Publizist kann er weder als Sozialist, noch als Individualist, weder als Konservativer noch als Liberaler bezeichnet werden, weil er das Wahre in jeder dieser entgegengesetzten Richtungen sieht und sich bemüht, sie in einer organischen Synthese zu vereinigen.

Indem er die Poesie des Gr. M. Tolstoj charakterisiert, hebt Solowjew bei dem Dichter einen Zug hervor, der ihm selbst nahe wesensverwandt ist: er kämpfte mit der Waffe des freien Wortes für die Rechte der Schönheit, welche die fühlbare Form der Wahrheit ist, und für die lebendigen Rechte der menschlichen Persönlichkeit. „Aber eben weil der dem Dichter vorgezeichnete Weg ein wahrhafter war und der Kampf auf diesem Wege ein Kampf für die höchste Wahrheit, für die Interessen von unbe-

dingtem und ewigem Wert, erhob er den Dichter nicht nur über die irdischen und eigennützigen Kämpfe, sondern auch über jenen Parteikampf, der wohl ein uneigennütziger, aber kein wahrhafter sein kann, denn er zwingt alles auf der eignen Seite in hellem Lichte zu sehen, und schwarz auf der feindlichen Seite; eine so gleichmäßige Verteilung der Farben aber gibt es in Wirklichkeit nicht und wird es auch nicht geben — wenigstens bis zum jüngsten Gericht.“

Wie für A. Tolstoj ist auch für Solowjew diese Unfähigkeit charakteristisch, „sich ganz einem der feindlichen Lager hinzugeben.“ Den großen Kampf der christlichen Kirchen analysierend, spricht er geradezu von „der Unmöglichkeit sich einer oder der andern der streitenden Parteien anzuschließen. Eine eben solche Stellung nimmt er in allen großen Streitfragen seiner Zeit ein, in religiösen, philosophischen, politischen. Einerseits konnten die verschiedenartigsten Richtungen von ihm sagen: „er ist unser“; aber andererseits stand er eben deshalb allen einseitigen Richtungen gleich fern. Allen nahestehend, war und ist er bis heute von fast allen unverstanden. Die Einsamkeit dieses Denkers, der so sehr an allem Menschlichen teilnahm, ist einer jener paradoxen Züge, deren es so viele in seinem Gesichte gibt. Indessen ist sie doch — vollkommen verständlich und natürlich: sie erklärt sich nicht nur durch die Tiefe, sondern auch durch die unermessliche Weite seiner Anschauungen. Ein gewöhnlicher Mensch begreift am schwersten das, was nicht in das Prokrustesbett irgendeiner Parteiströmung paßt, was nicht durch irgendeine Schablonenetiquette charakterisiert werden kann. Ein Politiker, der sich nicht mit einer bestimmten Partei identifiziert, sondern sich bemüht, über den Parteien zu stehen, indem er in seinem Geiste die Wahrheit aller kombiniert, setzt sich feindseligen und ungerechten Angriffen von allen Seiten aus: die einen argwöhnen in ihm einen Reaktionär, die andern einen Aufrührer; der dialektische Übergang von einem Gesichtspunkt zum andern wird als Ausdruck der Unbeständigkeit aufgefaßt, als Unbeständigkeit in den Überzeugungen, während der Versuch einer Vereinigung, einer Synthese des Entgegengesetzten als innerer Widerspruch angesehen wird. Solowjew hat während seines ganzen Lebens von solchen Parteauffassungen ihm gegenüber zu leiden gehabt, und nicht nur auf

politischem Gebiet. Seine Zeitgenossen haben in der überwiegenden Mehrzahl sehr oberflächlich über ihn geurteilt: die einen klebten ihm die Etiquette eines „Slavophilen“ auf, in deren Lager umgekehrt man zu gleicher Zeit gegen ihn als einen „Westler“, einen „Katholiken“, ja gar als einen „Verräter“ hegte. Dabei kann man nicht sagen, daß niemand ihn schätzte; viele waren entzückt von ihm als Publizisten, andre wurden durch seine Dichtungen gefesselt, die dritten zog irgend eine Seite seiner religiösen und philosophischen Ansichten an; aber fast niemand umfaßte seine Weltanschauung als Ganzes: das, was ihr Wesen ausmachte, war nur sehr wenigen zugänglich. Bezeichnend sind seine Verse:

Im Lande von Nebeln grau, im Land voll eis'gem Wind  
 Erblicktest Du das Licht  
 Und zwischen zwei Feindeslagern findest, armes Kind,  
 Du eine Zuflucht nicht!

\*

Im Leben Solowjews traten dieselben Charakterzüge hervor, wie in seiner Weltanschauung. Ebenso wie er sich hier nicht mit irgendeinem einseitigen Prinzip begnügen konnte, so konnte ihn auch im Leben nichts fesseln, was den Stempel des Vorübergehenden, Zeitweiligen an sich trug. In seinem Verstand und Herzen gab es zu viele Saiten, als daß ein einseitiges Gefühl ihn vollkommen hätte beherrschen können. Er war ein warmer und treuer Freund; um seiner Freunde willen war er allzeit zu Opfern bereit, er hätte sich nicht bedacht, wenn nötig, sein Leben für sie hinzugeben; aber es wäre ganz unmöglich, sich ihn als Gatten und Vater vorzustellen. Die Mehrzahl der Frauen, denen er begegnete, gingen in „irdischen Sorgen“ auf und konnten daher in der Seele des Philosophen nicht feste Wurzeln schlagen. Wohl hat auch er in Vers und Prosa bekannt, daß in der Liebe sich der höchste Sinn des Lebens offenbare, in ihr allein die Wahrheit beschlossen sei, aber die Höhe und Uferlosigkeit dieses Gefühls, wie er es empfand, ließen es ihn nicht in irgendwelche bestimmte irdische Rahmen fassen.

Infolge dieser besonderen Anlagen seines Genius, die es ihm unmöglich machten sich durch das beständige Band der Ehe fesseln zu lassen, konnte Solowjew überhaupt sein Leben nicht in ein fest bestimmtes Fahrwasser leiten. Er war ganz unfähig dazu,

irgend eine feste Stellung zu bekleiden. Sogar seine Lehrtätigkeit war nur eine kurze, vielleicht zufällige Episode. Vorschläge dies oder jenes Katheder zu bekleiden hat er mehr als einmal abgelehnt. Er, der in einer ununterbrochenen Unruhe des Schaffens lebte, vermochte seine geistige Tätigkeit keinem von ihm unabhängigen akademischen Unterricht unterzuordnen. Sein beweglicher, vielseitiger Geist bedurfte der Bewegungsfreiheit; deshalb wäre die Verpflichtung, in einem bestimmten Zeitraum den Zuhörern diese oder jene Kenntnisse zu vermitteln, garnicht nach seinem Sinn gewesen. In seiner geistigen, vielleicht sogar auch seiner leiblichen Physiognomie erinnerte er an jenen, von dem „vagabundierenden Rußland“ geschaffenen Typus eines Pilgers, der das ewige Jerusalem sucht und daher in der weiten Welt wandert, alle Heiligtümer ehrt und besucht, aber in keiner irdischen Behausung sich auf lange niederläßt. In solch einem Leben nehmen die materiellen Sorgen nicht viel Platz ein; der Pilger trägt nur ein kleines Bündel auf den Schultern.

Und Solowjew selbst bekannte sich als solcher; verglich er sich doch mit dem „Onkel Wlask“ bei Nekrassow. Und mit diesem Bilde eines Pilgers berührt sich auch eine andre poetische Charakteristik seines Lebensweges:

Im Morgennebel ging ich unsicheren Schrittes  
Zu den geheimnisvollen Wunderufern hin.  
Es kämpfte noch das Frührot mit den letzten Sternen,  
Noch schwebten Träume und die Seele, traumbefangen,  
Zu unbekanntem Göttern flehte im Gebet. —  
Am kalten hellen Tag geh einsam ich, wie früher,  
Des Weges südbah, geh in unbekanntem Land.  
Der Nebel ist zerstreut und deutlich sieht das Auge,  
Wie steil der Bergespfad und noch wie weit das Ziel,  
So weit das Ziel, von dem mir einst geträumt.  
Bis Mitternacht will ich mit mut'gen Schritten gehen  
Zu jenen Ufern hin, wonach die Sehnsucht stand,  
Dahin, wo auf der Höhe, unter neuen Sternen,  
In Flammen ganz durch allbezwingend Feuer,  
Der mir verheißne Tempel mich begrüßt.

Das geistige Bild, das hier zum Ausdruck gelangt, hat der ganzen Weltanschauung Solowjews seinen Stempel aufgedrückt, allen seinen Wanderungen zu den Heiligtümern des vorausgegangenen westeuropäischen und russischen Gedankens. In der Geschichte der Philosophie hält es schwer eine breitere, allumfassendere

Synthese jenes Großen und Wertvollen zu finden, was der menschliche Gedanke hervorgebracht hat. Das wertvolle Erbe der Vergangenheit hat er nicht abgelehnt, sondern im Gegenteil sorgfältig gesammelt; alles hatte Platz in seiner Seele und in seiner Philosophie; aber er fand darin keine endgültige Befriedigung. Er sah in ihnen Teilerscheinungen der einen ganzen Wahrheit, verschiedenartige Strahlenbrechungen jenes Lichts, das allen leuchtet, das aber in seiner ganzen Fülle bisher noch in keiner menschlichen Lehre zu Tage getreten ist. Jenen „verheißenen Tempel“, den er suchte, bezeichneten ihm die Worte des Evangeliums: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Hier liegt das heiligste Heiligtum des Philosophen, das Endziel seiner geistigen Pilgerschaft.



# Zur Geschichte des baltischen Zivilkodex.\*

Von

cand. jur. Hermann von Lushan.

Diese Schrift Baron Kolde's ist so fesselnd geschrieben und deckt so neue Gesichtspunkte für künftige Forschungen auf dem Gebiete des baltischen Privatrechts auf, daß man sie, einmal in die Hand genommen, gar nicht weglegen, sondern in eins durchlesen möchte. Wenigstens ist es mir so gegangen und ich zweifle nicht, daß es jedem baltischen Juristen, der seine Wissenschaft lieb hat, ebenso gehen dürfte.

Es ist erstaunlich, welch großes Material in dieser am Umfang so geringen Schrift verarbeitet worden ist. Wenn irgend wo die Worte: „non multa, sed multum“ gerechtfertigt sind, so sind sie es hier: in der Kolde'schen Schrift wird wirklich multum geliefert, nicht multa.

Und nun zum Inhalt der Schrift. Die eigentlichen Textausführungen reichen nur von S. 1—39, daran aber schließt sich nach Vorausschickung einer zirkla eine Seite betragenden Erläuterung derjenige Teil der Arbeit Kolde's, der ihren eigentlichen Grundstock ausmacht und der ihr erst seinen besonderen Wert verleiht, nämlich eine Tabelle, die von S. 42—80 reichend, nicht weniger als 1642 vom Verfasser eingehend geprüfte Artikel enthält.

Zweck der Schrift ist, die gemeinrechtliche Grundlage unseres Provinzialkodex zu illustrieren. So genommen wäre das kein wesentlich neuer Gedanke. In der Literatur des ostseeprovinziellen Privatrechts wird, namentlich, wenn es sich um Lücken im Provinzialkodex handelt, die nicht anders als unter Zuhilfenahme der gesetzlich anerkannten Subsidiarrechte ausgefüllt werden können, immer wieder und wieder darauf hingewiesen, daß der

---

\*) Der Ursprung eines Teils des Textes des in den baltischen Gouvernements geltenden Zivilkodex. Von Baron A. G. Kolde, Privatdozent der St. Petersburger Universität. (S. Bg. 1912, 79 S., Russ.)

baltische Zivilkodes auf gemeinem (römischem) und deutschem Privatrecht beruhe und nötigenfalls aus diesem heraus ergänzt werden müsse. Allein bis zu welchem Maße das der Fall ist und speziell, wie weit die Kodifikation beim Aufbau des Provinzialkodes in der Heranziehung dieser Subsidiarrechte gegangen sind und welches Verfahren sie hierbei einzuschlagen für gut befanden, das hat bis jetzt noch Niemand gezeigt und gerade darin dürfte m. E. der Wert der Noldeschen Schrift bestehen: sie liefert eben etwas absolut Neues. Um dieses Neue aber zu bringen, hat sich der Verfasser einer wahren Sisyphusarbeit unterzogen: wie schon angedeutet, hat er nicht weniger als 1642 Artikel unseres Provinzialgesetzbuches v. J. 1864 auf ihren gemeinrechtlichen Ursprung untersucht und zwar speziell daraufhin, aus dem Lehrbuch oder der Monographie welches Schriftstellers jeder einzelne der von ihm eingesehenen 1642 Gesetzesartikel stammt. Um das konstatieren zu können, war natürlich ein sorgfältiges Durchstudieren und Vergleichen der betreffenden Stelle des Lehrbuches zc. mit dem Gesetzartikel, der aus dieser Stelle geflossen ist, erforderlich, umsomehr als, worauf der Autor später hinweist, manche Stellen garnicht wörtlich, sondern in überarbeiteter, entweder verkürzter oder erweiterter Gestalt in das Gesetzbuch aufgenommen worden sind, wogegen bei andern Artikeln sich, wie Verfasser selbst sagt, nicht feststellen ließ, aus welchem Schriftsteller sie geschöpft worden: wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Bearbeitung von Stellen aus verschiedenen pandektenrechtlichen Schriftstellern. Das festzustellen war natürlich noch schwieriger. —

In der Mehrzahl der Fälle sind aber — und das ist das Interessante an den Ausführungen Noldes — die auf pandektenrechtlicher Basis beruhenden Gesetzesparagrafen wörtlich den damals gangbaren resp. von den baltischen Juristen am Meisten gebrauchten Pandektenlehrbüchern entnommen und zwar — wie die Tabelle zeigt — hauptsächlich den Lehrbüchern von Mühlentbruch, Mackelden, Savigny und Schmidt, seltener Sintenis und Bangerow, öfters auch aus den in der damaligen Zeit in den deutschen Staaten geltenden Zivilgesetzbüchern. In der Tabelle werden in dankenswerter Weise parallel mit dem betreffenden Gesetzesartikel, um den es sich nun grade handelt, Band, Seitenzahl und § der benutzten Stelle des excerpierten Schriftstellers angegeben, so daß

man sich mit Leichtigkeit von der Übereinstimmung zwischen dem Gesetzartikel und seiner Quelle überzeugen kann.

Überhaupt aber — das betont v. Nolde ausdrücklich — macht angeichts der von den Kodifikatoren befolgten Methode der Zusammenstellung unseres Zivilgesetzbuches aus Exzerpten gemeinrechtlicher Schriftsteller der baltische Zivilkodex auf jeden, der sich mit ihm zu beschäftigen Gelegenheit hat, mit seiner umständlichen Breite und doktrinenellen Ausführlichkeit den Eindruck eines Pandektenlehrbuches, wozu gewiß auch der Umstand beigetragen haben mag, daß bestimmte Materien des zur Begutachtung an die höchsten Gerichte des Landes und an die Universität Dorpat übersandten ursprünglichen Kodifikationsentwurfs dem damaligen Professor des römischen Rechts in Dorpat Meykow zur Begutachtung und Korrektur übermittelt wurden, so daß dann die von ihm angebrachten Korrekturen unwillkürlich einen lehrhaften Charakter annahmen. Ich führe nur ein eklatantes Beispiel an — das Nolde übrigens mit Stillschweigen übergeht — nämlich die Artt. 248 — 256 T. III Prov.-G.-B., die besagen, daß man im Recht eine doppelte Gradberechnung der Seitenverwandtschaft unterscheide, nämlich die römisch-rechtliche und die kanonisch-rechtliche. Das klingt doch ganz nach einem Pandektenlehrbuch und wird außerdem in unsrem Zivilgesetzbuch fast nirgends praktisch verwertet.

Auch auf die Frage, welche Gründe wohl die Kodifikation, insbesondere den damals mit der Leitung der Kodifikationsarbeiten betrauten Dr. F. G. v. Bunge veranlaßt haben mochten, bei Zusammenstellung und Redigierung des Provinzialkodex die Methode des Exzerpiens aus Pandektenrechtsschriftstellern zu wählen, weiß der Verfasser eine ebenso plausible wie geistreiche Antwort zu geben: man mußte doch eben damit rechnen, daß es sich entsprechend den Allerhöchsten Intentionen nur um eine kodifikatorische Festlegung des in den Ostseeprovinzen bereits geltenden Rechts, nicht um eine Schaffung neuen Rechts handelte und eben deshalb mußten die Kodifikatoren darauf bedacht sein, diejenigen Rechtsansichten und Auffassungen in das Gesetzbuch aufzunehmen, die damals unter den praktischen Juristen und in den Gerichten wirklich gangbar waren und herrschten. Wen aber zogen die Gerichte und praktischen Juristen in den Fragen des täglichen Rechtslebens in der Zeit vor Emanation des Zivilkodex

von 1864 zu Rate, wie verfahren sie dabei? Gewiß weniger so, daß sie für jeden Fall im *corpus juris civilis* nachlasen, nein, sie schlugen einen einfacheren Weg ein, indem sie ihren Gutachten, Ratschlägen und Urteilen Stellen aus denjenigen pandektenrechtlichen Schriftstellern zu Grunde legten, die ihrer Ansicht nach in der Theorie des Pandektenrechts die gewichtigsten Stimmen hatten und die sich in der jeweilig vorliegenden praktischen Frage in einer den römisch-rechtlichen Quellen, dem *corp. jur.*, am Meisten entsprechenden Weise äußerten. Sie schlugen also nicht sowohl das *corp. jur. civ.* als vielmehr in erster Linie die gangbaren Pandektenlehrbücher auf, lasen dort nach und zogen dann wohl auch die dort angeführten Stellen aus dem *corp. jur. civ.* zu Rate. Ebenso taten die Kodifikatoren, ebenso ihr Haupt F. G. v. Bunge. Sie handelten also vollkommen folgerichtig, wenn sie der Redigierung der einzelnen Gesetzesartikel vielfach wörtlich die Ansichten der damals ihrer Ansicht nach angesehensten Pandektenrechtsschriftsteller zu Grunde legten. Denn man muß bedenken, daß das bis 1864 in den Ostseeprovinzen geltende und in praxi geübte Zivilrecht zum größten Teil auf gemeinem und deutschem Recht beruhendes Gewohnheitsrecht und nur zum geringen Teil auf den Quellen des angestammten Rechts beruhte. Nur, wenn sie, wie eben angegeben, verfahren, konnten die Kodifikatoren sicher sein, diejenigen gemeinschaftlichen Rechtsätze wiederzugeben, die sich als das im Lande wirklich geltende und faktisch geübte Recht darstellten — in der Theorie sowohl als auch in der Praxis.

Man kann die Frage aufwerfen — und Kolbe tut es — weshalb gerade ein Lehrbuch wie z. B. das von Mackelden — das schon damals, in den 60-er Jahren, im schlimmen Ruf der Seichtigkeit stand — dem Gesetzestext der Kodifikation so vielfach zu Grunde gelegt wurde und weshalb von Lehrbüchern wirklich anerkannter romanistischer Größen wie z. B. den von Mühlbruch und Savigny nur die aus recht weit zurückliegender Zeit benützt wurden, während die kurz vor 1884 erschienenen Pandektenlehrbücher eines Buchta, Wangerow und Arndts in verschwindend seltenen Fällen herangezogen sind. Auch hierauf weiß Kolbe eine überaus einleuchtende Antwort: trotz seiner überall anerkannten Seichtigkeit erfreute sich Mackeldens Pandektenlehrbuch besonders unter den Praktikern sowie insbesondere in den Gerichten

seiner zusammenfassenden Kürze wegen einer außerordentlichen Beliebtheit und aus eigener Anschauung kann ich es bestätigen, daß in den meisten Bibliotheken der ältern deutsch-baltischen Juristen und der Gerichte aus der Zeit vor der Justizreform und ebenso in den baltischen Antiquariatshandlungen sich neben Lehrbüchern wie den von Thibaut, Götschen und Glück grade auch Mackeldey's Lehrbuch zu befinden pflegte. Und so ist es wahrscheinlich, verständlich und natürlich, daß F. G. v. Bunge bei seinen Kodifikationsarbeiten die ihm von früher, insbesondere wohl aus seiner Dorpater Zeit her bekannten und geläufigen Lehrbücher benutzte, was bei den Mühlenbruch'schen Buche umso weniger auffallend ist, als Bunge in der Zeit seiner Dorpater Professur eng befreundet mit Madai war, der bekanntlich die posthume Ausgabe des Mühlenbach'schen Pandektenlehrbuchs besorgt hat. Bei der spätern Überarbeitung und Kritik des Bunge'schen Kodifikationsentwurfs, namentlich seitens Menkows, mögen dann wohl auch die neuern Pandektenschriftsteller herangezogen worden sein.

Geistvoll ist die Parallele, die der Verfasser zwischen dem Provinzialkodex vom J. 1864 und Justinian's großer Gesetzeskompilation, dem *corpus juris civilis*, zieht. So wie letzteres die Ansichten der römischen Juristen über das wirklich geltende Recht wiedergeben wollte und ganz so wie Justinian zu eben diesem Zwecke — wenigstens in den Digesten — den Weg einschlug, daß er den Schriften der berühmtesten Juristen seiner Zeit und seiner Vorzeit wörtlich diejenigen Stellen entnahm, die ihm resp. der unter Tribonian's Leitung tagenden Gesetzgebungskommission gutdünkten, ganz so wurde bei Zusammenstellung unsres Zivilkodex im J. 1864 verfahren: sowie der wichtigste Teil des *corpus juris civilis*, nämlich die Pandekten oder Digesten im Grunde nichts mehr ist, als ein Ganzes, das sich aus lauter einzelnen, den Werken der vorklassischen und klassischen römischen Juristen entlehnten Stellen nach einem bestimmten System zusammensetzt, ganz so ist es auch mit der im Jahre 1864 erfolgten Kodifikation unsres baltischen Zivilrechts. Und in der That, die Parallele ist frappierend: dort — der römische Kaiser Justinian und sein Justizminister Tribonian mit den Professoren Theophilus, Thaleläus und Dorotheus, hier — der russische Kaiser Alexander II. — der große Reformator Rußlands — und seine Gehilfen: Graf Bludow, Spe-

ranfski, der ehemalige Professor Dr. F. G. v. Bunge und der Dorpater Professor Meyfow, dort — eine Summe von Exzerpten aus den Werken der römischen Juristen meist aus der Zeit des klassischen römischen Rechts, hier — eine Summe von Exzerpten aus bekannten und verbreiteten Lehrbüchern des gemeinen oder des Pandektenrechts! —

Alles in Allem genommen sind die Resultate der Rolbeschen Schrift so wertvoll, daß man ohne den Vorwurf der Übertreibung auf sich zu laden, getrost sagen kann, daß der Wissenschaft des baltischen Privatrechts damit ganz neue Bahnen eröffnet werden. Denn jeder Laie wird es jetzt einsehen können, daß, wenn es z. B. gilt, einen dem Sinn nach zweifelhaften Artikel unsres Zivilgesetzbuchs zu interpretieren, man sich an der Hand der Rolbeschen Tabelle aus demjenigen Pandektenlehrbuch Nats holen kann, aus welchem der fragliche Gesetzesartikel genommen ist: diejenigen Erklärungen oder weitem Ausführungen des betreffenden Lehrbuchs, die sich um die entlehnte Stelle gruppieren, werden dann auch zusammengehalten mit den andern, von derselben Materie handelnden Gesetzesparagrafen unsres Kodex, zur Erläuterung des wahren Sinnes des strittigen Artikels benützt werden können.

So geht eine Fülle von Anregung von dieser Schrift Rolbes aus und so stempelt sie sich, trotz ihres so geringen Umfanges, zu einer der wertvollsten Erscheinungen der neuesten Literatur unsres baltischen Privatrechts.

Zum Schluß dieser Besprechung möchte ich nur noch dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß Baron Rolde auch die auf deutschrechtlicher Basis beruhenden Gesetzesbestimmungen unsres Zivilkodex einer ähnlichen Analyse wie die von ihm untersuchten provincialrechtlichen Bestimmungen pandektenrechtlichen Ursprungs unterwerfen möchte. Auch eine genauere Vergleichung mit den Bungeschen Handbüchern des liv- und estländischen und des kurländischen Privatrechts, sowie mit Neumann's kurländischem Erb- recht (Mitau 1850) dürfte vielleicht noch Ausbeute geben.

## Ein Buch über die Weltstellung der Deutschen.

Von **A. W.**

---

**V**or einiger Zeit ist auf dem Büchermarkte ein Werk erschienen,<sup>1</sup> das überall, wo Deutsche wohnen, in Deutschland selbst und außerhalb, warm begrüßt werden dürfte, nicht zuletzt bei uns in Baltland.<sup>2</sup> Ist doch der Verfasser ein Kind dieses Landes und hat er die Beziehungen zu dieser seiner alten Heimat — noch vor einem Jahre hat er in Riga und Libau (wo sein Geschlecht ursprünglich, d. h. vor etwa hundert Jahren, sesshaft gewesen ist, und wo ihm noch heute ein Bruder lebt), uns durch seine fesselnden Vorträge über China und Afrika erfreut — weder äußerlich noch innerlich abgebrochen. Das kommt auch in vorliegendem Buche zum Vorschein, ich möchte sagen zum Durchbruch, wo der Verfasser auch die Balten in ihrem Verhältnis zum deutschen Gedanken betrachtet, wiewohl er an ihnen von vornherein glaubt vorübergehen zu müssen, und zwar ebenso, wie an den andern über Rußland und über Ungarn verstreuten Deutschen, die 12—15 Millionen Deutsch-Amerikaner der Vereinigten Staaten nicht ausgenommen.

Kohrbach zieht somit das Deutschtum der ganzen Welt in den Kreis seiner Betrachtung oder Untersuchung, und darin liegt unsres Erachtens ein Vorzug seiner Arbeit, die hierdurch als eine bahnbrechende bezeichnet werden könnte, ihren Verfasser aber gewissermaßen der Zahl jener Balten, wie Harnack und Ostwald,

---

<sup>1</sup>) Paul Kohrbach: Der deutsche Gedanke in der Welt. Düsseldorf und Leipzig, R. R. Langewische (Verlag der „Blauen Bücher“).

<sup>2</sup>) Anm. der Redaktion. Der geehrte Herr Verf. braucht hier eine recht ungewöhnliche Bezeichnung für unsre Heimat. Wir fühlen uns zwar nicht berechtigt sie ohne seine Zustimmung zu ändern, möchten indessen bemerken, daß unsrer festen Überzeugung nach dies nicht sehr glücklich gebildete Wort sich schwerlich jemals bei uns einbürgern wird.

beigesellt, die in der „urdeutschen Heimat“ — um einen Ausdruck Rohrbachs zu gebrauchen — in führender Stellung zu Namen und Ansehen gekommen sind. Rohrbach, der früher im überseeischen Dienste der Deutschen Regierung stand, gilt als einer der besten Kenner des kolonialen, besonders afrikanischen Deutschland, auf welchem Gebiete er auch beachtenswerte Schriften veröffentlicht hat: die „Deutsche Kolonialwirtschaft“, in 2 Bänden, und „Deutsch-chinesische Studien“, sowie „Deutsche Kulturaufgaben in China“ (1911, 2. Aufl.). Somit ist er wie kaum noch ein anderer befähigt, den heute bereits über die ganze Welt ausgespannten Fäden der wirtschaftlichen, kulturellen, politischen Interessen Deutschlands nachzugehen und seine Landsleute daheim auf ihre immer größer und schwieriger werdenden Aufgaben — und das nennt er eben den „Deutschen Gedanken in der Welt“ — hinzuweisen und nicht in letzter Linie darauf vorzubereiten.

Das Grundmotiv des Buches ist also ein ernstes Mahnwort an die gegenwärtige Generation der Reichsdeutschen, beziehungsweise ein flammender Aufruf, alle Kräfte anzuspannen, um sich in der Welt wirtschaftlich und politisch durchzusetzen und sich so eine gesichertere Zukunft zu schaffen, als sie heute winkt. Denn in allen Ecken und Enden der Welt, wohin der Deutsche auch kommen mag, findet er bereits den angelsächsischen Vetter von jenseits der Nordsee vor, der ihm ebensowenig freiwillig weichen kann und wird, wie der Deutsche seinerseits ihm. Das ist eben eine Lebensfrage für jedes der beiden großen Völker. So ist denn „England Deutschlands Schicksal“ geworden, formuliert Rohrbach diesen Satz und für ihn gibt es keinen Augenblick des Zweifels, daß Deutschland die Entscheidung durch die Waffen aufnehmen wird und muß, wenn England es will, d. h. also Deutschlands friedlichen Wettbewerb nicht mehr duldet, wie der Zweikampf auch ausfallen mag. Denn selbst eine Niederlage kann nach Rohrbach kaum schlimmer sein, als ein Ausweichen vor dem Kriege, also eine Demütigung, die doch die gleiche Verdrängung des Deutschen aus dessen überseeischen Positionen wie nach einer Niederlage nach sich ziehen würde. Für diesen Entscheidungskampf aber werde Deutschland immer mehr befähigt durch seine starke Volksvermehrung und die fast beispiellos dastehende industrielle und kommerzielle Entwicklung. Deutschland zählt heute bereits etwa

22 Mill. Einwohner mehr als England, d. h. Großbritannien, und vermehrt seine Bevölkerung um  $\frac{1}{5}$  stärker als England (und Italien, Österreich-Ungarn), während seine Volkszunahme der der Skandinavier und Niederländer durchschnittlich gleichkommt.<sup>1</sup> Denn der natürliche Zuwachs betrug im erstgenannten Lande: im Jahre 1906 etwa 910,000 Seelen, 1907 — 883,000, 1908 — 880,000, 1909 — 884,000, d. h. also, für unsre baltischen Verhältnisse anschaulicher gesprochen: Deutschland wächst alljährlich um die Zahl seiner Volksgenossen, welche die gesamte Volkszahl der heute lebenden Esten annähernd ausmacht. — Ebenso interessant sind die auf S. 74 f. gegebenen Zahlen für den Gesamthandel Deutschlands, der i. J. 1891 mit 8111 Mill. Mark den der Vereinigten Staaten von Nordamerika (7264 Mill. M.) zwar schon übertraf, aber den Frankreichs (8642 Mill. M.) noch nicht erreicht hatte, während er 1907 mit 17011 Mill. Mark den französischen (12105 Mill. M.) und nordamerikanischen (13925 Mill. M.) schon weit hinter sich ließ und dem englischen (23741 Mill. M.) immer näher rückte. „Während die Engländer zwei Schritte tun, machen wir jedesmal drei“, und in 12—15 Jahren dürfte somit der englische Vorsprung, der heute sich in 40% ausdrückt, überwunden sein, die gleichen Entwicklungsbedingungen vorausgesetzt.<sup>2</sup> Dieselbe Steigerung weist der Volkswohlstand auf, wenigstens soweit er sich in den Sparkasseneinlagen äußert, denn in den 9 Jahren zwischen 1900—1908 wuchsen sie im größten deutschen Bundesstaate, Preußen, von 8,9 auf 14,6 Milliarden. In demselben Staate stieg ferner das steuerpflichtige Einkommen im Zeitraume 1892—1910 von 6 auf 14,5 Milliarden Mark und die von diesem Vermögen erhobene Steuersumme zu derselben Zeit von rund 125 auf rund 338 Millionen Mark (S. 80).

Für ein Volk von so bedeutender Lebensenergie, wie das deutsche, ist nun, wie bereits angedeutet wurde, die Expansion eine Lebensfrage, wenn es nicht, sozusagen, im eignen Fette ersticken soll. Zunächst die Übervölkerung!

<sup>1</sup>) Rußland mit seiner verhältnismäßig vorteilhafteren Geburtenziffer weist infolge seiner übergroßen Sterblichkeit nur eine wenig größere absolute Zuwachsrate auf, trotz seiner fast  $2\frac{1}{2}$  mal größern Volkszahl; und Frankreich ist im J. 1911 bekanntlich um 34,000 Einw. sogar zurückgegangen.

<sup>2</sup>) Rußland zeigt nur etwa  $\frac{1}{4}$  des deutschen Handels, Österreich-Ungarn ebensoviel, Italien weniger als  $\frac{1}{4}$ . S. 76.

Rohrbach hält eine Besiedlung Südafrikas oder Südamerikas geschweige denn Mesopotamiens, — was viele Engländer infolge der von Deutschen erbauten Bagdadbahn annehmen — für unwahrscheinlich, ohne sich in eine Erörterung hierüber einzulassen, wenigstens was die beiden erstgenannten Landgebiete betrifft. Dagegen wird auf Deutsch-Ostafrika, wo 2—3 Mill. deutscher Kolonisten angesiedelt werden könnten, empfehlend hingewiesen. Das Gedeihen der deutschen Kolonien erfordert aber mehr Selbstverwaltung, wie sie den Engländern noch abzulernen wäre, und weniger Bürokratie und Formalismus; es sei auf diesem Gebiete viel gesündigt worden. Neuerwerbungen in Europa hält Rohrbach bei der Eifersucht der übrigen Mächte für ganz ausgeschlossen, und er sucht es durch die hypothetische Annahme einer Eroberung der Niederlande klarzumachen. Sobald dieser Fall einträte, würde sich Deutschland plötzlich einer erdrückenden Übermacht von koalitierten Staaten gegenüber sehen, die solche Annexionsgelüste ihm gründlich verwehrten. Den freiwilligen Anschluß anderer Staaten erwartet er ebensowenig, wenschon man den leisen Wunsch heraushört, was Österreich und die Schweiz betrifft. Diese Staaten, die einst zum Reichskörper gehörten, sind gewissermaßen Kulturtrabanten desselben noch heute, und als solche die mehr nehmenden als gebenden. Mit einer gewissen Bitterkeit spricht er daher von der „Eigenbrödelei der Kleinstaaten“ und dem uralten und durch eine „lange politische Trennung noch verhärteten und verschärften Sonderbewußtsein der deutschen Stämme“, sodaß man sich beispielsweise einer Störung der Freundschaft aussetze, wenn man in einem Gespräche mit einem Deutschschweizer über deutsch-schweizerische Dinge die Einschränkung unterlasse, es handle sich hier nur um „die Sprache und was damit zusammenhängt.“. . . Während es keinen geborenen Engländer gäbe, der nicht zugleich S. M. Untertan sei, während alle übrigen Nationen wenigstens die überwiegende Hauptmasse ihrer Volksgenossen zu einem staatlichen Verbande vereinigt hätten, wären wesentliche Bestandteile des deutschen Volkes noch außerhalb desselben. R. läßt die Frage ununtersucht, ob das einmal anders werden könnte; er nimmt die „nationale Willenlosigkeit, die das Schwächezentrum der deutschen Art unter den Völkern bildet“, (S. 225) als gegebene Tatsache hin und baut darauf das zweite Kapitel des Buches, „Geschicht-

liche Lasten“ betitelt, auf. Er führt hier aus, daß Deutschland seit dem Ausgange des Mittelalters ein Drittel seines Territoriums verloren, ja etwa seit dem J. 1400, wo auch Burgund, Oberitalien und Livland zum Reiche gehörten, wohl die Hälfte seines damaligen Ländergebiets eingebüßt. Die stillschweigende Folgerung aus diesen geschichtlichen Lasten und den im zweiten Kapitel und auch anderwärts behandelten „Hemmungen von innen her“ ist aber: die Schwierigkeit, der sich das heutige Deutschland gegenüber sieht, den Deutschgedanken im Wiederstreit zu den übrigen Völkern der Erde durchzusetzen. Denn auch der innern Hemmungen gibt es nicht wenige: vor allem die konfessionelle Spaltung, welche den katholischen Teil der Reichsdeutschen in seiner geringern Eignung für nationale Aufgaben z. T. ausschaltet; die Verständnislosigkeit der Sozialdemokratie für staatliche Pflichten; der noch zu stark, und zwar auf Kosten des Nationalbewußtseins, sich geltend machende Standes- oder Klassendünkel — f. die eigensüchtige Steuerpolitik der Konservativen und die sog. Klassenjustiz; die Bevorzugung des Adels bei Besetzung der diplomatischen Posten — und wohl noch anderes.

Diesen Mangel an nationalem Idealismus scheint Rohrbach einer seit den Zeiten des Tacitus nachweisbaren Wesensart der Deutschen zuzuschreiben, worin man ihm kaum wird zustimmen können. Denn warum — darf man dann fragen — zeigen die von ihm als Muster hingestellten Engländer eine abweichende nationale Entwicklung, obgleich sie doch denselben Deutschen entsprossen sind und den Grundzug germanischen Wesens bis auf den heutigen Tag bewahrt haben trotz der starken physischen und geistigen Beeinflussung durch Kelten und Romanen. Oder warum finden wir bei den Scandinaviern, Dänen und Holländern einen stärker hervortretenden Zug nationaler Energie als bei den Deutschen, von denen schon Goethe behauptet hatte, sie seien „so achtbar im einzelnen, und so miserabel im ganzen“ (S. 108); bei denen Treitschke die am wenigsten unter allen Völkern entwickelte nationale Widerstandskraft fand; die Bogumil Goltz in seinem Buche vom deutschen Genius als auserlesenes Volk gerade darum feierte, daß es den Nationalismus mit dessen unerfreulichen Auswüchsen und den dessen Träger abfärbenden Charaktereigentümlichkeiten nicht kenne; unter denen es endlich solche Professoren und Volks-

wirtschaftslehrer gegeben hat, wie jenen von Albert Haffe, dem Begründer des alldeutschen Gedankens, verspotteten, welcher es sich und allen deutschen Landsleuten zur besondern Ehre zurechnen wollte, daß ungezählte Millionen von Deutschen — wennzwar schon entnationalisiert — in dem achtbaren Volke der Hankees weiterleben. Aber gerade aus diesem heute überwundenen Standpunkte sollte man doch lernen können, daß auch des deutsche Nationalempfinden der geschichtlichen Entwicklung unterworfen sei, und daß es doch heute himmelweit unterschieden ist von dem zur Zeit des Tacitus vorherrschenden, wo von Nationalgefühl und staatlicher Einheit unter den noch in der Gauverfassung dahinglebenden Germanen noch ebensowenig die Rede sein kann, wie unter den Letten, Esten und Liven zur Zeit des Lettenpriesters Heinrich. Es ist auch auf den merklichen Wandel hinzuweisen, der etwa seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im jungen Deutschen Reiche vor sich gegangen ist, sodaß der bekannte Kritiker von Belhagen und Klasings Monatsheften, Karl Busse, in ähnlichem Gedankengange den Ausspruch tun konnte, er hätte heute von jedem Referendar eine Forderung zu erwarten, wenn er es sich erlauben wollte, an dessen gutdeutscher Gesinnung zu zweifeln. In diesem, die Sphäre des alldeutschen Gedankens, wenn auch nur leise streifenden Zusammenhang sei dann endlich auch das Schlußglied der Gedankenreihe nicht beiseite gelassen, daß der allendliche politische Anschluß der Deutschösterreicher an das Reich zu einer immer sicherern Möglichkeit der Zukunft wird, wenn man einerseits die zunehmende Entfremdung der einzelnen Völkerschaften der Osterreich-Ungarischen Monarchie und andererseits das erwachende Nationalbewußtsein der Deutschösterreicher, bei dem wachsenden Zurücktreten der kirchlichen Interessen, gebührend in Betracht zieht. Denn es ist eben von symptomatischer Bedeutung, wenn, neben einer ganzen Reihe ähnlicher Erscheinungen, zu denen der bei den Deutschböhmen heimische Wunsch eines politischen Zusammenschlusses mit dem Deutschen Reiche gewiß nicht in letzter Linie gehört, vor einem Jahre das viel gelesene Buch des Deutschösterreichers Rudolf Hans Bartsch „Das deutsche Leid“ das Interesse der Öffentlichkeit in hohem Grade auf sich ziehen konnte, ein Buch von so hohem deutschnationalen Idealismus, wie die deutsche Literatur kaum ein zweites bisher aufzuweisen hat.

So weite Ziele steckt sich das Rohrbachsche Werk indessen keineswegs. Es ist eben nicht die Politik als solche, die er mit dem deutschen Gedanken verbindet, wengleich er der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches ein besonderes Kapitel widmet und in die Beziehungen des letztern zu den Nachbarmächten, besonders England und Rußland, einen tiefen Blick hineinwirft. Hierbei dürfte uns auch die Auffassung interessieren, daß Rohrbach für die Zukunft eher ein Zusammengehn, als ein Auseinanderstreben der Deutschen und Russen anzunehmen scheint, zumal er bei der „Unkultur“ und „Brüchigkeit“ Rußlands eine volle Anspannung aller physischen, geistigen und sittlichen Kräfte zu einer außerordentlichen Leistung — wie der Krieg mit Japan es beweise — für ausgeschlossen hält. Wozu unsrerseits nur kurz bemerkt werde, daß wir hierin eine ganz ungeheuerliche Unterschätzung sehen, ähnlich, wie wir ihr auch in den Schriften des Alldeutschen Hasses begegnen. Als ob es nach Jena und Friedland nicht schon ein Jahrsünst darauf auch wieder ein neues Preußen gegeben hätte, das grade infolge der Niederlagen sich in so kurzer Zeit durch einschneidende Reformen zu der Höhe der Freiheitskriege emporraffte! . . .

Rohrbach begreift unter den wichtigsten Aufgaben des heutigen Deutschland die von der Regierung und der Wehrkraft gestützte und geförderte wirtschaftliche Expansion, die er im Worte „Kulturpolitik“ zusammenfaßt. Er weist vor allem auf China und die Türkei hin, wo eine Ausbreitung des deutschen Einflusses noch günstige Ausichten habe. Aber grade das letztere Land liefere den besten Beweis, wieviel die Deutschen noch zu lernen haben, um erfolgreich Kulturpolitik zu treiben. Trotz der politischen Freundschaft zu Deutschland sei der französische Einfluß in der Türkei unvergleichlich stärker als der deutsche, denn das hier arbeitende französische Kapital bilde  $\frac{2}{3}$  des gesamten hier angelegten fremdländischen, und der französische Anteil an der türkischen Staatsschuld betrage etwa 55%. Das käme aber daher, daß die französischen Missionsgesellschaften seit den Zeiten Napoleons III. reiche staatliche Unterstützung erhielten, wodurch allein sie es zu stande bringen, 800 höhere und niedere Schulen in der europäischen und asiatischen Türkei zu unterhalten und den französischen Unterricht an türkischen Schulen durch kostenlose Stellung von

Lehrern und durch Geldzuschüsse zu unterstützen. Auf ähnliche Weise werde im Augenblicke China dem angelsächsischen Einflusse zugänglich gemacht, indem hier, infolge Aufbringung reicher englischer und nordamerikanischer Geldmittel, demnächst die zweite Hochschule in englischer Sprache eröffnet sein werde, welche den nach europäischer Bildung dürstenden jungen Chinesen kostenlos ihre Tore öffnet.

Diese Fortschritte der andern Kulturvölker, namentlich der Angelsachsen, gründen sich auf feinere natürliche Rassenvorzüge, sondern sind das Endergebnis einer langen nationalen Schulung und Erziehung, die dem Deutschen noch abgeht. Hier müsse auch die Schule mithelfen. Erwähnt werden können hätte hier, meiner Ansicht nach, das gegenwärtig in Deutschland bemerkbare Bestreben, auch die Frauen zum Dienste an der nationalen Idee heranzuziehen, sowie die alle Kreise der Nation umfassende Bewegung, die im Jungdeutschlandbund zum Ausdruck gelangt. . . Die Deutschen besäßen vorzügliche Anlagen (Arbeitsamkeit, Gewissenhaftigkeit) und eine hohe Kultur, die in einzelnen Zweigen (Schulwesen, Großindustrie, experimentierende Naturwissenschaft, wie angewandte Chemie, Physik, Elektrizität u. a.) die höchste bisher erreichte Stufe der Entwicklung erstiegen hat. Durch seine „Arbeit, Wissenschaft und Rüstung“ habe der Deutsche bereits heute sich eine geachtete Stellung unter den Nationen der Erde errungen und verlange gebieterisch nach der Mitherrschast über die Welt, zusammen mit dem Angelsachsen, dem er an Anlage und Leistungsfähigkeit gleichkommt und ebenbürtig ist. „Die beiden stärksten Völker auf der Erde sind vor eine furchtbar schwere Entscheidung über ihre Zukunft gestellt, und eins dieser Völker sind wir“ (S. 101). So kehrt der Verfasser immer wieder zu dem leitenden Gedanken seines Buches, zum Kampf ums Dasein mit dem Engländer zurück, zu dem sich jeder Deutsche mit allen ihm erreichbaren materiellen und ideellen Waffen rüsten müsse und solle. Und gegenüber diesem Grundgedanken tritt alles Spintifizieren und ruhiges Zu-Ende-Denken der leidenschaftlichen und impulsiven Erörterung in den Hintergrund: ob der Deutsche in diesem weltgeschichtlich-gewaltigen Ringen unterliegen, oder ob er sich behaupten, ob er endlich gar den Nebenbuhler niederwerfen und ihn ablösen werde, um so eine neue Kulturära heraufzuführen

und wahrzumachen, was heute so viele sängen oder deklamieren, ohne sich dabei etwas zu denken:

und es mag an deutschem Wesen  
noch einmal die Welt genesen! (S. 99).

Aber wenn Rohrbach die Rückständigkeit der preussischen Verfassung bedauert, die selbst den modernen Chinesen als zu veraltet erschien, um bei der Konstituierung der chinesischen Republik in Betracht gezogen werden zu können; wenn er diese preussische, unwillkürlich auf die gesamtdeutschen Verhältnisse übertragene, Rückständigkeit als schuldige Ursache ansieht, daß bei fernabgelegenen Völkern, die Deutschland meist nur aus der Zeitungslektüre kennen, die Engländer und Franzosen beliebter sind als die Deutschen, sodaß diese auch weniger „moralische Eroberungen“ machen; so werden wir — neben auch noch andern Rohrbach'schen Äußerungen über den unentwickelten Geschmack und Formensinn der Deutschen u. a. — in diesen Gedankengängen uns auch mit dem bei Rudolf Hans Bartsch in seinem schon erwähnten hervorragenden Buche gezeichneten Ausblick berühren, wenn er anlässlich der wenig ausgebildeten Urbanität seiner Steiermärker, bez. Österreicher, oder gar Deutschen im allgemeinen, sagt, es gebe ihm dieser Umstand Hoffnung, an die Zukunft seines Volkes zu glauben, denn alle jungen Völker besäßen noch keine ausgesprochene Persönlichkeitskultur. Und wenn ein Geist wie Houston Steward Chamberlain die Deutschen als „Menschenhaufen“ zu bezeichnen wagt, d. h. als ein politisch noch ganz unreifes Volk, so ist das nur ein stärkerer Ausdruck für die von Rohrbach gewonnene Anschauung, die er S. 108 in die Formel preßt: „Pflicht und Arbeit bilden vereint den positiven Pol des deutschen Wesens; Ziellosigkeit des nationalen Wollens den negativen.“ Wo aber sowohl der Einzelne als auch das Volk als solches noch so große Perspektiven der Entwicklung freiläßt; wo die Lebenskraft in der Bevölkerungszunahme und in der Arbeitsintensivität noch so ungebrochen ist, da ist man noch im kraftvollen Mannesalter, da braucht einem um die Zukunft eines Volkes nicht bange zu sein.

# Auf Wittgenstein,

am Feste seiner Siege, den 3. November 1812  
zu Dorpat.<sup>1</sup>

---

.... Düstres Gewölk hing über unsern Häuptern. Schreckbar schwebte der Tod über Rußlands Thäler und Hügel. Vom Achzen der Mütter ertönte die Luft; die verstohlenen Seufzer der Mädchen entflohn der geängsteten Brust; das Feuer der Liebe brannte in Thränen.

Da erhob sich Wittgensteins flammende Seele und ergoß sich in Kühnheit und Klugheit, zu lenken den Arm seiner Krieger zu Sieg, zu schlagen den dreifach Stärkern, zu töten die Hyder mit wiederwachsenden Häuptern, zu strafen den Frevel des Feindes, zu wenden den Jammer auf ihn.

Oa! Stolzer Gallier, warum hast du seinen Born gereizt? Warum hast du den Helden zu den Waffen genöthigt? Warum bist du gekommen zu verheeren das Land?

Nun fallen die Reih'n dieser Tapfern, getroffen vom Blitz seines Schwertes. Nun fliehn vor der Flamme seines Donners deine Scharen wie Hirsche. Nun blickst du traurig zurück auf dein verstummtes Feuerrohr, deine Fahnen, dein Gepäck, in den Händen des Siegers. Nun lächeln unsre Schönen zu deiner Flucht und winken den siegreichen Freunden ihres Herzens süßen Lohn zu.

Auf! stimmt, ihr Sänger, die Sieges-Lieder nun an; singt Wittgensteins ruhmvolle Thaten. Ihr, des Vaterlands Töchter, flechtet dem Sieger nun Kränze; greift auf der Guitarre sein Lob. Es lebe der Held an der Düna, der tapfere Wächter an den Pforten des Borhofs zu unsres Thrones Pallästen, der edle Beschützer unsres Heerdes, der Sieger des Unbesiegten. Er lebe in euren Gesängen! . . .

Glücklich das Land, wo Vaterlandsliebe und Selbstenmut wohnen.

---



<sup>1</sup>) Es ist eine zeitgenössische „Nachahmung von Ossians Lied auf die Niederlage der Römer in Britannien.“ Gedruckt „Dörptsche Btg.“ 1812 Nr. 89; hier mit einer kleinen unwesentlichen Kürzung am Anfang und Ende wiedergegeben. Der Verfasser ist unbekannt. — Dies Lied zeigt uns deutlich, mit welcher Begeisterung die Zeitgenossen Wittgenstein, der mit seinem Korps auch Riga deckte, zu ihrem Helden erhoben hatten.

## Liv-, Kur-, Estländer als Offiziere in den Kriegen 1812—1815.



Es braucht wohl kaum erst besonders betont zu werden, daß daß ein Versuch, die Livländer, Kurländer und Estländer aufzuzählen, die in den Kriegsjahren 1812—15 als Offiziere unter den Fahnen standen, schwerlich jemals den Anspruch auf Vollständigkeit wird erheben können. Dazu ist die Beschaffung des Materials zu schwierig, wie jeder weiß, der sich mit ähnlichen Zusammenstellungen beschäftigt hat. Oft genug ist es auch kaum möglich, die Zugehörigkeit einer Persönlichkeit mit deutschem Namen zu einer baltischen Familie mit Sicherheit zu konstatieren. Also erhebt auch die vorliegende Aufzählung weder die Prätension auf auch nur annähernde Vollständigkeit, noch auf Irrtumslosigkeit. Immerhin aber darf wohl der Versuch gemacht werden, eine möglichst große Anzahl solcher Namen zusammenzubringen. Denn, in der That, erstaunlich groß ist das Kontingent gewesen, das baltische Familien, Adel und Bürgerliche, hauptsächlich aber natürlich Edelleute, unter die vaterländischen Fahnen gestellt hat.

Als Grundlage für unsere Listen haben die Allerhöchsten Parolebefehle über Beförderungen, Auszeichnungen, Streichungen aus der Dienstliste usw. gedient. Auch sie haben uns jedoch nur in gleichzeitigen, aber gewiß nicht vollständigen Auszügen vorgelegen, wie sie auch unsre heutigen Zeitungen aus dem Regierungs-Anzeiger zu bringen pflegen. Diese Parolebefehle nennen nun immer nur den Familiennamen, oft mit Hinzufügung einer I, II usw., woraus mit einiger Sicherheit auf die Anzahl der Träger des gleichen Namens, die gleichzeitig im Heere dienten, geschlossen werden kann, auch wenn der Name in unsrer Liste nicht ebenso

oft aufgezählt wird. Hinzugefügt ist fast immer der Truppenteil, in dem die betr. Persönlichkeit diente, so daß in den meisten Fällen bei den Beförderungen die Identität festgestellt werden konnte. Zu bemerken ist hier, daß die Beförderungen in den weitaus meisten Fällen für Auszeichnung in Gefechten und Schlachten erfolgte, was hier jedoch des Raumes wegen nicht überall vermerkt werden konnte. Selbstverständlich sind nicht sämtliche „deutsche“ Namen aus den Parolebefehlen in die Liste herübergenommen worden, sondern nur solche, bei denen mit Sicherheit oder nach vorhandenen Indizien mit größter Wahrscheinlichkeit auf baltischen Ursprung geschlossen werden konnte. So mußten sehr viele Namen übergangen werden, unter denen sich ganz ohne Zweifel noch eine Menge Baltten befunden haben müssen, die sich als solche jedoch garnicht unterscheiden ließen.

Keine geringe Schwierigkeit bereitet die Identifizierung der Persönlichkeiten im Einzelnen durch ihre Vornamen. In vielen Fällen konnte nur Wahrscheinlichkeit angenommen werden, was jedesmal dadurch angedeutet wurde, daß der Vorname in [ ] gesetzt wurde, in welchem Falle sich natürlich auch die etwa hinzugefügten Lebensdaten (Geburts- und Todesjahr usw.) nur auf die durch die Vornamen bestimmte Person beziehen, während die Rang- und Truppenteilbezeichnung bloß, aber mit Sicherheit, einem Träger des betr. Familiennamens zukommen. Interessenten werden hierin nach ihren Familienstamntafeln vielfach leicht die Persönlichkeit feststellen können.

Können hieraus also Familiennamen nebst Rang und Truppenteil entnommen werden, so geben uns die Estländischen Ehrentafeln wiederum über 200 Familien- nebst den zugehörigen Vornamen, jedoch ohne Rang- und Truppenbezeichnung; letztere konnte in mehreren Fällen nicht hinzugefügt, ihre Stellung in der Armee also nicht konstatiert werden. Diese Namen sind daher zum Schluß in einer besonderen Liste wiedergegeben; ihre Träger werden meist mit einer der in den übrigen Listen ohne Vornamen genannten Personen identisch sein.

Geordnet sind die Namen nach den Chargen, und zwar nach dem letzten Rang, den die betr. Personen während des Krieges erreichten. Nach den hinzugefügten Zitaten läßt sich dann sehr oft leicht feststellen, welche Charge sie zu Beginn des Krieges

bekleideten. Von einer ganzen Anzahl Offiziere kennen wir den Rang, den sie im späteren Leben erreichten, aber nicht den, welchen sie während des Krieges hatten. Auch diese sind in einer besonderen Liste am Schlusse zusammengestellt; manche von ihnen werden ebenfalls schon in den übrigen Listen enthalten sein. Diese beiden besonderen Listen dürfen daher bei einer etwaigen Summation nicht mit in Anschlag gebracht werden.

Wegen der notwendigen kondensierten Kürze der Quellenangaben zitieren wir nur Zahlen und Buchstaben. Die Zahlen bezeichnen die im nachstehenden Verzeichnis genannten Werke, über die Buchstaben ist ebenda die erforderliche Erklärung gegeben.

Bei dem Versuch die Namen festzustellen konnten die Auszüge aus einer Anzahl Werke mitbenutzt werden, welche Herr P. Th. Falck angefertigt und die Freundlichkeit hatte zur Verfügung zu stellen.<sup>1</sup> Die nachfolgenden Listen werden überall das Bemühen zeigen, bei der Identifizierung mit der größten Vorsicht zu verfahren.

### Verzeichnis einiger benutzter Werke.

1. Allerhöchste Parolebefehle über Beförderungen, Auszeichnungen, Streichung aus der Dienstliste usw. (Hier benutzt nach dem Text in der „Dörpischen Zeitung“). Um die zahllosen Citate zu vereinfachen, zitieren wir in Siglen, durch welche nach dem folgenden Schlüssel das Datum des Parolebefehls und die betr. Nummer der Zeitung leicht aufgefunden werden kann. Dabei bedeutet: A = 1812; B = 1813; C = 1814; D = 1815; das Datum — den Parolebefehl; die eingeklammerte Zahl dahinter — die Nr. der Ztg.; Datum und Nummer werden durch einen lateinischen Buchstaben angezeigt:

**A = 1812:** 24. Dez. 1811 (3) — a\*; 29. Dez. 1811 (4) — b\*;  
 1. Jan. (5) — c\*; 10. Jan. (7) — d\*; 18. Jan. (9) — e\*;  
 26. Jan. (12) — f\*; 14. Febr. (16) — g\*; 17. Febr. (18) — h\*;  
 27. Febr. (20) — i\*; 29. Febr. (21) — k\*; 5. März (22) — l\*;  
 9. März (23) — m\*; 11. März (24) — n\*; 15. März (25) — o\*;  
 22. März (27) — p\*; 23. März (28) — q\*; 29. März (29) — r\*;

<sup>1</sup>) Es sind Auszüge aus: der Estl. Ehrentafel, Siebmacher, den livl. Kirchenbuchauszügen, der Buchholtschen Sammlung, Toll. W. von Löwenstern und den Familiengeschichten der Wrangell, Maydel, Berfen.

30. März (29) — a; 3. April (31) — b; 5. April (33) — c; 19. 22. April (39) — d; 2. Mai (41) — e; 5. Mai (42) — f; 8. 10. Mai (43) — g; 22. Mai (46) — h; 14. Juni (55) — i; 11. 24. Juni (56) — k; 1. Juli (58) — l; 13. Aug. (69) — m; 28. Aug. (75) — n; 14. Sept. (76) — o; 17. Sept. (79) — p; 18. 19. 21. Okt. (87. 90) — q; 31. Okt. (93) — r; 18. Nov. (94) — s; 19. Nov. (97) — t; 9. 10. 15. 17. Okt. (99) — u; 20. 22. 28. Nov. 2. Dez. (101) — v; 6. Dez. (102) — w.

**B = 1813:** 16. Dez. 1812 (7) — № 7; 17. Dez. 1812 (6) — № 6; 5. Jan. (9) — a; 13. Jan. (11) — b; 10. Jan. (13) — c; 21. Jan. (14) — d; 26. Jan. (15) — e; Febr. (19) — f; 1. 5. 6. Febr. (24) — g; 11. 13. 17. Febr. 3. März (26) — h; 22. März (31) — h\*; 23. 24. April (43) — i; 25. 28. April (45) — k; 12. Mai (47) — l; 26. Mai (52) — m; 1. 2. Juni (55) — n; 12. 15. 16. Juni (56. 57) — o; 12. Juli (58. 60) — p; Juli (66) — q; 11. 12. 13. Juli (67) — r; 17. Juli (68) — s; 18. 20. Juli (69) — t; 20. 23. 30. Aug. (81. 83) — u; 31. Aug. 2. 3. Sept. (85) — v; 4. 15. Sept. (86) — w; 20. Sept. (87) — x; 22. Sept. (88) — y; 21. Sept. (90) — z; 22. Nov. (97) — a\*; 15. 17. Okt. (99) — b\*.

**C = 1814:** 28. 29. Nov. 1813 (9) — a\*; 31. Dez. 1813 (6) — a\*\*; 9. 18. Jan. (20) — a; 24. März (27. 28) — b; 31. März (29) — c; 13. Jan. 19. April (39) — d; 8. 16. April (52) — e; 27. April (53) — f; 3. 6. Mai (54) — g; 10. Mai (55) — h; 26. Juli (66) — i; 20. Juli (67) — k; 10. Aug. (68) — l; 21. Aug. (70) — l\*; 14. 30. Aug. (74) — m; 1. Okt. (88) — n; 3. Okt. (89) — o; 10. Okt. (96) — p; 28. Okt. (96) — q; 30. Okt. 10. Nov. (102) — r; 14. 15. 16. Nov. (103) — s.

**D = 1815:** 13. Dez. 1814 (26) — a; 3. Jan. (34) — b; 23. Jan. (38) — c; 19. Mai (57) — d; 1. Juni (60) — e; Juli (83) — f.

2. Estländische Ehrentafeln im Ritterhause zu Reval.
3. Auszüge aus den Kirchenbüchern im Viol. Ritt:archiv.
4. Siebmachers Stammtafeln.
5. Buchholz' Materialien zur Familien- und Personenkunde in der Rig. St:bibl.
6. Tolls Denkwürdigkeiten, hrag. von Bernhardi.

7. Wolbemar von Löwenstern, „Denkwürdigkeiten eines Livländers“, hrsg. von Emitt.

8. A. Baron Rosen, Skizze zu einer Familiengeschichte der . . . v. Rosen (Bbg. 76).

9. Album academicum.

10. Rigasche Zeitung: 1812 und 1813. — In der „Rig. Ztg.“ (ebenso in der „Dörpt. Ztg.“) finden sich in den Listen der der „angekommenen Fremden“ auch sehr viele Offiziere angeführt, die (oft als Kuriere) von oder nach der Armee durchreisten, in den meisten Fällen freilich ohne Vornamen, aber mit Angabe der Charge, die sie damals bekleideten, und mitunter auch anderer Daten. Wir zitieren, wenn hieraus etwas entnommen werden konnte: „RigZ.“, resp. „DörptZ.“ und die betr. Nummer.

11. Ed. v. Löwenstern, Denkwürdigkeiten: „Mit Graf. Pahlens Reiterei gegen Napoleon“, hrsg. von Baron G. Wrangell (Brln. 10).

12. Wrangell, Familiengeschichte.

Eine Anzahl anderer Familiengeschichten wird kurz mit dem Namen zitiert; sonstige Werke sind an den betr. Stellen besonders angegeben.

FB.

\* \* \*

I.

**Liv-, Kur-, Estländer,  
die auf den Schlachtfeldern des Vaterländischen  
Krieges 1812—14 gefallen sind.<sup>1</sup>**

Diese Liste zählt 95 Namen auf.

Aderkas, Gustav v., Fähnrich, bei Görden 1813.

Bachmann, —, Kap. Podol. Inf:reg. † 1814 (Cl).

Baggehufvudt, Karl v., Gen:ltm., b. Winkowo 1812 (A t 2. 7).

Berg, —, Lt. Selenginsk. Garn:reg. † 1813 an f. Wunden (B t).

Bienemann v. Bienenstamm, Eduard, Lt., Alexandr. Inf:reg. † 1813 (A v. Fam:Stammtfl.)

Bodt, —, Stabskap. 26. Jäg:reg. † 1812 an f. Wunden (B g).

Bremen, Johann v., Obr:ltm., in einem kleinen Gefecht 1812.

Bresinsky, —, Kornet, Grodn. Inf:reg. † 1814 (C k).

Brümmer, Karl v., Kornet, in einem kleinen Gefecht 1812.

<sup>1)</sup> Wo nicht anders angegeben, ist Name und Datum der estländischen Gedächtnis- und Ehrentafel im Ritterhause zu Reval entnommen.

- Buttler, —, Etn., 24. Jäg:reg. † 1814 (C 1).  
 Burghövdén, Johann v., Oberst, bei Borodino.  
 Cornelius I, —, Etn., 13. Jäg:reg. † 1812 (A t).  
 Derfelden, Johann v., Oberst, bei Borodino.  
 Engelhardt, Adam v., Leutn., bei Leipzig (4).  
 Essen, Alexander v., Leutn., bei Borodino (4).  
 Feldmann I, —, Etn. LSGren:reg. † 1813 a. s. Wunden (B t).  
 Freitag v. Loringhoven, Heinrich Joh., Leutn. 2. Art:brig.  
 † in einem Gefecht vor Moskau (B № 6. 3).  
 Freitag v. Loringhoven, Peter Chr., Fähnr., b. Moskau (3).  
 Gernet, —, Etn. Jamb. Drag:reg. † 1812 an s. Wunden (A v).  
 Gerngroß, —, Etn. Quart:WB. † 1813 (B t).  
 Glasenapp, — v., Etn. Sewsk. Inf:reg. † 1813 (B m).  
 Glasenapp, — v., Kap. LSGDrag. † 1812 (5).  
 Gramkau, —, Kornet. Grodn. Hus:reg. † 1814 (C k).  
 Hannerd [Karl Gottl.], Etn., 24. Jäg:reg., vorher Offizier in  
 der liv. Landmiliz. Fiel 1812 (A r. Schüler:Ab. des Corp.  
 Gymnasiums).  
 Garten, Georg Heinr., Etn., Ffjum. Hus:reg. verschollen 1812 (9).  
 Helffreich, Ed. v., Major, Estl. Inf:reg. † b. Rogent 1814. (Co. 2)  
 Helffreich, Karl v., Etn. Estl. Inf:reg. † b. Görden 1813 (Bq 2.9)  
 Helmersen, Georg v., Stabskap. bei Lützen 1813.  
 Helmersen, Georg v., Leutn., bei Baugen 1813. (3).  
 Hoffmann I (?), —, Etn. 23. Jäg:reg. † 1812 an s. Wund. (A p).  
 Huene, Jakob v. Honningens, Gen:maj., Chef der 21. Art:brig.  
 † b. Leipzig (A q\*. C c. 2).  
 Kenschlingk, —, Kornet, Ssumy. Hus:reg. † 1814 bei  
 Brienne (11).  
 Kleist II, Friedr. Geo. v., Kornet, Poln. Ulan:reg. † b. Leipzig (Ca\*. 9)  
 Knorring, Alexander v., Leutn., bei Wjäsma.  
 Knorring, — v., Major, Tatar. Ulan:reg. † 1813. (B q).  
 Knorring, Christoph v., Leutn., bei Leipzig.  
 Knorring, Peter v., Leutn. d. Garde, bei Leipzig.  
 Knorring, Peter v., Kapitän, Quart:WB., b. Montmartre 1814  
 (C n. 2).  
 Kotzebue, Wilh. v., Oberst, Quart:WB. Bei Pologk tödtlich  
 verwundet (6 u. Anzeige „Rev. wöch. Nachr.“ 1812 Nr. 48).  
 Kröger, Adam, Kornet, bei Brienne 1814 (9).  
 Kurfell, Karl v., Kapitän, bei Leipzig.

- S a m b s d o r f, —, v., Leutn., Ssemen. SÖ:reg., Adjutant bei  
 Barclay. † bei Borodino (A r. 6).
- S a n t i n g h a u s e n, Jakob. v., Major, bei Craon 1814.
- S a u n i g, Georg Chr. Schmidt v. d., Leutn., tödtlich verwundet  
 bei Leipzig (4).
- S ö w e n w o l d e, Ferd. Baron, Junker, Poln. Ulan:reg. † 1812  
 zu Riga (Rig. Z. 1912 № 190).
- S ö w e n w o l d e, Fr. Karl Joh. Baron, Oberst, Chev:Ö:reg. bei  
 Borodino (A r).
- S ö w i s o f M e n a r, Heinr. Joh. v., Oberst, 39. Jäg:reg., bei  
 Brienne 1814 (C k).
- S ö w i s o f M e n a r, Georg v., Leutn., in einem kleinen Ge-  
 fecht 1812 (4).
- M a n t e u f f e l, Graf Gottlieb Johann, Gen:Major, Chef. des  
 Petersb. Drag:reg., bei Leipzig (C a\*).
- M e y, —, Fähnr. 1. Jäg:reg. † 1814 (C l).
- M ö l l e r, Gust. Adolf v., Leutn., tödtlich verwundet in einem  
 Gefecht 1812. (4).
- M o h r e n s c h i l d, Anton v., Leutn., bei Borodino.
- M ü h l e n, Alexander v. zur, Kornet, bei Baugen 1813 (9. 2).
- M ü l l e r, Leopold v., Junker, in einem Gefecht 1812 (4).
- M ü l l e r II, (?), —, Kap. Rev. Inf:reg., Brig:adj. Fiel 1812 (A r)
- M ü l l e r (?), —, Kap. 24. Jäg:reg. Fiel 1812 (A r).
- N e i t h a r d t (?), — v., Maj. 20. Jäg. † 1812 a. f. Wunden (A m).
- N o l d e n, Georg v., Obr:ltm., Grodn. Hus:reg., b. Leipzig? (C r. 2).
- N o l d e n, Reinh. v., Lt. ? bei Borodino (9).
- O l d e k o p, Karl Aug., Kornet, Wolhyn. Ulan:reg. † bei Wilna  
 1812 (5. 9).
- R e c h e n b e r g [=Linten], —, Kap. Tobolsk. Inf:reg. † 1813 (B b\*).
- R e d l i c h, Gottfried, Lt. 10. Jäg:reg. † 1813 (B m).
- R e i b n i g, Michael Christoph v., Major, bei Smolensk (4).
- R e i m e r s, —, Fähnr., Murom. Inf:reg. † 1813 (C a\*).
- R i t t e r III, — Lt., Kofstrom. Inf:reg. † 1812 (A t).
- R o s e n t h a l, Gustav v., Leutn., bei Lügen 1813.
- R ü d i n g e r, Peter v., Junker, b. Borodino (4).
- S a m s o n v. S i m m e l s t j e r n a, —, Fähnr., 7. Jäg:reg.  
 † 1813 an seinen Wunden (B t).
- S c h w a r z, —, Obr:ltm. SÖLitau:reg. † 1812 a. f. Wund. (A r).
- S c h w a r z, Joh. Gotth. Junker, Tenginsk. Inf:reg. b. Polozk (9).

- Sivers I, Karl v., Oberst, IGDrag:reg. † 1812 (B g).  
 Sivers, — v., Lt. 1. Pion:reg. † 1813 (B r).  
 Stiernhielm, Nikolai Otto v., Leutn. (14. Art:brig. ? vgl. A o\*)  
 † bei Arcis s. S. 1814 (9).  
 Stoffregen, Ernst Konr., Junker, b. Baugen 1813 (9).  
 Straelborn, Karl v., Leutn., bei Leipzig.  
 Taube, Baron Robert v., Oberst, IGArt:brig. † an seinen bei  
 Borodino erhaltenen Wunden (A t. 2).  
 Tieling II, —, Kornet, Sumy. Inf:reg. † 1812 (B g).  
 Tiesenhause, Karl v., Leutn. d. Garde, bei Leipzig.  
 Toll, Magnus v., Leutn., in einem kleinen Gefecht 1812.  
 Toll, Bernh. v., Lt.?, † bei Hamburg 1813 (Trauercarmen,  
 „Dörpt. Btg.“ Nr. 36).  
 Traubenberg, Konst. Kausch v., Leutn. d. Garde, bei Leipzig.  
 Tritthoff, Karl v., Stabs-Kapitän, bei Krasnoje 1812.  
 Ude, —, Fähnr., Mohil. Inf:reg. † 1814 (C k).  
 Vietinghoff, — v., Obr:lt. n., Murom. Inf:reg. † 1813 (C a\*).  
 Vietinghoff, — v., Fähnr., Laur. Gren:reg. † 1814 (C e).  
 Vogdt, Wilhelm v., Leutn., bei Borodino.  
 Volkmer, [Otto Gottl. Raf.], Lt. IGPaul:reg. † 1814 (C l.  
 Schüler:Alb. d. Dorp. Gymn.).  
 Volkmer, [Karl Gust.] v., Kap. 23. Jäg:reg. † 1813 (A t.  
 B q. Schüler:Alb. d. Dorp. Gymn.).  
 Wartmann, Otto v., Maj. Tobolsk. Inf:reg. b. Lüzen 1813 (B q. 2).  
 Winter (?), —, Oberst, Navaginik. Inf:reg. Fiel 1813 (B m).  
 Wolff, —, Baron, Lt. IG:reit. Art. † 1812 (A v).  
 Wrangell, Friedr. v., Stabs:kap., bei Borodino (2 u. Wrangell).  
 Wrede, Baron Zwan, Stabs:kap. 3. Res. Art:brig. bei Lüzen  
 1813 (B q. 2).  
 Wulff, — Baron [!], Stabs:kap. † 1813 (B m).  
 Zeddelmann, —, Lt., 4. Res. Art:brig. † 1813 (B y).

## II.

## General-Feldmarschall.

- Barclay de Tolly, Michael Andreas v., (1761 † 1818),  
 war 1812 Oberbefehlshaber der I. West-Armee, wurde 1813  
 nach der Schlacht bei Leipzig Graf, 1814 nach der Einnahme  
 von Paris General-Feldmarschall und 1815 Fürst.

## III.

Generale:

Diese Liste zählt 69 Namen auf.

- Achte I, —, Gen:maj. Kleinruss. Gren:reg. (A b. C i).  
 Albedyll, —, Gen:maj. (Rig. Jtg. Jan. 18.).  
 Baggehufvudt, Feinr. Moriz v., Gen:ltm. (A h\*. 6. 2. 4).  
 Bartholomaei, Fedor, Gen:maj. LÖJäg:reg., 1812 Oberst  
 u. Adj. beim Prinzen von Oldenburg (A r. B a\*. 4).  
 Benkendorff, Graf Alex. v., Gen:maj. 81 † als Gen.  
 d. Kav. (C c. 2. 4).  
 Benkendorff, Graf Konst. v., Gen:maj. 84 † als Gen:ltm.  
 28 (C q. 2. 4).  
 Benkendorff, Christoph v., Gen. d. Inf., 49 † 23 (11. 4).  
 Berg I, Gregor v., Gen:maj., 1812 Kommand. von Reval und  
 der 5. Inf:div., verw. b. Polozk (A q\*. 2. 6).  
 Bistram, Karl Joh. v., 1812 Gen:maj. 70 † 38 als Gen.  
 der Inf. (2. 7).  
 Briesemann v. Nettig, —, Ludewig gen., Gen:ltm. Komm.  
 der Festung Dünamünde 1812 (A p).  
 Budberg, Gotth. Wilhelm Baron, Gen:ltm., Kommand. von  
 Bernau 66 † 36 (Budberg Tfl. 16).  
 Budberg, Baron Karl Ludw. v., Gen:maj. LÖKuraf:reg. 74  
 † 30 als Gen. d. Kav. (B u. 7. Budberg Taf. 9).  
 Burmeister, Christ. Friedr. v., Jng:Gen., 83 † 50 (Inland  
 1851 S. 119).  
 Clodt v. Jürgensburg, Baron Berend Heinrich v., Gen:  
 major 67 † 54 (2. 4).  
 Engelhardt, Gust. Konrad v., Gen:maj. Ingermanl. Inf:reg.  
 68 † 40 (A n. 4).  
 Essen I, Magnus Joh. Gust. v., Gen:ltm. 58 † 13 (2. 4).  
 Essen II, [Graf] Peter v., Gen:ltm. 72 † 44 als Gen. d. Kav. (2.4)  
 Friderici, Hermann v., Gen:maj? 1814 Kommand. in Beglar  
 75 † 69 als Gen. d. Inf. (11).  
 Gersdorff, —, Baron, Gen:maj. Uglizk. Inf:reg. † 1813 an  
 Krankheit (A h\*. B y).  
 Gerngroß, —, Gen:maj. Mitau. Drag:reg. (C b).  
 Glasenapp, —, Gen:ltm. (A b. B a).

- Garpe, Otto Wilh. v., Gen:major., Chef. des Kawaginsk. Inf:reg. (A q. B f).  
 Heidenreich, —, Gen:maj. Kostrom. Inf:reg. (B w).  
 Helffreich, Gotthard v., Gen:ltm., Chef d. Estl. Inf:reg. 76 † als Gen. d. Inf. 43 (A o. C i. 2. 4).  
 Hesse I, —, Gen:maj. Kleinruß. Gren:reg. (B w).  
 Hesse II, —, Gen:maj., Komm. 1. Brig. d. 10. Inf:div. (C q).  
 Jarmerstedt, Konrad Friedr. v., Gen:maj. 58 † 25 (4).  
 Jgelstroem, Graf Alex. v., Gen:maj. 70 † 55 (A p. 2. 4).  
 Klüppel, Ladislaus v., Gen:ltm. (2. 4).  
 Knorring, Karl v., Gen:maj. 74 † 16, (3. 6).  
 Knorring, Otto v., Gen:maj. (B № 31. 2. 5).  
 Knorring III, —, Gen:maj., Kommand. d. 2. Kür:div. † 1812 an Krankheit (A q).  
 Kochius, Joh. Franz v., Gen:ltm. 1812 Komm. v. Reval (2.4).  
 Korff II, Baron Theodor v., Gen:ltm. Kommandeur 2. Res. Kav:brig. (A r. 11. 5).  
 Kreuz, Graf Cyprian v., Gen:maj. Sibir. Drag:reg. 78 † 50 (B № 7. 4. 6).  
 Lambsdorff, —, Gen. d. Inf. (C № 20).  
 Lieven, Graf [dann Fürst] Christian, Gen. 1812, 74 † 29 (4).  
 Lieven, Graf [dann Fürst] Iwan, Gen:ltm. 75 † 48 (B w. 4).  
 Lieven, Graf [dann Fürst] Karl, Gen:maj. Sibir. Inf:reg. 1812 67 † 45 (B w. 4).  
 Löwenstern, Wold. Baron, Gen:maj., 11. Dep:Art:brig. (A b\*).  
 Löwis of Menar, Friedr. v., Gen:ltm. 67 † 24 (2. 4).  
 Moller II, Berend Otto v., Vize-Admiral, später Marine-Minister, 64 † ? (C a\*\*. 5).  
 Oldeslop, —, Gen:maj., Chef d. Kolynan. Inf:reg. (A v. 6).  
 Oppermann, —, Jng:Gen:ltm., 1813 Chef d. Gen:stabs der Poln. Armee (Wenigsen). (A № 31. B o. B № 61).  
 Pahlen, Graf Iwan v. d., Gen:ltm. 84 † 56, (2. 11).  
 Pahlen, Graf Paul v. d., Gen:maj. 75 † 34 als Gen. der Kav. (2. 11).  
 Pahlen, Graf Peter v. d., Gen:ltm., Chef des Sjumy. Hus:reg. 77 † 64 (2. 11).  
 Pahlen, Baron Karl Magnus v. d., Gen:maj. Cheval:G:reg. 79 † 63 (B u. 2. 4).  
 Pilar v. Pilchau, Georg Ludw., Gen:maj. 34. Jäger:reg. 68 † 31 (B № 7. C c. 2. 5)

- Richter II, Burchard [Boris] Adam v., Gen:maj. 28 Jäg:reg  
78 † ? (B w. C c. 2.3).
- Roenne, Christ. Leonh. Gust. v., Gen:maj. 76 † 49 (6. 4).
- Röhren, —, Gen:maj., Chef d. Schlüsselb. Inf:reg. (A n. B o. w).
- Rosen, Baron Friedr. Georg v., 1812 Oberst, Litau. Reg., 1813  
Gen:maj., 1833 Gen:ltm. (A b\*. 2. 6. 8).
- Rosen, Baron Alex., General 80 † 18.. (8).
- Rosen, Baron Gregor v., 1812 Oberst, Chef d. Kür:reg. 3. M.,  
Gen:ltm., Komm. des rechten Flügel der Garben bei Kulm.  
Gen:adj. 81 † 41 (A f\*. 2. 8).
- Rüdiger, Friedr. [Graf] v., 1812 Oberst, Chef. des Grobn.  
Fuf:reg. 13 Gen:maj. 80 † 56 als Gen:adjut. (Ar. Bf. 11).
- Sacken, Fabian Wilh. v. d. Osten gen. (1752 † 1837), war  
1812 Gen:ltm. bei der II. West-Armee unter Fürst Bagration,  
wurde 1813 nach der Schlacht bei Leipzig General d.  
Infanterie, 1814 nach der Einnahme von Paris General-  
Gouverneur der Stadt, 1821 Graf, 1826 General-Feld-  
marschall und 1832 Fürst.
- Sacken, Baron Ludw. Chr. v. d. Osten, Gen:maj. 75 † ? (5).
- Sah, —, Gen:maj. Pstow. Kür:reg. (B w).
- Sah, —, Gen:maj. Bjelost. Inf:reg. Flügeladj. Sr. M. (B w).
- Schreider, —, Gen:maj., Chef d. Tobolsk. Inf:reg. (A r. B h\*).
- Sievers, Karl Gust. Graf, Gen:maj. Chef d. Neuruss. Drag:reg.  
Komm. d. 4. Kav:div. (A e. 11).
- Sievers, G. Graf, Gen:maj. Chef. d. Sapeur:reg. (B h).
- Staden, Reinh., Gust. v., Gen:maj. † als Gen:ltm. (C c. 4).
- Staal, Karl Gotth.v., Gen:maj. Pawlowgr. Fuf:reg. † 24 (B w. 2. 5)
- Staal, Georg v., kommand. 1814 eine Kür:brig. 79 † 62 (11).
- Toll, Graf Karl Friedr. v., Gen:ltm. 77 † 42 (2. 4).
- Udom, —, Gen:maj., 28 Litau:reg. (C c).
- Wolff [-Lüdinghausen], — Baron. Gen:maj. Tobolsk. Inf:reg.  
(A r. D b).

#### IV.

#### ☉berken und ☉berstleutnants:

Diese Liste zählt 92 Namen auf.

- Baumgarten, Iwan v., Oberst, Perm. Inf:reg. (B h. 2. 4).
- Beck (?), —, Obr:ltm., 1. Jäg:reg. (B s).
- Bellingshausen, Baron Friedr. v., Oberst, Tenginist. Inf:reg.  
78 † 18.. (C a\*. r. 2. 4).

- Benkendorff**, —, Oberst, Flügeladj. Sr. M. (B h).  
**Bergmann**, [Friedrich] v., Oberst, Kommand. d. Tobolsk. Reg. (A d. B i. D e. Bergmann).  
**Bergmann**, [Hermann] v., Oberst, P & Preobrasch:reg. (B c. i. C b. f. Bergmann).  
**Bistram I**, —, Obr:ltm. 1. Res. Art:brig. (A b\*. B h).  
**Bistram**, —, v., Oberst, 33. Jäg:reg. (B № 7).  
**Bock**, Timofey v., Oberst der Leib=Garde=Hus., 87 † 86 (A r. B l. x. C d. r. 3. 7)  
**Brackel**, [Friedr. Heinr. Gust.] v., Obr:ltm. Komm. d. 12. reit. Art:brig. Dez. 14 verabschiedet (B x. D a. 3).  
**Brevern**, Christ. v., Obr:ltm. 33. Jäg. 78 † 53 als Gen:maj. (A f\*. B w. C f. 2. 4).  
**Budberg**, Reinh. Ludw. Baron, Oberst, als solcher verw. 1812 bei Borodino; 77 † 16 (2. 3. Budberg Taf. 10).  
**Budberg**, Leonh. Baron, Obr:ltm.; 1812 Brig:maj. bei der Kojstrom. Landmiliz 73 † 18.. (Budberg Tfl. 16).  
**Budberg**, Ludw. Karl Baron, Oberst, Komm. des Podol. (nachmaligen P&G) Kür:reg. 74 † 30 als Gen:ltm. (Budberg Tfl. 9).  
**Buddenbrock**, Friedr. Reinh. v., Oberst, Kommand. v. Dünamünde 83 † 67 (D e. 3).  
**Burmeister**, —, Obr:ltm. P&G:Pawl:reg. (1 B n).  
**Clayhills**, —, Obr:ltm. 36. (dann 11.) Jäg:reg. (A v. C r).  
**Clodt v. Jürgensburg**, —, Baron, Obr:ltm. Quart:MW. (B № 7).  
**Drenteln**, —, Obr:ltm. Wilmanstr. Inf:reg. (B b).  
**Driesen**, George Wilh. v. d. Oest gen., Oberst, P&G:Preobrasch:reg. † 1812 an Krankheit (A t. Dannenberg, 3. Gesch. d. Gymn. zu Mitau).  
**Driesen**, Friedr. Wilh. v. d. Oest gen., Obr:ltm.? Verlor bei Borodino ein Bein. 81 † 51 als Gen. d. Inf. (3. Gesch. d. Gymn. zu Mitau).  
**Düsterloh**, [Peter] v., Obr:ltm. 9. Jäg., vorher Wilmanstr. Inf:reg. 87 † 31 als Oberst (A g. B № 7. Rig. 3. Sept. 13. 3).  
**Edesparre**, —, Ing:Oberst, Flügeladj. Sr. M. (A a).  
**Essen**, —, Obr:ltm. (A q).  
**Freytag v. Loringhoven**, Karl Joh., Obr:ltm. 35. Art:komp. 81 † 18.. als Oberst (C s. 3).  
**Freytag v. Loringhoven**, —, Obr:ltm. 3. Jäg:reg. (A i).  
**Gerngroß**, —, Oberst, Drel. Inf:reg.; verwund. dim. 1814 (C n).

- Gersdorff, — v., Oberst (7).
- Grotthuß, — v., Obr:ltm., Grobn. Fuß:reg. (A o. r).
- Gasse, —, Obr:ltm., 39. Gren:reg. (C e. 6).
- Helwich, —, Obr:ltm., Sap:reg. (B h).
- Heydenreich, —, Oberst (6).
- Huene, Eduard v. Honningens, Oberst, 21. Art:brig. (A q\*. 2. 4).
- Igelstroem, —, Obr:ltm., Komm. d. Wollh. Ulan:reg. (A l. Ch)
- Kahlen, [Alexander] v., Obr:ltm. Sjewsk. Inf:reg. † 48 als Oberst (C r. 3. 4).
- Kleebeck, —, Oberst, zuletzt Komm. d. Rinburn. Drag:reg. (D e. 6)
- Knorring I, —, Oberst, 28. z. Pf. (A p. B h. 6).
- Kochius, —, Obr:ltm. Nowgor. Kür:reg. (C i).
- Krüdener, —, Oberst, 28. Semen:reg. 1814 Krankheitshalber verabschiedet (C s).
- Kursell, [Johann] v., Oberst (2. 7).
- Lambsdorf, Jakob v., Oberst, Flügeladj. Sr. M. 84 † 35 (B a\*. 11).
- Liphart, —v., Ing:Oberst. † 1813 (C a. 6).
- Löwenstern, Wold. v., zuletzt Oberst, 76 † 58 als Gen:maj. (D d. 2. 7).
- Löwenstern, Ed. v., zuletzt Obr:ltm. 1812 Stabsrittm. Ssumy. Fuß:reg. Adjut. bei Graf Peter Bahlen (A r. 11).
- Manderstern, Karl Fr. v., Obr:ltm., Quart:MW., 14 in d. G:Gen:stab verlegt. 86 † als Gen. d. Inf. (B b. s. C h. m. 2. 5)
- Nolde, — v., Obr:ltm. 14. Art:brig. (A q C i).
- Nern, —, Obr:ltm., Ingermanl. Inf:reg. (B v).
- Patkul, Wold. R. Fr. v., Oberst, 28. Semen:reg. 83 † 186. als Gen:maj. und Komm. von Rebal (C a\*\*. 2. 5).
- Petersen (?), —, Oberst, Polozk. Inf:reg. (B x).
- Pröbsting, —, Obr:ltm. 9. Art:brig. (B o).
- Pröbsting, —, Obr:ltm. d. Art. (B w).
- Rehbinder, [Arend Herm. Wilh.] v., Obr:ltm. Astrach. Kür. 85 † 45 als Gen:maj. (A d. C a\*. p. 2. 5).
- Reibnig, [Karl Stan.] v., Obr:ltm., Tobolsk. Inf:reg. 72 † 43 als Gen. der Inf. (A m\*. r. 4).
- Rennenkampff, —, Obr:ltm. Smolensk. Inf:reg. (B k).
- Reutern, [Christoph] v., Oberst, Kommand. des Alexandr. Fuß:reg. (D e. vgl. 11).
- Reuß, —, Obr:ltm. 3. Jäg.:reg., Adj. bei Barclay (A m\*. v).

- Richter — v., LÖPawl:reg. Komm. von Dünaburg. 17..  
 † 31 als Gen:ltm. (A d\*. B v. 2. 7).
- Richter, [Georg Leonh.] v., Obr:ltm. 32. Jäg. 78 † 18..  
 als Gen:maj. (C e. 2. 4).
- Riesenkampff, —, Obr:ltm. Sophia=Inf:reg. (B w).
- Rosen, Wold. Georg Baron, Obr:ltm. d. Art. 86†18.. (2. 3. 8. 11)
- Rosen, Pet. Wold. Joh. Baron, Oberst, 1813 Polizeimeister in  
 Leipzig (8).
- Rosen, Ant. Fab. Baron, Oberst, Chef d. Tambow. Inf:reg., vorher  
 Tobolsk. Inf:reg. 80 † 18.. als Gen. d. Ruf. (B b. C m. 8)
- Rosenbaum, —, Oberst, LÖJäg. 3. Pf. (C s).
- Roth, [Gustav] v., Oberst, 26. Jäg:reg. (A o. q. 4).
- Rüdinge r, —, Oberst, im Steinheilschen Korps (A № 91).
- Salza, Pet. Joh. Baron, Obr:ltm. Jng:korps, 90 † 18.. als  
 Gen:maj. (C k. 2. 4).
- Salzmann, —, Obr:ltm. 14. Art:brig. (A q).
- Schiemann, —, Obr:ltm. LÖPawlogr:reg. (B z).
- Schubert, —, Obr:ltm. 32. Jäg:reg. (B z).
- Schulmann III, —, Obr:ltm. 10. Art:brig. † 1812 an  
 Krankheit (A r).
- Schoulz v. Ascheraden, Karl Wilh. Baron, Obr:ltm. 74 † 18..  
 (Dörpt. Itg. 13 № 73. 5).
- Schütz (?), —, Obr:ltm., Quart:MB. (B s).
- Sievers, — Graf, Oberst, 1. Pion:reg. (A o).
- Sivers, — v., Oberst, Komm. d. Briansk. Inf:reg. Vielleicht  
 derselbe, der 1813 Major i. Poltaw. Inf:reg. war (B № 7. D e)
- Staal — v., Oberst, Chev:G:reg. (B z).
- Stegmann, —, Oberst, LÖGren:reg. (A l. B h\*. C n).
- Stempel, — v., Obr:ltm, 1. Jäg:reg. (A r).
- Stempel, — v., Obr:ltm., Komm. d. Poltaw. Garn:bat. (A l)
- Stadelberg, — v., Oberst, Kür:reg. d. Milit:ordens. (B s. D e)
- Stadelberg, — v., Oberst, Litau. Ulan:reg. (B № 7).
- Stadelberg, — v., Oberst, Komm. d. Njehin. reit. Jäg:reg. (D e).
- Taube, — Baron, Oberst, Komm. d. 1. Art:brig. (A v. C k).
- Tiejenhausen, [Wilhelm Sigism.] v., Oberst, LÖ Semen:reg.  
 82 † 18.. (B z. 5).
- Uexküll, — Baron, Obr:ltm., Quart:MB. (A p).
- Uexküll, — Baron, Obr:ltm. Quart:MB. (C h).

- Ulrich, —, Oberst, Komm. d. Estl. Inf:reg. (B f).  
 Vietinghoff, — Baron, Obr:ltm., 1. Pion:reg. (A o).  
 Vietinghoff, — Baron, Oberst, 2. Drag:reg., vorher Finnl. Drag:reg. (A h\*. B a. d. v).  
 Vietinghoff, — Baron, Obr:ltm., Murom. Inf:reg. (A r. B s).  
 Vietinghoff, — Baron, Obr:ltm. Tatar. Ulan:reg. (C o).  
 Vietinghoff, — Baron, Oberst, Quar:WB. C r).  
 Wilden I, — v., Obr:ltm. b. Adligen Reg. (A k. B x. C d).  
 Wolff, Baron —, Obr:ltm., Tobolsk. Inf:reg. (A m\*. r).  
 Wrede, — v., Obr:ltm. Kalug. Inf:reg. (C r).  
 Wrede [Fromh.] v., Obr:ltm. a. D. Als Maj. wieder eingetreten. Obr:ltm. 24. Jäg:reg. (A c. B h. C a\*).

## V.

**Majore:**

Diese Liste zählt 46 Namen auf.

- Achte [l. Achte<sup>1</sup>] II, —, Major, Kleinruss. Kür:reg. (C k).  
 Berg, — v., Major d. Artill. (RigZ. Dez. 12).  
 Bistram, [Reinh. Gust.] v., Maj. 78 † 21 (RigZ. Mai 12. 5).  
 Bolshwing [Heinrich] v., Major; 85 † 37 als Gen:maj. (3. Gesch. d. Gymn. zu Mitau. RigZ. Juni 12).  
 Brackel, — v., Major, Podol. Inf:reg. (C s).  
 Brackel II, — v., Major Litau. Inf:reg. (A m\*).\*  
 Bremen I, — v., Major, Kad:korps in Smolensk (A k\*).\*  
 Buddenbrock, — v., Major, 39., dann 53. Jäg. (C e).  
 Burmeister, —, Major 24. Jäg:reg. (C n).  
 Detenhoff, —, Major, Laur. Gren:reg. (B e).  
 Drachenfels, — v., Major, Obeff. Inf:reg., vorher Obr:ltm. a. D. des Estl. Inf:reg. (A e).  
 Engelhardt, [Andr. Anton] v., Major, Poln. Ulan:reg.; vor dem Rittm. a. D. der 2. Hus. 74 † 41 (B t. 2. 4).  
 Falck, Bernhard Fr. v., Major, Petersb. Gren:reg. 78 † 48, Oberst a. D. (B e. Fam:stammtfl.).  
 Fock, — v., Maj., Polizeim. v. Reval, steht bei der Armee (A e\*).\*  
 Földersahm, — v., Major (6).  
 Franck, — v. Pfeiliger, Major, Achtyrk. Hus:reg. (B v. C g).

<sup>1</sup>) So muß auch der Name in der Liste der Generale geschrieben werden.

- Gramkau, —, Major, Narv. Inf:reg. (A v).  
 Hagemeister, Adr. Mich. Wilhelm v., Major (3).  
 Helmersen, Paul Konst. v., Major? 87 † 18.. (2. 3).  
 Hendeken, —, Major (RigZ. April 12).  
 Huene [Herm. Chr. v., Hönningen-], Major (RigZ. Febr. 13. 3).  
 Kämpfert, —, Major, Grodn. Hus:reg. (A q).  
 Kessler, —, Major, Komm. des Wiln. Garn:bat. (B y).  
 Klugen, Wold. v., 1812 Major (2. 5).  
 Krüdenner, Wold. v., Major (RigZ. Juni 12).  
 Krüdenner, Magnus v., Major; Sept. 13 bereits a. D. (RigZ. Juli 12; Sept. 13).  
 Krüdenner, Karl v., Major [77 † 18.. als Gen:maj.] (RigZ. Okt. 12. 3).  
 Laiming, —, Major, Polokf. Inf:reg., dann a. D., darauf wieder aktiv 17. Jäg:reg. (RigZ. Juli 12. C o).  
 Märtenz, —, Major, Bern. Inf:reg. (B g).  
 Molden, — Baron, Major, Sewsk. Inf:reg. (A q. B h\*).  
 Molden, — Baron, Major, 8. Jäg:reg. (B o).  
 Payküll, Otto v., Major, Kommand. des Petersb. Gren:reg. † als Oberst (B n. 4).  
 Reusner, — v., Major (RigZ. Juli 12).  
 Roenne, — Baron, als Maj. in der Armee angestellt; vorher Chef des kurl. Schützenkorps (RigZ. Okt. 12. B № 6. Wojensfij).  
 Rosen, Otto Joh. Reinh. Baron, Major, Elisabethgr:Huf. † 28 als Gen:ltm. (B № 7. 2. 8).  
 Rosenberg, —, Major, 37. Gren:reg. (C e).  
 Roth, IV, — v., Major, 3. Jäg:reg. (A m\*).  
 Schwander, —, Blazmajor in Bernau (RigZ. Febr. 13).  
 Schweder, —, Major, Ing:korps (A s. RigZ. April 12).  
 Taube, — v., Major, Grodn. Hus:reg. (C i).  
 Toll, — v., Major, Bern. Gren:reg. (A d. B g. C n).  
 Vietinghoff, — v., Major, Grodn. Hus:reg.; war Rittm. a. D. des Mariupol. Hus:reg. (A r. B h).  
 Vogdt, — v., Major, Reval. Inf:reg. (C s).  
 Wigandt, — v., Major (RigZ. Febr. 13).  
 Wrangell [Reinh. Dan. Gust.] Baron, Major, Kostrom. Inf:reg. 80 † 35 (A v. Wrangell).  
 Wrangell, [Karl Johann] Baron, Major, Kostrom. Drag:reg. (C e. 2. Wrangell).

VI.

Rittmeister und Stabsrittmeister:

Diese Liste zählt 54 Namen auf.

- Aberkas, Karl Wilh. Otto v., Rittm., Grodn. Hus. Nachmals Oberst (Cf. 2. 4).
- Arps hoven, — v., Rittm., Chev:G:reg. (B z).
- Behrens, —, Rittm., Aistrach. Kür:reg. (B e. C p).
- Bistram VI, — v., Stabsritt. USlan:reg., vorher Kurl. Drag:reg. (C g).
- Böttiger, Moriz Theod. v., Rittm. im Nierothschen Freikorps, dann Off. im Grodn. Hus:reg. (9).
- Br ü m m e r II, —, Stabsritt. USKür:reg. (B z).
- Budberg, Theodor Otto Baron, Rittm. Ssum. Hus., dann USlan:reg. und Adj. bei Gen:ltm. Graf Pahlen. 79 † 40 Oberst (B n. 11. Budberg Taf. 9).
- Burghöwden [Alex. Magn.] v., Rittm. USHuf:reg. 83 † als Obr:ltm. (C e. 3).
- Glasenapp, Wilh. Otto v., Rittm. USlan:reg. 86 † 18.. als Gen:ltm. (A r. B h. 3).
- Gutjahr, —, Stabsritt. Grodn. Hus:reg. (C r).
- Helfreich, — v., Rittm. Alexandr. Hus:reg. (C d).
- Henking I, — v., Stabsritt., Kür:reg. d. Mil:ordens (B e).
- Jacobi, — v., Stabsritt. Drenb. Ulan:reg. (B s).
- Jacobson, —, Stabsritt. Weißruss. Hus:reg. (C a\*. 11)..
- Johannsen, Wilh. Grasm., Stabsritt.; bei Moshaisk schwer verwundet. 90 † 50 (9).
- Kahlen I [Alex.] v., Stabsritt. Adjut. USKür:reg. 89 † 48 Oberst (B z. 3. 4).
- Kahlen II, — v., Stabsritt. USKür:reg. (B z).
- Kawer [Gust. Wilh.] v., Rittm. 79 † 18.., Gen:maj. (Dörptz. Febr. 13. 3).
- Klot [Leonh. Andr. Wold.] v., Stabsritt. Ekaterinosl. US:reg. 86 † 18.. als Gen:maj. (B s. 4).
- Knorring II, Pont. Wold. Baron, Stabsritt. US. z. Pf., 76 † 64, Gen. d. Kav. (B r).
- Koskul, — Graf, Rittm. Achtyrk. Hus:reg.; war vordem Lt. a. D. das Kopor. Inf:reg. (A q).
- Koskull [Jos. Wilh.] v., Rittm. US. z. Pf. 89 † als Obr:ltm. (B v. 3)

- Kurfell [Christ. Reinh. oder Moritz] v., Stabsritt. Serspuch. Hus:reg. (C k 4).
- Lado I, —, Stabsritt. Sibir. Ulan:reg. (B k).
- Lanting, — v., Rittm. Astrach. Kür:reg. (C p).
- Löwenstern, George, Rittm. LGHus., Adj. b. Gen. Essen, dann bei Gen:adj. Korff. 85 † 56 (A q\*. B s. C d. 11).
- Löwenstern, — Baron, Stabsritt. Alexandr. Hus:reg., vorher in englischen Diensten (C g).
- Lorenz, —, Rittm. i. livl. Kosakenreg. (Wojenski. RtgZ. April 13).
- Martens, Justus Theoph., Rittm. † 46 (9).
- Meyer [Karl Georg] v., Rittm. Kür:reg. d. Mil:ordens. 88 † als Gen:maj. 18.. (RtgZ. Febr. 13. C a\*. 3).
- Patkul, — v., Stabsritt. Astrach. Kür:reg., dann Rittm. Sjum. Hus:reg. (B e. b\*. C g).
- Peterson (?), —, Stabsritt., Adjut. Chev:G:reg. (B z).
- Reutenkampff, Alex. v., Rittm. in der Russ:deutsch Legion u. Adj. Gf. Walsmodens 83 † 54 (Schriftstellerlex.).
- Sacken, — v. d. Osten, Stabsritt., Elisabethgr. Hus., Adj. des Gen:adj. Graf Schuwalow (A d. B b).
- Saß, — v., Rittm. LG. j. Pf. (B h).
- Saß [Georg] Baron, Stabsritt. Wolhyn. Tat. Ulan:reg. (C r).
- Schilling [Karl Raph.] v., Stabsritt., Kür:reg. des Mil:ordens 89 † 55 (B b. C p. 9).
- Schilling, — v., Rittm., Sjum. Hus:reg. (A l\*. C d).
- Schlippenbach, — Baron, Rittm. LKür:reg. J. M. (B i).
- Schwarz, —, Rittm. Litau. Ulan:reg. (C e).
- Sivers, Fromhold v., Stabsritt. LGUlan:reg., Adj. Barclays, 1815 Oberst. 89 † 62, Gen:maj. (B z. D f. 6).
- Sievers, — Graf, Rittm. Achtyrk. Hus. (C n).
- Stadelberg, Joh. Reinh. v., Stabsritt., Shtomir. Ulan:reg. 93 † 18.. (B r. 5).
- Strandmann, Karl v., Rittm. 87 † 55 als Gen. d. Kav. (5).
- Taube, Anton v., Rittm. Sjum. Hus:reg. 87 † 48, Oberst a. D. (B x. 2. 11).
- Tiefenhausen, Johann Jakob Chr. v., Rittm. LG. j. Pf. 80 † ? (B z. 2. 5).
- Tornau, Ferd. Baron, Stabsritt. Sjum. Hus:reg. 85 † 50 als Gen:maj. (11).
- Tritthoff, Hermann v., Garde:Rittm. Reg.? (2. 4).
- Uexküll = G ü l d e n b a n d, Peter Gust., Rittm. ? 86 † ? (2. 5).

Ungern=Sternberg, Woldemar Bernh. Baron, Rittm.  
 LGSuß. † 20 (B v. 5).

Ungern=Sternberg, Franz Baron, Stabsritt. 85†68 (9).  
 Villebois, [Franz Leop.] v., Rittm., Aft. reg. Kür.:reg. (A l.  
 C p. Schüler:Alb. d. Dorp. Gymn.).

Wolff, — Baron, Rittm. Alexandr. Hus:reg., dann LGSulan:reg.  
 (B k. n).

Wulff, Ad. Heinrich v., Rittm. (RigZ. April 12. 4).

## VII.

### Kapitane und Stadtkapitane.

Diese Liste zählt 88 Namen auf.

Baumann (?), —, Stabskap., 23. Batt:komp. (B s).

Baumgarten, —, Stabskap. 25. Jäg:reg. (C r).

Behrens, —, Kap. Feldjäg:korps (B x).

Behr I, —, Stabskap. Tschernig. Inf:reg. (A d).

Bergmann, — v., Stabskap. LGSdrag. (B d).

Bistram, — Baron, Kap. LGSreit. Art. (B m).

Bistram — Baron, Kap. LGSjäg. (B c. z. C b).

Bock I [Georg Joh. R. H.] v., Stabskap. LGSemen:reg. 91 † 72,  
 Oberst (B c. 3. 5).

Böttcher (?), —, Kap. Russisch:deutsche Legion (C b).

Böttiger, — v., Kap. Taur. Gren:reg., dann LGSemen:reg.,  
 Adj. des H. von Württemberg (A v. B x).

Brinden, — v. d., Kap. LGSemen:reg. (C a\*\*).

Bristorn, —, Stabskap. Murom. Inf:reg. (C k).

Brömsen [Joh. Konst.] v., Stabsk. 2. Dep:Art:brig. 81 † 23  
 als Oberst (A r. RigZ. Apr. 13. 3).

Brümmer, — v., Stabskap. (B u).

Bubberg, — Baron, Kap. Mohil. Inf:reg. (A p\*. o. B h).

Dehn I [Arnold] v., Stabsk. Ing:korps 90 † 30 als Major.  
 (B h. 4).

Dehn, Joachim v., Stabskap. Gren:reg. Grf. Uraktschejew. 86  
 † 25 als Obr:lt. (A d. 2. 4).

Delwig I, — Baron, Kap. Mosk. Drag:reg. (A d).

Ditmar, — v., Stabsk. Pawl. Gren:reg. (B b).

Ehlerß [Ant. Mich.], Stabskap. 24. Jäg:reg. † 26 als Major  
 (A q. Schüler:Alb. d. Dorp. Gymn.).

- Engelhardt, — v., Stabskap. LÖFinnl:reg. (C h).  
 Fermor, — Graf [Stenbock], Kap. Neshin. Drag:reg. (A p\*<sup>o</sup>).  
 Fircks, — v., Kap. Russ:deutsche Legion (RigZ. Aug. 12).  
 Foelckersham, Peter v., Kap. (RigZ. April 12).  
 Gernet, — v., Kap. (DörptZ. April 12).  
 Glasenapp IV, Karl Reinh. v., Stabsk. Sjewsk. Kür:reg. 89  
 † 18 . . als Gen:maj. (A c\*<sup>o</sup>. C n. 3).  
 Grotthuß, — v., Stabskap. Tschernig. Inf:reg. (A d).  
 Grünbladt, — v., Kap. Reval. Inf:reg. (B e).  
 Haaren, — Baron, Kap. (RigZ. April 13).  
 Haudring, — v., Kap. Kiew. Drag:reg. (B x).  
 Helfreich, —, Kap. Estl. Inf:reg. (B r).  
 Howen, — v. d., Stabsk. Quart:MW. (C e).  
 Huhn I [Otto], Stabsk., Tschernig. Inf:reg. 92 † 18 . . , Major  
 a. D. (Ak. Ck. 3. Gesch. d. Gymn. z. Mitau).  
 Keßler I, —, Stabskap. Tschernig. Inf:reg. (A k).  
 Knorring, — v., Kap. Taur. Gren:reg. (B e).  
 Krause [Joh.], Stabskap. Kabard. Inf:reg., vorher vielleicht  
 livl. Landmiliz (B b\*<sup>o</sup>. Schüler:Album d. Dorp. Gymn.)  
 Kupffer, —, Kap. Tobolsk. Inf:reg. (A r).  
 Lambsdorff, — Graf., Stabskap. Ing:corps (A k. C k).  
 Leidloff, —, Kap. 3. Sec:reg., beim Eineregerzieren d. Petersb.  
 Aufgebots tätig (A q).  
 Lündt, —, Stabskap. 2. Pion:reg. (B h).  
 Manderstern, Eduard v., Kap. ? 88 † 23 (2. 5).  
 Meck, v., Kap. (RigZ. Mai 12).  
 Mellin [Josef] Graf, Kap., 6., dann 23. Res. Art:brig. 85 † 62,  
 Oberst (B v. 2. 4).  
 Mühlen, Ferd. v. zur, Stabskap. Quart:MW. 88 † 37, Obr:ltn.  
 des Gen:stabs (C x. 9).  
 Nagel (?), —, Stabskap. LÖFsmail:reg., Adjut. beim Prinzen  
 von Oldenburg (A v).  
 Nasacken, Reinh. Joh. v., Kap. 89 † 31 als General (RigZ.  
 Juni 13. 2. 4).  
 Nolde, — v., Stabskap. 14. Art:brig. (A q).  
 Nottbeck [Wilhelm] v., Kap. Polosk. Inf:reg. 80 † 29 als  
 Oberst (B g. 4).  
 Pahlen, — Graf, Stabskap. Reval. Inf:reg. (B l).

- Plater, — v., Kap:ltm. 1812 Kommand. der Schaluppe „Lisette“ bei Riga (Wojenski).
- Rechenberg [=Linten], — v., Stabskap. Bernau. Inf:reg. (A d).  
[Ob identisch mit dem 1813 Gefallenen?].
- Rehren, — v., Stabskap. 23. Art:brig. (B s).
- Reibnitz, —, Kap. Schlüffelb. Inf:reg. † 1812 an Krankh. (A t).
- Reichard, —, Stabskap. Livl. Drag:reg. (A h\*).
- Rennenkampff, [Karl Fr.] v., Kap. 1. Pion:reg. 88 † 48, Gen:ltm. (B h. Cr. 9).
- Rennenkampff [Gustav] v., Stabsf. Quart:MW. (Br. Ce. 2).
- Roenne I, — Baron, Stabskap. Sewersk. reit. Jäg., vorher vielleicht Lt. im livl. Kos:reg. (MigZ. Jan. 13. B r).
- Roenne II, — Baron, Stabskap. Sewersk. reit. Jäg., vorher vielleicht Lt. im livl. Kos:reg. (MigZ. Jan. 13. B r. C e).
- Roenne, — v., Stabskap. 37. Jäg:reg. (C g).
- Ropp, — v. d., Stabskapt. LW:Drag:reg. (B d).
- Rosen, — Baron, Stabskap. 5. Art:brig., dann Kap. 1. Dep: Art:brig. War vordem bereits Lt. a. D. (A i. B v. C h).
- Rosenthal, Gust. Jak. Fr. v., Kap. 89 † 53 (2. 4).
- Salka, [Peter Joh.] Baron, Stabskap. Sap:reg., dann Alexandr. Hus:reg. 90 † 18. als Gen:maj. (B h. x. C g. 2. 4).
- Schilling, — v., Stabskap. 32. Jäg:reg. (C d).
- Schlittenbach, — v., Kap. Drenb. Drag:reg., war vorher Kap. a. D. des Mosk. Drag:reg. (A r).
- Schreiber, —, Kap. Sewsk. Inf:reg. (A o).
- Schreiterfeld [Karl Fab. Wilh.] v., Stabskap. 2. Pion:reg. † 25 als Gen:ltm. (B h. 4).
- Schroeder, —, Stabskap. Taur. Gren:reg., Brig:adj. (C i).
- Schulmann, — v., Stabskap. Poltav. Inf:reg. (B e).
- Sivers, Ferd. Wilh. Ludw. v., Stabskap. 1. Res. Art:brig. 91 † 30 als Gen:ltm. d. Art. (B h. 9).
- Stadelberg [Georg Gust.] Baron, Kap. Sewsk. Inf:reg. 86 † 44 als Obr:ltm. (A d. Stadelberg).
- Stender, —, Kap. 1. Pion:reg. (B h).
- Strandmann [Otto] v., Stabskap. Perejasl. Drag:reg. 87 † 26 (A e\*. 2. 11).
- Sutthoff I, —, Stabsf. 1. Pion:reg. (B h).
- Tiefenhausen, Fab. Georg v., Kap:ltm. 36. Schiffsequipage, 1813 stellv. Adjut. b. Komm. d. 3. Westarmee. 82 † 20 (B p. 11).

- Tiefenhausen, — v., Stabskap. Tobolsk., dann Rissow. Inf:reg. (C r. s).
- Timroth, —, Kap. LÖPreobrasch:reg., Adjut. beim Bringen v. Oldenburg (A v).
- Timroth III, —, Stabskap. Petersb. Gren:reg., Adjut. bei Barclay? (A d. B e. 7).
- Villebois — v., Stabskap. LÖZsmail:reg. (C m).
- Villebois, — v., Kap. Reval. Inf:reg. (C i).
- Vietinghoff, — v., Kap. i. kurl. Schütz:corps (RigZ. Juni 12).
- Voigt, —, Kap. Astrach. Gren:reg. (C i).
- Wachsmuth, —, Kap. 14. Art:brig. (C i).
- Wächter, —, Stabsk. Murom. Inf:reg., vorher vielleicht Lt. im livl. Koj:reg. (RigZ. Sept. 12. C k).
- Weyrauch, — v., Stabskap. Quart:MW. (B x).
- Wildemann [Wilh. Wold. Wolfg. Wilde v.], Kap. Quart:MW. Nahm 14 J. Abschied. 90 † 15 (A q. C q. 4).
- Wilden, —, Stabsk. LÖZsmail:reg. (C m).
- Zimmermann, —, Stabsk. Selegk. Inf:reg. (A d).

## VIII.

Leutnants:<sup>1</sup>

Diese Liste zählt 179 Namen auf.

- Albedyll, — v., Lt. u. Adjut. (RigZ. Sept. 12).
- Babst, —, Grodn. Inf:reg. (11).
- Bach, — v., Lt. (RigZ. Juni 12).
- Baranoff [Karl Gust.] v., Ssumy. Inf:reg. 79 † 38 (C k. 9).
- Barclay de Tolly, Johann v., Garde:lt. u. Adjut. Barclays. † 33 Major (A g\*. RigZ. März 12. 4. 7).
- Bartholomaei, —, Lt. LÖ. reit. Art., vorher 2. Ref. Art:brig. 4. reit. Komp. (A q. B n).
- Bartholomaei II, —, LÖ. reit. Art. (B m).
- Behr II, —, Tschernig. Inf:reg. (A k).
- Berg, Friedr. Wilh. Rembert v., (1794 † 1874). Stud. phil. in Dorpat; 1812 Lt., 14 Obr:lt., 31 Gen:lt., 45 Gen. d. Inf. 49 österr. und 56 russ. Graf, 62 Statthalter von Polen, 66 General:Feldmarschall.
- Berg, — v., Weiskruff. Inf:reg. (B t).

<sup>1</sup>) Sekonde: und Premier:Lt. werden nicht besonders unterschieden.

- Berg, Moriz v., Mar:ltm., 1812 Kommand. der Schaluppe „Schemtschug“ in Reval. † 60 (Wojenski).
- Bistram, — v., Eichernig. Inf:reg. (A t. C k).
- Bistram, — v., Tobolsk. Inf:reg. (A d).
- Blumenthal, — v., Feldjäg:korps (C d).
- Brevern, — v., Kaporj. Inf:reg. (A k).
- Brüggen, Jul. v. d., Hus:ltm. 90 † 59 (9).
- Brümmer, — v., Sibir. Gren:reg. (C g).
- Bubberg, — Baron, Libau. Inf:reg., ging dann in die Russ: deutsche Legion über (B № 6).
- Bubberg, Friedr. Wold. Baron, Lt. 94 † 65, Hus:maj. a. D. (9).
- Buddenbrock, Ernst Friedrich v., Lt. in einem Hus:reg. 92 † 65 (9).
- Bulmering, —, Ing:ltm. (C a).
- Buschhund, — v., Njasan. Inf:reg. (B e).
- Buttlar, Ernst Fr. Joh. v., Lt. Samb. Ulan:reg., vorher im livl. Kos:reg. 90 † 31 (B u. 9).
- Bughöwden, Peter Graf, Lt. Alexandr. Hus:reg. beim Korps Formassow; erbeutet Sept. 12 bei Tergowiza drei östereich. Standarten; dafür ins LGHus:reg. versetzt. Geb. 84 † 68 als Gen:ltm. (A p. q. RigZ. 12 № 82. 2. 4. 11).
- Bughöwden, — Baron, 1. Pion:reg. (B h).
- Campenhaujen, — v., Inf. (Reg.? A c\*).
- Colongue, — Clapier de, Lt. (RigZ. April 13).
- Dehn, — v., Lt. (RigZ. April 13).
- Dellingshausen, Karl Baron, Artill. 91 † 61 (11).
- Delwig, — Baron, Tobolsk. Inf:reg. (A d).
- Ditmar, — v., Mohil. Inf:reg (A p. C k).
- Dreßler, Karl Joh., Lt. Pskow. Kür:reg., vordem Kap. beim livl. Kos:reg. 88 † 54, Dr. med. (Wojenski. 9. Brennsohn; ärzte Livl.).
- Driesen, — v. d. Oest gen., Lt. (RigZ. Juni 13).
- Eckhoff, Otto, 1813 Lt.?, nahm 17 als Kap. s. Abth. 93 † 26 (9. Z. Gesch. d. Gymn. z. Mitau; Brennsohn, Ärzte Livl.).
- Ehlerg, Ant. Mich., Lt. 89 † 26 als Major (9. Schüler: Alb. d. Dorp. Gymn.).
- Engel, Karl Aug., Lt. Sophia:See:reg. 92 † 37 (9).
- Engelhardt, Karl Anton v., Lt. Grobn. Hus:reg., Adjut. General Ruedigers 96 † 72, Gen. d. Kav. (A t. 4. 9. 11).
- Engelhardt II, — v., LGJäg:reg. (B № 6. z).

- Essen I, [Karl G. Chr.] v., 5. Jäg:reg. 96 † 54, Oberst (B b. 2. 4).
- Essen, [Reinh. Gust.] v., Quart:MW. 91 † 38, Oberst (B b. 2. 4).
- Essen, Alex. Ferd. v., Etn. Grobn. Inf., Adjut. bei Barclay. 90 † 18.. als Gen:maj. (C d. 2. 4).
- Fersen, Hans Reinh. Baron, Grobn. Inf:reg. 90 † 22 (9).
- Fersen, Magnus Georg Baron, 1812 Etn. 86 † 14 (Fersen).
- Fock, [Alex. Ferd.] v., 5. reit. Art:komp., dann LG. reit. Art:komp. 95 † 15 (A q. r. 2. 11).
- Fock, Magnus v., Etn.? Adjut. des Gen. Helfreich 90 † 57 (11).
- Frank — v., Pfeiliger, Etn. Grobn. Inf:reg. (C k).
- Freymann II [Alex. Wilhelm] v., Etn. 34. Batt:Art:komp. 90 † 20 (C e. 3).
- Freymann [Herm. Jak.] v., Taur. Gren:reg. 91 † 65, Gen:maj. (Reg. April 13. 3).
- Gersdorff, — v., Litau. LG:reg. (B c).
- Glasenapp III, — v., Inf. (Reg.? A c').
- Grabbe, — v., LG:smail. Reg. (C m).
- Grabbe II, —, Litau. LG:reg. (B c).
- Grote I [Moriz Friedrich] v., Tschernig. Inf:reg. 91 † 84, Oberst (A k. 3. 4).
- Grottenhielm, Magnus v., Etn.? 89†67, Gen:ltm. d. Kav. (2. 9).
- Grotthuß, — Baron, Etn. im litv. Kos:reg. (Dörpt. Aug. 12).
- Grotthuß, — Baron, Wilmanstr. Inf:reg. (A g).
- Grünblatt — v., Archangel. Inf:reg. (C e).
- Hahn, Paul v., Etn. Grobn. Inf:reg. 93 † 62 (9).
- Handtwig, Alex. v., Etn. und Adjut. Reg.? (2. 4).
- Harder, — v., LG. reit. Art. (B m. s).
- Helfreich, — v., Quart:MW. (B s).
- Helmersen, — v., Etn. Reg.? (Reg. Juni 13).
- Hesse, —, LGren:reg. (B e).
- Heyking II, — Baron, Kür:reg. d. Mil:ordens (B e. 11).
- Holst, — v., Etn., (Reg. Nov. 12).
- Huhn, — v., 49. Jäg:reg. (B e).
- Huhn II, —, Tschernig. Inf:reg. (A k).
- Huidelhoven, — v., Finn. Drag:reg., dann Kav:esk. beim 2. Kav:korp. (A h).
- Jarmerstedt [Georg Karl] v., Etn. (Reg. April 12. 9).
- Kiel, Karl Leop. v., Etn.? Quart:MW. 89†51 als Gen:maj. (9).

- Kleist, — v., Lt.n.?, Adjut. des Gen. Konownizyn (11).
- Klugen, — v., Grodn. Hus:reg. (By).
- Koeypen, — v., Lt.n. livl. Kos:reg. (MigZ. April 13).
- Koskull, — Graf, USemen:reg., Adjut. des Gen. Fürsten Gortschakow I (Cl\*).
- Kozebue, Moriz, Lt.n. b. Gen:stab Wittgensteins. Bei Bologz gefangen. 89 † 61 als Oberst (Schriftstellerlex. u. 4).
- Kupffer I, —, Grodn. Hus:reg. (By).
- Kupffer II, —, Grodn. Hus:reg. (Ba. Ck).
- Kupffer III, —, Grodn. Hus:reg. (Ck).
- Kurfell II, [Moriz oder Christ. Reinh.] v., Tobolsk. Inf:reg. † als Major (Ad. 4).
- Kymmenthal, Alex. R. S., Lt.n.? 92†18.. (MigZ. April 12. 9).
- Langhammer [Paul Bened.], Belosersk. Gren:reg. (Bb. Schül: Alb. d. Dorp. Gymn.).
- Lilienfeld, Karl v., Lt.n. in einem Gardereg. 90 † 75 als Gen:lt.n. a. D. (9).
- Lingen [Peter] v., Lt.n. † als Gen:maj.d. Art. (MigZ. Aug. 12. 4).
- Löwis of Menar [Franz Gust.] v., Estl. Inf:reg. 90 † 30 als Stabskap. (Cr. 4).
- Manderstern, — v., Lt.n. d. 1. Ruderequipage, 1812 abkommandiert zum Korps des Gen. Steinheil (Wojensstij).
- Mälker, —, Lt.n. Sumy. Hus:reg. (Ck).
- Mandell [Joh. Ernst] Baron, 1. Pion:reg. 90 † 28 (Bh. 2. Mandell).
- Mandell, Paul Aug. Baron, Lt.n.? 95†18 Stabsrittm. (2. Mandell)
- Mandell II, Gustav Jak. Leopold Baron, Lt.n. Estl. Inf:reg. 94 † 19 (Cr. 2. Mandell).
- Mandell, Berend D. Joh. Baron, Lt.n. Iijum. Hus:reg. 93 † 70 (2. Mandell).
- Mandell, Friedr. Ludw. Baron, Lt.n. d. Art. 95 † 46. Er ist der spätere Maler (2. Mandell).
- Mandell, Georg Gust. Dan. Baron, Lt.n.? 91†76 als Obr:lt.n. (2. Mandell).
- Mandell, Paul Jak. Baron, Lt.n.? Jähr.? 96 † 18.. als Oberst. (2. Mandell).
- Merkel, —, Lt.n. im Feldjägerkorps (DörptZ. Mai 12).
- Meyendorff I, Casimir Baron, Lt.n. G. Ref. Art:brig. 94 † 54 (At. Bt. 2. 9).

- Meyendorff, Peter Baron, Lt.n.? 96 † 63. Es ist der spätere  
Botschafter u. Direktor d. Kais. Privatkabinetts.
- Meyendorff, Georg Baron, Ing:lt.n. 90 † 63. Es ist der  
spätere Gen:adjut. u. Oberstallmeister (A k. q).
- Meyer, —, Lt.n. im Schmidtschen Freikorps (MigZ. Juni 12).
- Moller I [Karl] v., Wilmanstr. Inf:reg. 95 † 18.. (A g. 4).
- Moller II [Georg Otto] v., Wilmanstr. Inf:reg. 93 † 18.. (A g. 4).
- Mühlen, — v. zur, 1. Pion:reg. (B h).
- Munzschel, —, Lt.n. (MigZ. Juni 12).
- Nolden, — Baron, Petersb. Gren:reg. (B i).
- Numers, Cor. Fr. Ant. v., Lt.n.? 90 † 26, Maj. a. D. (9).
- Peterjon (?), —, Petersb. Gren:reg. (C d).
- Pilar v. Pilchau, Karl Magnus Baron, Lt.n.? 91 † 18..  
als Gen:maj. (2. 5).
- Pistolfors I [Mor. Wilh.] v., Kolnwan. Inf:reg. (A c\*. v).
- Pistolfors [Wold. Friedr.] v., Minsk. Inf:reg. (B b. 4).
- Postels, Aug. Sig., Lt.n. Grobn. Hus:reg. 89 † als Rittm.  
a. D. (A p\*. 9).
- Rading [Alex. Wilh.] v., Lt.n. 1. Pinn:reg. (B h. 9).
- Rehbinder [Jak. Joh.] v., Lt.n. Petersb. Gren:reg., Adj. bei  
Gen:maj. Schenichin, Brig.: Archangel. u. Schlüsselb. Inf:reg.  
93 † 40 (C d. g. 2. 5).
- Reizenstein, Lt.n. 1., dann 8. Art:brig. (B v).
- Reusner, Karl v., Lt.n.? 93 † 55 als Gen:maj. (9).
- Reuß, —, Grobn. Hus:reg. (B y).
- Riesenkampff, Heinr. Chr. Ferd. v., Lt.n.? 3jum. Hus:reg.  
88 † als Major (9).
- Rosen [Mich. Mart.] Baron. Lt.n. Grobn. Hus. War vordem  
beim livl. Kos:reg.; nachmals Oberst des Grobn. Hus:reg.  
98 † 18.. (B u. 2. 5. 8).
- Rosenberg, —, Mobil. Inf:reg. (A p. C k).
- Roth, Joh. Fr. v., Lt.n.? 93 † 80 als Gen:lt.n. (9).
- Rudteschell [Adam] v., Lt.n. (MigZ. Febr. 13. 2).
- Ruediger, — v., Grobn. Hus:reg. (B y).
- Sacken, — Baron v. d. Osten-, Obess. Inf:reg. (A r).
- Sacken, — Baron v. d. Osten-, LG. z. Pf. (A q.)
- Sacken, — Baron v. d. Osten-, LG:Drag:reg. (B d).
- Schilling, — v., Lt.n. (MigZ. April 12. 11).

- Schönberg, Heinr. Aug. Ernst, Lt.n.? 3jhm. Hus:reg. 86 † 29, Rittm. (9).
- Schouls v. Ascheraden, Fr. Herm. Baron, Lt.n.? 89 † als Hus:rittm. a. D. (9).
- Schramm I, —, 20. Jäg:reg. (A m. Ba\*).
- Schramm II, — Reg.? (Ba\*).
- Schroeder, —, Laur. Inf:reg. (Be).
- Schroeders, — v., Gardeltn. (RigZ. Juni 12).
- Schuing [Gust. Joh], Lt.n. Quart:WB. (B w. Schüler:Ab. d. Dorp. Gymn.).
- Schwan, —, Lt.n. Alexand. Kos:reg. (Bojenstij).
- Schwarz, —, Lt.n. beim Jäg:Freikorps (RigZ. Aug. 12).
- Sed, — v., Lt.n. (RigZ. Febr. 13).
- Seidlig [Alex. Ernst] v., Ing:lt.n. 45. Batt:komp. (A f. 4).
- Seidlig, — v., Rješhin. Drag:reg. (Ap\*).
- Sievers, — Graf, Ing:lt.n. (Ak).
- Sievert, —, Lt.n. 1. Pion:rreg. (Bh).
- Sivers [Wilh. Ernst] v., Rjashst. Inf:reg. (By. 9).
- Smitten [Gustav] v., Chev:G:reg., Adjut. Barclays, nachmals Oberst (Cg. 4).
- Stahl (Stael? Staal?), —, 4. Jäg:reg. (By).
- Stadelberg [Friedr.] Baron, Merändr. Hus:reg. 92 † 48, Major a. D. (Av. 9).
- Stiernhielm, Alex. Gust. v., 14. Art:brig. 94 † 78, Oberst des Gen:stabs a. D. (Bh. 6. 9).
- Strandmann [Gustav Ernst] v., Lt.n. 2G:Smal:reg., vorher Petersb. Gren:reg. Adj. d. Gen:maj. Sawrow (Av. 2. 3. 11).
- Stürmer, Karl Wilh., Lt.n. 90 † 18., Major (9).
- Sutthoff II, —, 1. Pion:reg. (Bh).
- Tallberg, —, Lt.n. beim Jäg:Freikorps (RigZ. Aug. 12).
- Taube, — Baron, 9. (dann 1. Dep:) Art:brig. (Bv).
- Taube, — Baron, Mar:lt.n. 1812 in Riga (DörptZ. Nov. 12).
- Transehe [Karl Aug.] v., Ing:korps. † 17 als Oberst (Bh. 2. 4).
- Tritthoff, Gust. v., Lt.n. Reg.? (2. 4).
- Uerküll, — Baron, 2G. 3. Pf. (Bz).
- Ude, —, Mobil. Inf:reg. (By).
- Ungern=Sternberg — Baron, 11. Art:brig. (Ce).
- Ungern=Sternberg, — Baron, 24. Jäg:reg. (Bh).

- Unger'n-Sternberg [Gustav Georg] Baron, Lt. 1. reit.  
 Art:komp. 90 † 22 als Prem:lt. (A t B v. 9).  
 Vietinghoff, — Baron, Lt. Alexandr. Vol:Kof:reg. (Bojensfij).  
 Vietinghoff, — Baron, Kleinruss. Inf:reg. (B b).  
 Vietinghoff, — Baron, 5. Jäg:reg. (B b).  
 Vietinghoff, — Baron, 34. Jäg:reg. (B b).  
 Villebois, — v., Riga. Drag:reg. † 1814 an Krankh. (C l).  
 Willon, — v., Grodn., dann Sump. Inf:reg. (B y).  
 Wachsflager, — v., Petersb. Gren:reg. (C i).  
 Weimarn [Wilh.] v., Lt. 24. Jäg. † als Gen:maj. (Cx. 4).  
 Weyrauch II, —, Reval. Inf:reg. (A k).  
 Weyrauch III, —, Reval. Inf:reg. (A k).<sup>1</sup>  
 Wiegand, —, Gren:reg. (B b).  
 Winter (?), —, Garde:lt. (RigZ. März 13).  
 Wolff, — Baron, Alexandr. Inf:reg., Adjut. beim Gen:lt. Uwarow (A r\*. b).  
 Wolff, — Baron, 11. (dann 2. Res:) Art:brig. (B v).  
 Wolff, — Baron, 2. Ukrain. Reg. (B x).  
 Wulff, — v., Taur. Gren:reg. (B e).  
 Wrangell, Moriz Baron, Lt. Kür:reg. 3. M. War vorher  
 Wachtmeister bei der LG. 3. Pf., dann Lt. im livl. Kof:reg.  
 80 † 42 (B u. Wrangell).  
 Wrangell, — Baron, Tarnopol. Inf:reg. (C e).  
 Wrangell [August Gotth.] Baron, 49. Jäg:reg. 95 † 18 . .  
 (B e. 2. Wrangell).  
 Wrangell IV, — Baron, Reval. Inf:reg. (A k).  
 Zimmermann, Ernst v., Lt. ? 94 † 31 Oberst (DörpZ. Apr. 12. 9).  
 Zimmermann, Karl v., Lt., bei Kulm schwer verwundet.  
 92 † 41 (DörpZ. April 12. 9).  
 Zoëckell — v., Jng:lt. (A k).

## IX.

## F ä h r i c h e :

Diese Liste zählt 71 Namen auf.

- Anders, —, Fährich (RigZ. April 13).  
 Baranoff, —, Res:batterie (A v).

<sup>1</sup>) Ein Weyrauch, Alexander, † als Gen:maj. (4).

- Behrens, —, Fähnr. Finnl. Drag:reg., dann adl. Kav:esf. 6.  
2. Kad:korps, darauf 28 Drag:reg. (A h. B a.).
- Birich, Christoph, Fähnr.?, 91 † 18 .. (9).
- Bistram, — Baron, 34. Jäg:reg. (A w).
- Bistram, — Baron, Ref:batterie (A v).
- Brockhusen, —, Petersb. Gren:reg (B a).
- Brömsen, — v., 47. Jäg:reg. (C m).
- Brüggen, Heinr. Ernst v. d., 1812 Fähnr. 93 † als Gen:ltm.  
63 (9. Rig3. Aug. 13).
- Burmeister III, —, Jng:korps (B h).
- Burmeister IV, —, Jng:korps (B h).
- Dellingshausen, Eduard Baron, wohl Fähnr.? 95 † 45 als  
Gen:adjut. (2. 4).
- Delwig, — Baron, Jng:korps (B h).
- Derfelden, — v., Art:Fähnr. [? Karl 96 † als Gen:maj. 51]  
(Rig3. Aug. 13. 3).
- Ditmar, — v., 21. Dep:Art:brig. (A o\*).
- Ditmar, — v., Mohil. Inf:reg. (A p).
- Ehlert, —, Fähnr. (Rig3. April 13).
- Essen, [Alex. Ferd.] v., 5. Dep:Art:brig. 90 † als Gen:maj.  
(A o\*. 2. 4).
- Fersen, — Baron, Samb. Reg. (B a).
- Fischbach [Joh. Peter] v., 4. Utrain. Kos:reg. (C e. Schüler:  
Ab. d. Dorp. Gymn.).
- Fock, — v., 2. Ref:Art:brig. (A o\*).
- Gernet III, — v., Ref:batterie (A v).
- Grünewaldt, Dorig Reinh. v., Fähnr.? 97 † 18 .. als  
Gen:maj. (2. 3).
- Hahn [Georg Otto] v., Pflow. Drag:reg. † als Oberst der  
Kav. (A v. 9).
- Hartwig, —, 11. Ref. Art:brig. (A t).
- Hartwich, — v., Fähnr. (Rig3. Jan. 13).
- Hastfer [Paul] v., 28 Art:brig. (A t. 2).
- Hübbenet, — v., 47. Jäg:reg. (Rig3. Jan. 13. C m).
- Jannau I, —, Ekaterinosl. Gren:reg. (A g\*).
- Jannau II, —, Ekaterinosl. Gren:reg. (A g\*).
- Jgnatius III, —, Jng:korps (B h).
- Jgnatius IV, —, Jng:korps (B h).
- Klugen, — v., Vitau. Inf:reg. (B v).

- Korff I**, — Baron, Pflow. Drag:reg. (A v).  
**Korff II**, — Baron, Pflow. Drag:reg. (A v).  
**Krüdener**, — v., Fähnrich, † 14 an Krankheit (C n).  
**Martens** [Arnold Gotth.], 2. Ref. Art:brig. 92 † 22 als  
 Prem:ltm. d. kauf. Gren:Art:brig. (RigZ. April 12. A t. 9).  
**Medem, Nikolai v.**, Fähnr.?, 95 † 70 als Artill:Gen. (9).  
**Menendorff II** [Casimir] Baron, 3. Art:brig. (A t).  
**Minuth**, —, Orel. Garn:bat. † 13 an Krankheit (B r).  
**Raison**, — v., Fähnrich (RigZ. Dez. 18).  
**Rennenkampff**, — v., Ref:batterie (A v).  
**Rosen** [Otto Joh.] Baron, Samb. Reg. 95 † 18.. (Ba. 2. 7. 8).  
**Rothkirch I**, — v., 28 Drag., zugleich adl. Kav:est., vorher  
 Finn. Drag:reg. (A h. B a).  
**Sacken**, — Baron v. d. Osten, Pflow. Drag:reg. (A v).  
**Salga I**, — Baron, 14. Ref. Art:brig. (A t).  
**Salga II**, — Baron, 14. Ref. Art:brig. (A t).  
**Schlippenbach IV**, — Baron, Ref:batterie (A v).  
**Schweder**, —, Rjasan. Inf:reg.; war vordem i. livl. Kos:reg. (Bt).  
**Siewers** [Sivers?], —, 4. Ref. Art:brig. (A t).  
**Sommer**, —, Fähnrich, Ing:korps (B h).  
**Stachelberg**, — Baron, Sewsk. Inf:reg. (C d).  
**Straelborn I**, —, 2. Dep:Art:brig. (A o\*).  
**Strandmann** [Nikolai] v., Quart:WB. (C d. 2).  
**Stromberg**, — v., Pflow. Drag:reg. (A v).  
**Stryk I** [Wilh. Joh. Bernh.] v., 1. Ref. Art:brig. 93 † 76  
 als Gen:maj. a. D. (A t. 9).  
**Stryk II**, [Gustav Gotth.] v., 1. Ref. Art:brig. 95 † 31 als  
 Art:kap. a. D. (A t. 9).  
**Stryk III**, — v., 1. Ref. Art:brig. (A t).  
**Tiefenhausen**, — Baron, Ref:batterie (A v).  
**Toll I**, — v., Ref:batterie (A v).  
**Uexküll (=Güldenband** [Reinh.] Baron, Fähnr. 28 Vitau:  
 reg. 90 † 18.. als Gen:maj. (B № 6. 5).  
**Ungern-Sternberg**, — Baron, Ing:fähnr. (A k).  
**Vogt** [Vogdt? Voigt?], —, Finn. 28:reg. (B № 6).  
**Wagner, Karl v.**, Fähnrich, 94 † als Art:Gen:maj. (RigZ.  
 Jan. 13. 9).  
**Weyrauch**, — v., Fähnr. Wilmanstr. Inf:reg. (A g).  
**Wiegand**, —, Taur. Gren:reg. (B a).

Wildemann, — [Wilbe v.], 1. Pion:reg. (A o).

Winkler, —, 17. Dep:Art:brig. (A o\*).

Witte II [v. Wittenheim, Diedr. Jac.], Fähnr. (C m. 3. Gesch.  
d. Gymn. zu Mitau).

Wrangell, — Baron, 10. Ref. Art:brig. (A t).

Wrangell, — Baron, 10. (dann 4. Ref:) Art:brig. (B v).

## X.

### Kornets:

Diefe Liste zählt 26 Namen auf.

Brinkmann, — v., Kornet (RigZ. März 13).

Buschhund I, — v., Kornet, 33um. Hus:reg.; war vordem  
Wachtmeister in der UG. 3. Pz., dann Kornet im livl. Kos:  
reg. (B u).

Buschhund II, — v., Kornet, 33um. Hus:reg.; vordem im  
livl. Kos:reg. (B u.; vgl. RigZ. April 12).

Delwig, — Baron, 1. Ref. Art:brig. (B a).

Engelhardt, — v., Kornet, Reg.? (C g).

Fersen [Georg Wilh.] Baron, Kür:reg. d. Mil:ordens 96 † 54  
als Oberst (B e. 2. Versen).

Fersen, Hans Karl Mich. Baron, Kornet? 95 † 41 als Rittm.  
(2. Versen).

Fock, Alex. Ferd. v., Kornet, 95 † 83 (11).

Frank [Karl] v. Pfeiliger, Pstow. Kür:reg. 93 † 42, Gen:maj.  
d. Chev:G. (B b\*. 9).

Grotthuß, — Baron, 14. Art:brig. (B a).

Jarmerstedt, — v., Aitrach. Kür:reg. (C p).

Lilienfeld [Otto Fr.] v., 90†70 als Oberst (RigZ. Febr. 13. 3).

Manteuffel, — Graf, Tatar. Ulan:reg. 17 . . † 36, Oberst  
(C s. 2. 5).

Marnig, —, Kornet (RigZ. Jan. 13).

Mengden, — Baron, Aitrach. Kür:reg. (C p).

Moller [Alex. Peter] v., Kornet, 33um. Hus.; 13 schwer ver-  
wundet, daher als Fähnr. beim 1. Kad:korps angestellt. 96  
† als Gen:maj. (B v. 5).

- Postels, Emil, Kornet? 96†50, Obr. d. R:Nowgor. Drag:reg. (9).  
 Reizenstein, —, Kornet, IJum. Hus:reg. (B b\*<sup>\*</sup>).  
 Reutern, Gerhard v., Kornet, IGHuf.; verlor bei Leipzig den  
 rechten Arm. Er ist der bekannte Maler. 94 † 65 (9 usw.).  
 Reutlinger (?), —, Kornet, IGMlan:reg. (B s).  
 Samson v. Himmelstjerna [Richard], Grobn. Hus:reg.  
 94 † 18., Rittm. (B a. 3).  
 Schilling [Gust. od. Jak.] Baron, IGHür:reg. J. M. (Bb\*<sup>\*</sup>. 2).  
 Sivers, Friedr. v., Kleinruss. Kür:reg. † 69, Landrat (Bb\*<sup>\*</sup>. 9).  
 Smolian, —, Kornet (RigZ. März 13).  
 Weißmann, — Baron, IGHuf:reg. (A n\*<sup>\*</sup>).  
 Wilpert, Gust., Kornet? (Freiwill.) in e. Hus:reg. 95 † 51 (9).

### Anhang I.

#### Offiziere, deren Charge in den Kriegsjahren nicht festgestellt werden konnte.

- Bistram, Karl Ge. Aug. v., Gen:maj. 86 † 25 (2. 5).  
 Bistram, Otto v., Gen:ltm. 89 † ? (2. 5).  
 Kahlen, Paul v., Gen:maj., 92 † 18., (4).  
 Kaulbars, Herm. Wilh. v., Gen:ltm., 91 † 88, (4).  
 Löwis of Menar, Gotth. Wilh. v., Gen:maj., 80 † 49, (4).  
 Manderstern, Eugen Joh. Theod., Gen:maj. 96 † 66, (2. 5).  
 Mensenkampff, Justus v., Gen:maj., (4).  
 Offenbergs, Baron Friedr. v., Gen:ltm., 89 † 56, (2. 4).  
 Offenbergs, Baron Emerich v., Gen:maj., 91 † 18., (4).  
 Osten-Sacken, Baron Demetrius v. d., Gen:maj., 93 † 59, (4).  
 Rautenfeld, Karl Herm. v., 93 † 18.. als Gen:ltm. (4).  
 Rehbinders, Baron Berend Otto, Gen:maj., 78 † 18., (5).  
 Rosenkampff, Karl v., Gen:maj., 93 † 46, (4).  
 Scheurmann, Friedr. v., Gen:maj., (2. 4).  
 Wrangell, Baron Karl Mich. v., Gen. der Kav., 94 † 74,  
 (2 u. Fam:gesch. der Wrangell).  
 Wrangell, Baron Alex. Pet. Mag. v., Gen. 84 † 47, (desgl.)
- Ditmar, Georg v., Oberst (2. 4).  
 Helmersen, Otto Berend v., Obr:ltm., 83 † 18.. (2. 3).

- Silienfeld, Magnus Joh. v., Obr:lt. 96 † 28 (4).  
 Müller, Konst. Ludw. Otto v., Oberst, 87 † 57 (4).  
 Pistohlkors, Karl Gust., Oberst d. Art., 95 † 18.. (2. 5).  
 Weymarn, Joh. Gust. Friedr. v., Oberst 89 † 18.. (4).  
 Wrangell, Adolf Magnus v., Oberst 78 † 25 (2. 12)  
 Wrangell, Baron Alex. I Mag., Oberst 81 † 51 (2. 12).  
 Wrangell, Baron Alex. II Joh., Obr:lt. 90 † 45 (2. 12).  
 Wrangell, Baron Nils Ludwig, Oberst 76 † 18.. (2. 12).  
 Wrangell, Baron Otto Wilh., Obr:lt. 85 † 22 (2. 12).<sup>1</sup>

## Anhang II.

### Namen von Offizieren auf den Estländischen Ehrentafeln,

deren Vornamen nicht mit Sicherheit einer der in den obigen Listen genannten  
 Persönlichkeiten zugewiesen werden konnten.

- Arpschoven, Baron Carl und Georg.  
 Baer v. Guthorm, Andreas.  
 Baggehufvudt, Bernhard, Friedr. I u. II, Gustav, Jakob  
 und Peter v.  
 Baranoff, Friedr. I u. II, Gustav I, II u. III.  
 Berg, Burchard v.  
 Bistram, Eduard, Adam, Philipp, Ferd. u. Wilh. Fried. Karl v.  
 Borg, Carl u. Gustav. v. d.  
 Brevern, Christoph II v.  
 Brümmer, Christoph und Peter v.  
 Clodt v. Jürgensburg, Karl.  
 Gernet, Adolph u. Wilhelm v.  
 Hahn, Alexander v.  
 Helfreich, Georg v.  
 Helwig, Alexander und Gustav v.  
 Klugen, Alexander, Karl I u. II, Georg, Hermann Paul und  
 Panfratius.  
 Knorring, Jakob, Peter I u. II v.  
 Manderstern, Alex. und August v.  
 Manteuffel, Graf Eduard.  
 Meyendorff, Baron Georg.

<sup>1</sup>) Ein Wrangell war: Obr:lt. Rev. Inf:reg. (A d. Ci); ein zweiter:  
 Obr:lt. Neu Ingermanl. Inf:reg. (Ar. v); ein dritter: Obr:lt. Mobil. Inf:reg. (Aq).  
 5\*

- Müller, Karl v.  
 Pahlen, Robert v. d.  
 Pistohtfors, Reinhold v.  
 Proebsting, Adolf und Friedr. v.  
 Ramm, Thomas v.  
 Reh binder, Graf Constantin.  
 Renteln, Woldemar v.  
 Rosen, Baron Andreas, Karl I u. II, Robert I u. II und  
     Woldemar II.  
 Rosenbach, Adam v.  
 Salza, Baron Alex., Carl, Georg und Hermann.  
 Scharenberg, Alexander, Eduard u. Wilhelm v.  
 Schilling, Gustav und Jakob v.,  
 Staal, Casimir und Ferdinand v.  
 Stadelberg, Baron Carl I u. II, Wilhelm und Gustav.  
 Straelborn, Carl I u. II, Wilhelm und Gustav v.  
 Taube, Baron Friedr., Magnus und Peter.  
 Tiefenhausen, Baron Georg.  
 Toll, Lukas, Ludwig und Peter v.  
 Ungern-Sternberg, Baron Eugen, Franz und Theodor.  
 Uexküll, Baron Boris und Jakob.  
 Uexküll-Güldenband, Baron Bernhard.  
 Vietinghoff, Alex., Gotth. und Heinrich v.



## Nachträge und Berichtigungen.

Zur Liste der Gefallenen (I) wären hier noch folgende 5 Namen nachzutragen, die wir der, auf Angaben Baron Wrangells beruhenden, Zusammenstellung in der „Rev. Ztg.“ 1912 Nr. 196 entnehmen; die ganze, freilich unvollständige Liste zählte demnach 100 Namen auf.

Engelhardt, Gotth., Georg v., Gen., III. Westarmee, † bei Borissow.

Howen, — v. d., Lttn., GJäg:brig. † bei Borodino.

Leist, — v., Kap. Astrach. Reg. † bei Borodino.

Sacken, — Baron v. d. Osten, Obr:lttn., Chark. Drag:reg. † bei Borodino.

Wogdt, — v., Lttn., Alexopol. Reg. † bei Malojaroslawez.

Zu Liste IV ist zu ergänzen:

Kennenkampff, Paul v., 1812 Maj., 33. Jäg., dann Kommand. des Smolensk. Inf:reg. (A r. B k. 2. 6);

ferner hinzuzufügen:

Howen, — v. d., Obr:lttn. (RigZ. März 13).

Ryber, —, Obr:lttn. (RigZ. Okt. 13).

Hahden, — Baron, Oberst d. litv. Kos:reg. (Wojeuskij).

Sutthoff, —, Oberst, Chef des 7. u. 37. Jäg:reg.

Noch zu nennen sind:

Aderkas, Gust. Wilh. v., diente in der Russ:deutschen Legion (Schüler:Alb. d. Dorp. Gymn.).

Saß, — v., war 1815 Volontair beim Stabe des Gen. Graf. P. Pahlen (11).

Stryck, Alex. Geo. Gottl. v., diente in der Miliz (litv. Kos:reg.?) 88+45 (9).

An Berichtigungen, deren ohne Frage noch viele nötig sein werden, kann hier vorläufig angemerkt werden:

Liste I: statt Buttler — I. Buttlar.

Liste IV: statt Helwig — I. Helwig.

Liste II. „ Helfreich — I. Helfreich.

Zu Oberst Bentendorff

Liste III. „ Achte — I. Achte.

muß das Zitat heißen:

Liste III. „ Köhren — I. Kühren.

(A q. B b\*).



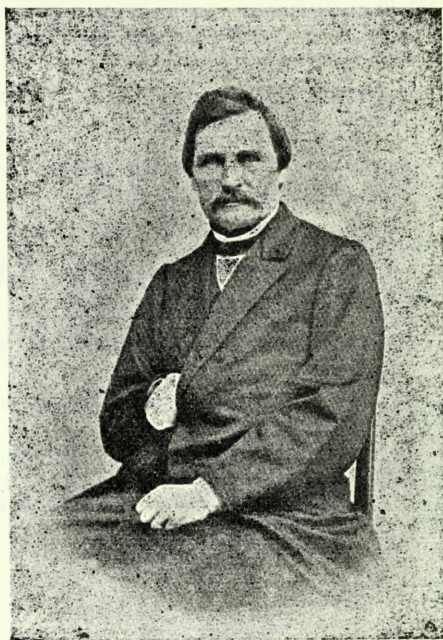
## Friedrich Sigismund Stern.

Ein Erinnerungsblatt zum 22. August 1912.

Von

Architekt **F. Wahlbäck.**

In aller Mund sind heute die großen ganz Europa erschütternden Ereignisse des Jahres 1812; der hundertjährige Gedächtnistag derselben gibt günstige Gelegenheit auf die Geschehnisse des großen Jahres der Vernichtung des vom Korsen



Friedrich Sigismund Stern.

Napoleon geschaffenen Weltreiches und des Unterganges seiner ungeheuren Heeresmassen auf den Schlacht- und Schneefeldern Rußlands zurückzuschauen; in unzähligen Spezialarbeiten und

gelehrten Gesamtforschungen wird uns jene große Zeit nochmals vorgeführt; an der Hand talentvoller Schilderungen erleben wir die uns vorgeführten Episoden gleichsam ein zweites Mal.

In diesem denkwürdigen Jahre 1812 wurde am 22. Aug. in Löwenhof in Livland Friedrich Sigismund Stern geboren; wenige Tage später wurde der blutige Niesenkampf bei Borodino ausgekämpft, wo zwei gewaltige Armeen aufeinander stießen und nach gewaltigem Anprall die unsrige langsam zurückging.

Doch bis Löwenhof drangen die Kriegswellen nicht und die ländliche Stille livländischer Einsamkeit, in der Fr. S. Stern's Wiege stand, wurde durch keinen Kriegslärm gestört; seit Borodino waren drei kurze Monate vergangen: Napoleons Armeen waren der Vernichtung anheimgefallen und „in gewohnten Bahnen zog das Leben, auch das stille Leben in unsern baltischen Landen dahin.“ Dieses Leben lebte F. S. Stern in seinen Knaben- und Jünglingsjahren; diese ländliche Stille in der er aufwuchs, gestaltete sein Sein, seine Persönlichkeit, beeinflusste sein ganzes Seelenleben, drängte ihn zur Beobachtung der Natur, die er schwärmerisch liebte, deren Poesie es ihm angetan und die er ihr ablauschte.

Stern hat seine erste Bildung in Dorpat erhalten, wohl im Gymnasium der Universitätsstadt<sup>1)</sup>; später wurde er Schüler des Zeichenlehrers an der Universität Dorpat, des Professors Senff,<sup>2)</sup> der das Stern angeborene Talent entwickelte, Sterns Neigungen zum Zeichnen und Malen förderte und ihm die Wege zur künstlerischen Laufbahn wies, so daß Stern von der Akademie der Künste zu St. Petersburg auf Grund der von ihm am 23. Okt. 1837 eingereichten Landschaftsmalereien und der diesbezüglichen Eingabe am 15. Januar 1838 den Titel eines freien Künstlers (звание свободного, некласнаго художника)<sup>3)</sup> erhielt. Das am 31. Dez. 1838 Friedrich Sigismund Stern hierüber ausgefertigte Diplom ist vom Präsidenten der Akademie Olenin und vom Konferenz-Sekretär Grigorowitsch unterzeichnet und fügt zum Titel hinzu: „съ правомъ по силѣ Всемилостивѣйше дарованной Академіи художествъ привилегіи (!) пользоваться“

1) Das Inland, Jahrgang 1847, Spalte 352. — 2) Wiedemann, Rede am Sarge F. S. Stern's 1889. Manuskript, wohl 1889 ausgearbeitet. —

3) Министерство Императорскаго Двора. Императорская Академія Художествъ 15. Января 1838 № 14.

съ его потомствомъ вѣчною и совершенною свободою и вольностію и вступить въ службу, въ какую самъ яко свободный художникъ пожелаетъ.<sup>1</sup>

In diese Jahre fallen Fr. S. Stern's Reisen im Baltikum und in Finnland, Reisen behufs Vervollkommnung in seiner Kunst, behufs Studien in den Ateliers der auswärtigen Künstler und in den Gemäldesammlungen Petersburgs und in Privatsammlungen und behufs Studien nach der Natur selbst, wohl auch in den Ateliers für Lithographie, welche Technik Fr. S. Stern in den nächsten Jahren bereits beherrschte.

Kaum zwanzig Jahre alt tritt Stern mit seiner ersten Arbeit vor die Öffentlichkeit: in Riga wird 1838 eine Ausstellung der Erzeugnisse des livländischen Gouvernements eröffnet, wo sub XVIII Kunstserzeugnisse erwähnt wird: „Berro, eine lithographirte Ansicht von Stern.“<sup>2</sup>

Diese Ausstellung in Riga hat offenbar angeregt und materielle Erfolge erzielt, denn im Jahre 1840 erfahren wir von einer neuen Ausstellung, an der sich auch Fr. S. Stern beteiligt, die in Dorpat stattfindet. Hier hat sich wohl unter dem Einfluß Professor Senff's ein reges Kunstleben und Kunstbestreben entwickelt; eine größere Gruppe junger Künstler bildet einen Verein und stellt 1840 in der „Schlater'schen Steindruckerei ihre neuesten Werke aus.“<sup>3</sup> Zu dieser „Vereinbarung“ der Künstler Dorpats gehört außer Hagen, Hartmann, Kripfow, Krüger, von Maybell, Meister, Schlater u. a. auch Fr. S. Stern.

Doch die Kunst gewährt oft nur farges Brod, wohl auch unserem Stern und arg knapp müssen die Verhältnisse gewesen sein, daß er seine engere Heimat, sein Dorpat verläßt und sich als „Lehrer des Zeichnens (und der Kalligraphie)“ an der abligen Kreissschule zu Arensburg auf der Insel Desel niederließ, als welcher er 1841 am 12 Mai bestätigt wird.<sup>4</sup> Sein Jahresgehalt beträgt noch 5 Jahre später 172 Rbl., davon 114 Rbl. von der Krone, 58 von der Ritterschaft.<sup>5</sup> Allerdings ist Stern damals auch schon Kanzlist der Ritterschaft und hatte als solcher eine

<sup>1</sup>) Императорская СПБ. Академія Художествъ Аггестатъ № 165. С. Петербургъ 1838 г., Декабря 31. дня. — <sup>2</sup>) Das Inland, Jahrg. 1838, Spalte 460. — <sup>3</sup>) Dasselbst Jahrg. 1840, Spalte 427. — <sup>4</sup>) Dasselbst Jahrg. 1841, Spalte 254. — <sup>5</sup>) Dasselbst Jahrg. 1847, Spalte 352.

freie Wohnung von einigen Zimmern im Ritterhause an der Schloßstraße; auch ein Gehalt (?).<sup>1</sup>

Diese Stellung als Zeichenlehrer (und Lehrer der Kalligraphie) an der Schule zu Arensburg behielt Stern bis an sein Lebensende und erlebte alle Entwicklungen dieser Anstalt aus einer abligen Kreisschule in ein Progymnasium, dann des Progymnasiums in ein Gymnasium, bei welchen Gelegenheiten er stets wieder neu als Zeichenlehrer (und Lehrer der Kalligraphie) bestätigt wurde.<sup>2</sup> Stern erlebt an der Arensburger Schule der Reihe nach zuerst den Inspektor Santo, dann die Direktoren Liborius, Göß, Sengbusch und Wiedemann; letzterer war es, der ihm an seinem Sarge, in der Aula des Gymnasiums, am 12. Mai 1889, tief empfundene Worte nachrief, seinen Lebenslauf schildernd und seine treue Arbeit in der Schule hoch anerkennend.

Während 48 Jahre ohne Unterbrechung an der Schule zu Arensburg als Lehrkraft tätig, hat Stern nach Ausweis des Inscriptionsbuches, wie Wiedemann berichtet,<sup>3</sup> nahe an 1000 Schüler unterrichtet, viele von ihnen zu weiterer künstlerischer Betätigung angeregt und eine ganze Reihe von bedeutenden Künstlern sind von ihm zum Beobachten und richtigen Sehen, den Anfangsgründen aller darstellenden Kunst angeregt worden; so der große Landschaftler Eugen Dücker, die Blumenmalerin Marie Dücker u. a. m. Wir alle, die wir seine Schüler gewesen sind, denken gern und mit aufrichtiger Befriedigung an diese frohen und anregenden Unterrichtsstunden.

Stern befolgte beim Schönschreiben seine eigne Methode: er ließ einen Schüler den Takt durch lautes Zählen angeben und nun nach diesem Takt Haarstrich und Grundstrich führen; dieser Methode verdanken die Handschriften seiner Schüler besondere Regelmäßigkeit und eine charakteristische Bewegung der Linien, ein etwas, daß die Handschrift der Schüler Stern's leicht von denen anderer unterscheiden ließ.

Vortrefflich charakterisiert Fr. S. Stern sein Direktor Wiedemann, der an seinem Sarge folgende Worte sprach: „. . . mit welcher seltner Rüstigkeit und Frische hat er bis vor wenigen Jahren, mit welcher unentwegten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat

<sup>1</sup>) Das Inland Jahrg. 1847, Spalte 352. — <sup>2</sup>) Dasselbst Jahrg. 1861, Spalte 187. — <sup>3</sup>) Wiedemann, Rede am Sarge Fr. S. Stern's 1889.

er immerdar seines Amtes gewaltet. Und bei seiner anspruchslosen Bescheidenheit fiel es ihm nie ein, davon irgend ein Aufhebens zu machen; seine Pflicht zu tun, war ihm eine Sache, die sich von selbst verstand. Es kann uns wirklich mit Rührung erfüllen, wenn wir vernehmen, daß bei Gelegenheit eines Urlaubsgefuchs für ihn, gerichtet an den Direktor Schröder im Jahre 1855, bemerkt wird, er habe während 13 Jahre nur einmal um einen Urlaub gebeten und während dieser Zeit krankheitshalber nur eine Stunde versäumt. Und mit derselben Regelmäßigkeit versah er auch in den darauf folgenden Jahrzehnten seine Funktionen. An Erfolgen und Anerkennung hat es ihm darum auch nicht gefehlt. Zu wiederholten Malen wurden in früheren Jahren Arbeiten seiner Schüler, welche der Akademie der Künste vorgelegt wurden, der Belobigung für wert erachtet. Wiederholt ist ihm auch nach Ausweis seiner Dienstliste für Eifer im Dienst der Dank der höheren Schulobrigkeit zu teil geworden, und allgemein war die Achtung, die er durch seine Pflichttreue jedem abnötigte. Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit in Erfüllung seiner Berufspflichten waren ihm zur Natur geworden; sie übertrugen sich auch auf sein sonstiges Verhalten. Bei allem Cholerischen seines Temperaments zeigte er sich doch immer maßvoll und ruhig. Darum war er auch seinen Mitarbeitern, besonders den älteren unter ihnen, die ihn noch von früheren Jahren her kannten, immer ein wertgeschätzter und hochgeachteter Kollege.“

Wiedemann schließt seine Rede mit den Worten: „... rufen wir unsern letzten Scheidegruß dem Dahingegangenen nach, dem treuen Mitarbeiter, dem treuen Lehrer, dem treuen Ehrenmann: Friede seiner Asche!“

Stern war ein wohlwollender und herzlich freundlicher Lehrer. Übermannte ihn auch einmal seine Festigkeit gegenüber einer Schülerunart oder eines Streiches der Jugend, — wo fehlen die in einer Schule — so glätteten sich doch bald die Wogen seines Unmuts und ein freundlich geäußerter Scherz ließ den Schuldigen alle Härte des Unmuts, der sich eben erst über ihn ergossen, gern vergessen. Und wenn man Sonntags früh für ganz arge Späße bei ihm nachsizen mußte, so benutzte er diese Zeit, um einem entweder spezielle technische Handgriffe anzuzeigen, wie das Aufkleben und Spannen des Papiers auf dem Reißbrett

für Arbeitern mit Wasserfarben oder das Fixieren der Bleistift- und Kreidezeichnungen mit Kaffe oder Fixativ. Bei diesen Gelegenheiten gabs oft auch eine Tasse Kaffe oder ein Stück Kuchen.

Ich erinnere mich seiner äußeren Erscheinung: Stern war kaum mittelgroß, aber schlank gebaut und erschien größer als er war; er ging einen hübschen Schritt, war überhaupt eine elegante, ja aristokratische Erscheinung. Sein Gesicht war regelmäßig und fein geschnitten, frisch in der Hautfarbe und energisch in der Zeichnung. Die Augen waren blau und glänzend, die Stirne hoch, die Nase gerade und fein, der Mund schmal geschnitten; das Kinn groß und energisch.

Stern war stets gesund, versäumte nie seinen Dienst, seine Arbeit und verfügte bis in ein hohes Alter über eine unverwüsthche Rüstigkeit; nahm er doch als bereits 65-jähriger noch an der Turnfahrt der Schüler 1877 und als 67-jähriger an der Turnfahrt von 1879 teil.<sup>1</sup> Und so war es bis an sein Lebensende fast, bis in seine letzten Lebensjahre. Ich erinnere mich einer Begegnung mit dem alten Herrn im Herbst 1888; er kehrte von einem Gang auf den 3 Berst von Arensburg entfernten Kirchhof in Kudjapäh heim; zuerst war er still und ernst und dann so warm und so herzlich gegenüber einem früheren Schüler.

Auf diesem Kirchhof in Kudjapäh hat er den Seinen eine Grabstätte<sup>2</sup> hergerichtet: hier erhebt sich auf quadratischem Postament mit Sockel eine dorische Säule mit Basis und Kapitell und kleiner Bekrönung mit Kreuz, alles aus oeselschem Kalkstein, in der Ausdrucksweise der Mitte des 19. Jahrh. ausgeführt; auf dem Säulenmantel sind die Namen der hier Bestatteten eingemeißelt und auch der Friedrich Sigismund Stern's. Unvergesslich ist mir von jener Begegnung mit ihm im Jahre 1888 sein Wort: „ich habe meine Todten besucht.“

Stern erhielt 1877 für 35-jährigen tadellosen Dienst den Wladimirorden 4. Klasse, für seine Söhne von Bedeutung, da der genannte Orden damals noch den erblichen Adel verlieh; ihn selbst aber ließ diese Auszeichnung unverändert bleiben.<sup>3</sup>

<sup>1</sup>) Wiedemann, Rede am Sarge F. S. Stern's 1890. — <sup>2</sup>) Photographie des Grabmonuments im Besitz der Fr. S. Holzmayr. — <sup>3</sup>) Dienstliste und Jahresbericht über die Tätigkeit des Arensburger Gymnasiums 1878.

Stern war ein angenehmer Gesellschafter und nahm am geistigen Leben der kleinen Kreisstadt regen Anteil; als vom Oberlehrer Holzmayer, seinem Schwiegersohn, im Jahre 1865 die Gründung des „Vereins für Kunde Desfels“ angeregt wurde, so beteiligte sich auch er an diesem Unternehmen. Von den 25 Gründern des Vereins zur Kunde Desfels gehörten 8 der desfelschen Adelsmatrikel an, 17 der deutschen bürgerlichen Gesellschaft der Stadt, meist Pastoren, Ärzte Beamte oder Lehrer; unter den letzteren war auch unser Fr. S. Stern; in seiner hübschen und einfachen Art hatte er die Statuten ganz kurz mit „Stern“ unterzeichnet.<sup>1</sup>

Fr. S. Stern blieb auch sich selbst treu, bis er 1889 in Riga einer Operation erlag.

Fr. S. Stern hat in seinem nicht kurzen Leben viel arbeiten müssen und viel gearbeitet, war ihm doch Arbeit Bedürfnis und Freude und ihm das Leben köstlich dank Mühe und Arbeit. Von seinen Arbeiten sind jedoch nur wenige erhalten, vieles verscholl und harret der Entdeckung und vieles ging auf immer verloren, wie seine Studien zu den Bauertrachten, von denen nur wenig in meinem Besitz.

Als seine Arbeiten sind zu nennen:

1. Wassermühle in Piddul (Desfel); Ölgemälde im Besitz von Karl Holzmayer in Werny.
2. See bei Ferronets (Desfel); Ölgemälde, Besitzer Architekt Paul v. Stern in Tiflis.
3. Finnländische Landschaft; Ölstudie nach der Natur, im Besitz von Frau S. Holzmayer in Arensburg.
4. Finnländische Landschaft; Ölstudie wie № 3, im Besitz von Konrad Holzmayer in Moskau.
5. Forstei in Livland; Ölgem. 55:42 cm, im Besitz der Frau S. Holzmayer in Arensburg. Bergige Gegend, links ein Forsteigegebäude, Jäger mit Hund, rechts auf einem Hügel wundervoll gezeichnete Fichten, in der Ferne eine Mühle.
6. Taormina in Sicilien, Ölgem. 47:57 cm, im Bes. der Fr. S. Holzmayer.
7. Castellamare; großes Ölgem. im Bes. des Architekten Paul von Stern in Tiflis.
8. Am Seeufer zu Heiligensee bei Dorpat [Wollust]; Hufschmiede, Pferde im Vordergrunde; 37:26 cm. Ölgemälde.
9. Schweizerlandschaft; Ölgemälde. Im Hintergrunde Berge, vorn in der Mitte des Bildes eine Kuh, 2 Ziegen und Sennerin mit Milchmeier auf dem Kopf, 28 $\frac{1}{2}$ :35 cm.

<sup>1</sup>) Statuten des Vereins zur Kunde Desfels; 12. Sept. 1865.

10. Gotische Kapelle im Gebirge; Östliche 20:14 $\frac{1}{2}$  cm, im Besitz von Frau S. Holzmayer.
11. Hütte am Seeufer; Östliche 20:14 $\frac{1}{2}$  cm, i. Bes. v. Fr. S. Holzmayer.
12. Wassermühle bei Dorpat; großes Ögem. 108:63 cm. Hier lebte die Familie Stern öfters im Sommer. Im Bes. von Frau S. Holzmayer.
13. Sicilianische Landschaft; Ögemälde. Pergola mit 2 Gestalten in italienischem Kostüm. In der Ferne Meer u. Berge. 40:45 cm. Im Besitz von Ernst Holzmayer in Nishnij Nowgorod.
14. Stilleben; Blumen, ein Hut, eine Siebkanne, im Hintergrunde Winden 53:72 cm. Aquarell, gezeichnet F. S. Stern 1838. Im Besitz von Frau S. Holzmayer.
- 15., 16. 2 Blumenstudien in Gouache ausgef., 31:36 cm. Im Bes. d. obigen.
17. Vier Jäger im Gebirge; Östl. auf Papier, 40:45 cm. bei Fr. S. Holzmayer.
18. Lobenstein bei Dorpat; Krugsgebäude mit Zeich. Ögemälde im Besitz von Karl Holzmayer in Werny.
19. Beduinenfamilie; 40:49 cm. Östliche auf Papier, bei Fr. S. Holzmayer.
20. Gebirgslandschaft; Aquarell. Besitzer Fr. S. Holzmayer.
- 21., 22., 23., 24. Vier Lithographien aus d. Hand übermalt bei der Obigen.
25. Ausbruch des Besuchs; Ölgemälde.
26. Studien nach den Kostümen oeselscher Bauern: Hüben, Hüte, Mützen, Köpfe, Kopfsuß und ganze Trachten. Bleifederstifzen und Aquarelle. S. unten N<sup>o</sup> 34.

Stern erinnert oft in seinen Werken an Calame, dessen Bewunderer er war; er besitzt dieselbe feine Beobachtung der Silhouette und dieselbe elegante Handhabung des Stiftes.

Von seinen gewiß zahlreichen Lithographien sind mir nur wenige bekannt:

27. Eine Ansicht Werro's in Livland; war 1838 in Riga ausgestellt.<sup>1</sup>
- 28., 29., 30., 31. Vier Lithographien nach eignen Studien aus Arensburg: die Festung, Laurentikirche, Ritterhaus, Marktplatz.
32. Dorpat. Nach der Natur gezeichnet von Hagen, auf Stein gezeichnet von Stern, litographirt von Schlater. 2 Blätter.<sup>2</sup>
33. Laurentikirche (in Arensburg) 12:20 cm Bildgröße; Südseite in 2 Tönen nach eigener Zeichnung.

Ein Teil der unter 1—26 genannten Ölgemälde zc. war in Arensburg 1896 auf der daselbst von Oberlehrer D. Wilbe zu Stande gebrachten Bilderausstellung zu sehen.

34. Album Oeselscher Bauertrachten.

Erschien im Selbstverlage des Künstlers in Arensburg 1856—1871; enthält einen Titelumschlag und 20 Blatt Lithographien in 2 Tönen, die aus der Hand von Stern koloriert sind. Bildgröße 122:180 mm. (S. Winkelmann, Bibl. Liv. hist.

<sup>1</sup>) Das Inland Jahrg. 1838, Spalte 160. — <sup>2</sup>) Winkelmann, Bibliotheka Livoniae historica 8110.

1781, wo der Titel fortgelassen und umschrieben ist). Das „Album Desel'scher Bauerntrachten“ enthält folgende Blätter:

1. Mustel (Mann mit einem Stock in der Hand). — 2. Mustel (Frau mit gehörnter Fellmütze). — 3. Mustel (Mädchen mit Zipfelmütze). — 4. Mustel (Junge Frau mit gestickter Haube). — 5. Zamma (Mann mit schwarzer Fellmütze). — 6. Zamma (Frau mit gehörnter Fellmütze). — 7. Zamma (Mädchen und Kind nach rechts gewandt). — 8. Zamma (Frau mit gehörnter Fellmütze). 9. Kielkond (Mann mit Filzhut). — 10. Kielkond (Weib mit Zipfelmütze). — 11. Karris (Frau mit runder Fellmütze). — 12. Wolde (Mann mit e. Stock der Hand). — 13. Anseküll (Mann mit weißer Zipfelmütze). — 14. Anseküll (Frau mit gehörnter Fellmütze). — 15. Pyha (Frau mit gehörnter Fellmütze nach rechts gewandt). — 16. Pyha (Frau mit gestickter Haube). — 17. Carmel-Kergel (Frau mit gestickter Haube). — 18. Peude-Johannis (Frau mit kleiner gestrickter Haube). — 19. Mohn (Mann in weißen Strümpfen und Pasteln). — 20. Mohn (Frau mit Fellmütze).

Die Blätter sind ohne Nummerierung gedruckt; letzteres ist von Stern's Hand mit Blei nachträglich in einigen Exemplaren, wie in dem des Verfassers dieser Zeilen, eingetragen. Mehrere Blätter sind von Stern neu gezeichnet oder mit kleinen Änderungen auf neue Steine übergeführt worden, so Blatt 7, das dann Mädchen und Kind nach links gewandt bringt; und Blatt 15, das die Frau nach links gewandt zeigt.

Stern hat, als er 1841 nach Desel kam, hier die Bauerntrachten noch in fast allgemeiner Verbreitung angetroffen; angeregt durch die Gelehrte Estnische Gesellschaft in Dorpat, die damals das Interesse an Volkskunde betonte, hat er zuerst Einzelstudien zur Bauerntracht gemacht und später sich entschlossen diese Bauerntrachten in einer vollständigen Sammlung herauszugeben; leider blieb die Sammlung auf 2 Hefte beschränkt. Die ersten 6 Blätter erschienen 1856; 5 weitere 1858; 1859 waren bereits 14 Blätter erschienen<sup>1</sup>; 1860 bereits 16 Blätter; 1863 erschien noch ein Blatt und wird wohl wenige Jahre später der Rest erschienen sein; jedenfalls nicht später als 1871, wo Stern vollständige Exemplare absetzt, wie er in seinem „Trachtenbilderconto von 1856 ab“ — selbst notiert; an der Hand dieser Notizen hätte Stern seit Juli 1856 bis 1887 inkl. total vereinnahmt 1037 Rbl. 60 Kop.; da die Auslagen für Papier, die lithographischen Steine und Presse nicht unbedeutend, ist sein Reinverdienst wohl recht kärglich ausgefallen, um so geringer als er sich auf 16 Jahre verteilte.

<sup>1</sup>) Winkelmann, Bibl. Liv. hist. 1781. Hier ist das Erscheinungsjahr 1859 angegeben, bei Zipperheide 1840.

Die wohlerhaltenen Steine sind von der Tochter Fr. S. Stern's, der Frau S. Holzmayer, dem Verein für Kunde Desels geschenkt worden; die Blätter selbst des „Album Desel'scher Bauerntrachten“ sind heute eine große bibliographische Seltenheit, ihre Bedeutung für die Ethnographie der Insel-Esten jedoch eine hervorragende, da heute die alten Bauerntrachten schon verschwunden sind, Bruchstücke derselben, aufgesammelt in den ethnographischen Sammlungen Moskaus (Rumjanzoff Museum) und Petersburgs (Museen der Akademie der Wissenschaften und Alexander III), kein vollständiges Bild derselben zu geben im Stande sind; die Sternschen Trachtenbilder jedoch geben dem Forscher und Sammler festen Boden zum Beschreiten. So habe ich, durch das Blatt 13 auf das einstige Vorhandensein der weißen Zipfelmütze bei den Männern des Kirchspiels Anseküll aufmerksam gemacht, nachdem ich bereits in 3 Sommern sie vergeblich gesucht, im vierten Sommer dank einem glücklichen Zufall sie in der Tat gefunden. Ich war dank einem heftigen Gewitterregen gezwungen worden im Tirrimetz'schen, in Kulbi-dorf, 1908 war's, einzufehren und plauderte mit den Bauern, die auf der Tenne broschen; ein Wort gab das andre; ich fragte nach der weißen Zipfelmütze, die die Tirrimetz'schen Bauern länger als alle andern beim Kirchgang getragen haben sollten, wie ich früher in Erfahrung gebracht; und hier fand sie sich; dies nachdem ich vier Sommer hindurch von Dorf zu Dorf, und von Hof zu Hof gehend, dieses Stück vergeblich gesucht hatte.

Die baltische Heimat, der baltische Historiker und Ethnograph im Speziellen, schulden Fr. S. Stern warmen Dank für seine Studien baltischer Volkskunde; mögen diese Zeilen seines einstigen Schülers dazu beitragen einen Teil dieses Dankes ihm abzutragen.



# Russische Anrufe an die Deutschen 1812 und 1813.

Eine geschichtliche Reminiscenz.



**A**ls die Napoleonischen Truppen im Juni 1812 die Grenze Rußlands überschritten hatten, war man hier manchenorts ganz davon überzeugt, daß es nur einer siegreichen Schlacht bedürfe, um die rheinbündlerischen und preußischen Bundes- truppen der Franzosen zum Abfall und Übertritt zu den Russen zu bewegen. Die im russischen Hauptquartier unter den Auspizien Barclay de Tolly's erscheinende Feldzeitung „Der Russe“ sprach das unumwunden aus. Derselben Meinung war auch der Generalgouverneur in Riga v. Essen bezüglich der ihm gegenüberstehenden preußischen Truppen, mit denen er schon gleich anfangs unter der Hand einige Verhandlungen anzuknüpfen versuchte und er war sehr erstaunt, als diese sich mit den russischen Truppen „in erbitterter Weise“ schlugen, die ihm „um so unerwarteter“ war, als er gemeint hatte, daß „politische Kalkulationen auf andere Ereignisse hoffen ließen.“ Indessen kamen doch schon von Anfang an auch preußische Deserteure herüber. Diese preußischen Truppen waren nicht freudigen Herzens in diesen Kampf gezogen, die meisten der Offiziere nur widerwillig, aus starkem Pflichtgefühl, wenngleich es auch unter ihnen solche gab, die es sich fast zur Ehre anrechneten unter den Fahnen des Feldherrngenius Napoleon zu fechten.

Die Versuche deutsche Truppen herüberzuziehen und zum Eintritt in die zu bildende „Russisch: deutsche Legion“ zu bewegen, setzten schon gleich anfangs ein. Der treibende Faktor war hier bekanntlich der Freiherr vom Stein, der damals in Petersburg weilte und Kaiser Alexanders I. hohes Vertrauen genoß; es ist bekannt, in wievieler Hinsicht diese unbeugsame Charaktergestalt großen Einfluß ausübte, wie sein unerschütterlicher Mut in den schweren Tagen die Zaghaften stärkte und aufrichtete.

Er hatte Rußland nötig zur Verwirklichung seines unverrückbaren Zieles, der Befreiung Deutschlands. Und er fand beim Kaiser auch ein williges Ohr. Auf seine Anregung entstand das „deutsche Komitee“, das die Einwirkung nicht nur auf die deutschen Truppen, sondern auch auf die Bevölkerung in Deutschland selbst besorgen sollte. Zu diesem Komitee gehörten der Prinz von Oldenburg, Geheimrat Rotschubej, General Graf Lieven und Stein selbst. G. M. Arndt wurde nach Petersburg berufen, um unter Stein am Werke mitzuarbeiten. Steins eigener Feder entstammte der vom Kaiser eigenhändig korrigierte „Aufruf an die Deutschen“ (u. Nr. I), der als Flugblatt gedruckt, von Barclay de Tolly unterzeichnet, in vielen tausend Exemplaren im Juli verbreitet wurde.<sup>1</sup> Der Freiherr vom Stein hatte nicht nur die Rheinbundtruppen im Auge, sondern auch die preußischen Regimenter in Kurland. Er schlug vor, überall wo den Russen auch deutsche Truppen gegenüberständen, einen jener preußischen, in russische Dienste übergetretenen Offiziere damit zu beauftragen, die Verbindungen anzuknüpfen und die Agitation ins Werk zu setzen. Den Truppen in Kurland gegenüber sollte der Major Alexander v. d. Goltz diese Aufgabe lösen.<sup>2</sup> Und so begannen denn von Anfang an dahingehende Versuche. Paketweise wurden den preußischen Vorposten Exemplare des Aufrufes und andere Nachrichten von den Kosaken zugeworfen und das verfehlte seines Eindrucks nicht ganz, wie denn von den (z. B. bei Dahlen) Gefangenen die meisten Dienste in der Russisch:deutschen Legion nahmen; auch gefangene Offiziere zogen es vielfach vor nicht ausgetauscht zu werden, sondern traten in die Legion ein. Diese preußischen Soldaten wurden in Riga sehr gut behandelt, und dann zu Schiff nach Reval gebracht. So kam es, daß sie hier bald Vertrauen zur deutschen Legion faßten, was auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes nicht der Fall war, wo sie vielen Unbilden ausgesetzt waren und auf dem Transport nach ihrem Bestimmungsort zu einem großen Teil umkamen.<sup>3</sup>

Indessen, so groß, wie man gehofft hatte, war der unmittelbare Erfolg bei den preußischen Truppen doch nicht, dazu war

<sup>1</sup>) Abgedruckt auch in Berk, Leben des Ministers Frhr. vom Stein, III 78; 601. Ebenso in allen inländischen Zeitungen jener Zeit. — <sup>2</sup>) Ebenda S. 81. — <sup>3</sup>) Ebenda S. 136.

ihr strammes Pflichtgefühl zu stark entwickelt. „Diese Herren,“ so schrieb der General v. Kleist in jenen Tagen über die Versuche, preussische Truppen herüberzuziehen, „diese Herren hatten sich in den Kopf gesetzt, uns zum Übergang zu den Russen zu veranlassen, eine ganz tolle Idee!“ — Die Zeit dazu war noch nicht reif, aber sie reifte schnell im Verlaufe des Krieges. — Inzwischen aber wurde die Agitation unablässig weiter betrieben, namentlich auch von Riga aus, erst von General Essen, dann von seinem Nachfolger Marquis Paulucci. Welche bedeutsame Rolle dieser hierbei gespielt hat, ist allgemein bekannt; seine Tätigkeit war es hauptsächlich, die die Konvention von Tauroggen vorbereitet hat. Er berief Carlrieb Merkel, der seine Feder seit Jahren in den Diensten des Kampfes gegen Napoleon gestellt hatte und der bei der Annäherung der Preußen sich nach Dorpat hatte flüchten müssen, wieder nach Riga, wo seine Zeitung „Der Zuschauer“ erschien, um ihn in dieser und auch sonst für die Sache der Agitation und Einwirkung auf die deutschen Truppen zu benutzen. Und Merkels Tätigkeit ist in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung gewesen. Die Nummern seiner Zeitung, in denen Artikel über russische Waffenerfolge oder über die Haltung und die patriotischen Pflichten der Deutschen standen, wurden ebenfalls ausgiebig und auf jede nur mögliche Weise verbreitet und haben ihren Zweck sicherlich nicht ganz verfehlt. Hier erschien auch im Dezember der erste Abdruck eines Flugblattes, eines glühenden „Aufrufs an die Deutschen“, dessen Stil die Vermutung nahelegt, daß Merkel selbst sein Verfasser gewesen ist (u. Nr. II).

Als nach dem Untergang der großen Armee die Frage der Weiterführung des Krieges entstand, da war im russischen Hauptquartier fast niemand außer dem Kaiser, der dafür war. Man meinte irrtümlich die großen Erfolge mehr der Überlegenheit der eigenen Waffen als den Fehlern Napoleons zuschreiben zu dürfen und hielt den Krieg für beendet. Höchst eigentümlicher Weise sind russische Schriftsteller und Publizisten — so neuerdings noch Wojenski — mitunter auch heute noch der Ansicht, daß es ein überflüssiger Fehler Rußlands war, den Krieg in Deutschland fortzusetzen, wobei sie sich jedoch über die damalige Lage der Dinge einer großen Täuschung hingeben. Noch war Napoleon nicht vernichtet, noch hatte er gewaltige Hilfsquellen zur Verfügung

und es konnte bei ihm vielleicht nur eine Frage kurzer Zeit sein, daß er wiederum ein Heer aufgestellt hatte, mit dem er — begangene Fehler wieder wettmachte. Es lag durchaus in Rußlands eigenstem Interesse den Krieg fortzusetzen. Daß es dadurch als der Retter und Befreier Deutschlands erschien und es in gewissem Sinne auch wirklich war, das ergab sich von selbst aus der Lage der Dinge.

Preußen konnte es allein nicht wagen sich offen zu erheben; die französischen Streitkräfte waren hinreichend groß jeden solchen Versuch zu ersticken. So war es auf Rußland angewiesen. Und als die russischen Truppen in Preußen einrückten, da wurden sie mit heller Begeisterung überall als die Befreier vom fremden Joch begrüßt und mit welcher Begeisterung wurde erst Kaiser Alexander I. selbst empfangen, allerorts, wohin er kam! Und die „Befreiung Deutschlands“ wurde auch ausdrücklich als ein Zweck des Krieges und der Überschreitung der Grenze in den Aufrufen und Proklamationen betont, die von russischer Seite überall verbreitet wurden. Und diese Aufrufe haben bei der Schilderhebung Preußens ihres Eindrucks auf die Bevölkerung nicht verfehlt; so sehr doch, daß dem Freiherrn vom Stein dabei der Gedanke nicht angenehm war, die Erhebung Preußens könnte als ein „Werk der Russen“ erscheinen.<sup>1</sup> Aber ohne Rußland konnte sie eben doch nicht erfolgen. In deutschen Geschichtswerken wird diese Bedeutung Rußlands für den Beginn der Erhebung Deutschlands mitunter etwas allzu kurz behandelt. Aber die Zeitgenossen damals hatten davon ein ausgesprochenes Bewußtsein; und davon zeugt auch jene ungeheure Begeisterung, mit der die russischen Truppen überall empfangen wurden, mit der Kaiser Alexander als der Erretter, der Befreier Deutschlands, ja Europas gefeiert wurde.

Am 16./28. Februar 1813 wurde zu Kalisch endlich das förmliche Bündnis zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen. Bald darauf erfolgte, am 5./17. März des preussischen Königs „Aufruf an mein Volk“, dann Namens des Kaisers und des Königs jener Aufruf<sup>2</sup> des Feldmarschalls Kutusow vom 13./25. März, der die Hoffnung aussprach, kein deutscher Fürst werde sich

<sup>1</sup>) Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. I 421. — <sup>2</sup>) Gedruckt u. a. bei Berg, Steins Leben III 320.

der deutschen Sache entziehen, eine Hoffnung, der freilich der jämmerliche Egoismus vieler deutscher Fürsten nicht entsprach. Der Verfasser dieses Aufrufes war ein junger Deutscher, Karl Müller, ein fanatischer Teutone, der darin einen allzupathetischen Ton angeschlagen hatte.<sup>1</sup>

In dieser Zeit wurde aus dem russischen Hauptquartier auch ein besonderer Aufruf an die deutschen Fürsten verbreitet, der ihnen die Lage der Dinge eindringlich vor Augen zu führen suchte. Wir wissen im Augenblick nicht anzugeben, wer ihn verfaßt hat.

Inzwischen war Berlin durch die Russen befreit, Hamburg am 6./18. März besetzt worden; am 10./22. März erschien Wittgenstein in Dresden und rief auch die Sachsen zu den Waffen, zur Befreiung Deutschlands auf. Aber der Freiherr vom Stein glaubte nicht, daß „diese ihrem Eigentum anhängenden weichen Wortkrämer zu einem Aufstande oder zum Widerstande fähig sein werden.“<sup>2</sup> Es war das Land, wo nach Treitsches Ausdruck „die deutsche Untertänigkeit“ einst vor fünf Jahren in ganz besonders gemeiner Weise „ihre Saturnalien gefeiert“ hatte. Das Volk war seinem König ergeben und von diesem Fürsten war nichts zu erwarten für die Sache der Befreiung Deutschlands. Aber im Volke lebte doch der Wunsch, daß der König sich Rußland und Preußen anschloße. Die Aufrufe Wittgensteins werden gewiß auf die Stimmung weiter Kreise des Volkes nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Im Mai begann dann der eigentliche Freiheitskrieg, den freilich die Preußen und Deutschen zu einem guten Teil aus eigener Kraft und Begeisterung durchgeführt haben, den sie aber nicht hätten beginnen können ohne Rußland. Und deshalb eben ist es für uns heute von Interesse, uns auch dieser russischen Aufrufe an die Deutschen zu erinnern.

\* \* \*

---

<sup>1</sup>) Treitschke I 448. — <sup>2</sup>) Perz, Steins Leben III 328.

## I.

Aufruf an die Deutschen  
sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln.

Deutsche!

Warum bekriegt Ihr Rußland, dringt über seine Grenzen, behandelt feindlich seine Völker, die seit mehreren Menschenaltern mit Euch in freundschaftlichen Verhältnissen standen, Tausende Eurer Landsleute in ihre Mitte aufnahmen, ihren Talenten Belohnung, ihrem Erwerbsfleiß Beschäftigung anwiesen? Was verleitet Euch zu diesem ungerechten Angriff; er kann nur verderblich für Euch sein und wird sich mit dem Tode von Hunderttausenden oder mit Eurer gänzlichen Unterjochung endigen?

Doch dieser Angriff ist nicht die Folge Eures freien selbstgefaßten Entschlusses, Euer gesunder Verstand, Euer Gefühl für Rechtlichkeit verbürgt mir dieses; Ihr seid die unglücklichen Werkzeuge der fremden Herrschsucht, die unablässig trachtet, die Unterjochung des unglücklichen Europas zu vollenden.

Deutsche! unglückliche schwachvolle Werkzeuge zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke, ermannt und erhebt euch, bedenkt, daß Ihr seit Jahrhunderten in der Geschichte die Stelle eines großen, in den Künsten des Krieges und des Friedens sich auszeichnenden Volks einnehmt, lernt aus dem Beispiel der Spanier und Portugiesen, daß der feste kräftige Wille eines Volks, den Angriff und die Unterdrückung der Fremden zu vereiteln vermag — Ihr seid unterdrückt aber noch nicht erniedrigt und entartet; vergaßen gleich viele aus Euren oberen Ständen ihre Pflichten gegen das Vaterland, so ist doch die große Mehrheit Eures Volkes bieder, tapfer, des Druckes der Fremdlinge überdrüssig, Gott und dem Vaterlande treu.

Ihr, die der Eroberer auf die Grenzen Rußlands getrieben, verläßt also die Fahnen der Knechtschaft, sammelt Euch unter denen des Vaterlandes, der Freiheit, der National-Ehre, die unter dem Schutze Sr. Majestät des Kaisers, meines Allergnädigsten Herrn errichtet werden; Er verspricht Euch den Beistand aller tapfern russischen Männer aus einer Bevölkerung von 50 Millionen seiner Untertanen, die den Kampf für Unabhängigkeit und National-Ehre bis zum letzten Atemzug zu bestehen entschlossen sind.

Des Kaisers Alexanders Majestät hat mir den Auftrag zu erteilen geruht, allen auswandernden braven Deutschen Offizieren und Soldaten die Anstellung in der Deutschen Legion anzubieten.

Sie wird befehligt werden von einem der Fürsten Deutschlands, der seine Anhänglichkeit an die Sache des Vaterlands durch Taten und Aufopferungen bewährt hat und die Wiedereroberung der Freiheit Deutschlands ist ihre erste Bestimmung.

Wird der große Zweck erreicht, so erteilt das dankbare Vaterland glänzende Belohnungen seinen treuen heldenmütigen Söhnen, die es von seinem Untergang gerettet.

Ist der Erfolg nicht ganz glücklich, so versichert hierdurch mein Allergnädigster Kaiser diesen braven Männern Wohnsitz und eine Freistätte unter dem schönen Himmelsstrich des südlichen Rußlands anweisen zu lassen.

Deutsche wäht! folgt dem Rufe des Vaterlands, der Ehre, und genießt die Belohnung Eures Muts und Eurer Aufopferungen — oder beugt Euch ferner unter das Joch der Unterdrückung, das auf Euch lastet und Ihr werdet untergehen in Schande, Elend und Erniedrigung, der Spott des Auslands, der Fluch Eurer Nachkommen.

Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Kaiserl. Maj. des Kaisers von Rußland  
der Oberfeldherr des russischen Heeres  
Barclay de Tolly.

\* \* \*

## II.

### An die Deutschen.<sup>1</sup>

Frankreichs Macht hatte über halb Europa gesiegt. Die Tiefenkräfte, welche die Französische Revolution erzeugte, hatten sich in der Hand eines Ehrgeizigen mit Kühnheit und List gepaart. Die Nachbarn staunten die furchtbare daraus entstandene Zerstörung an. Noch mehr aber staunte der Zerstörer selbst sein eignes Werk an und wähnte sich allmächtig. In diesem übermütigen Gefühle gelüstete es ihm nach dem schönen Spanien; seinen Grundsätzen treu säete der Arglistige erst Uneinigkeit in diesem bis dahin Frankreich ergebenen Staate, beraubte ihn unter der Larve der Freundschaft

<sup>1</sup>) Flugblatt, 1 Bl. fol. Dann zuerst in Merfels „Zuschauer“ 1812 Nr. 733 vom 21. Dez., darauf auch in andern Zeitungen.

seiner stehenden Armeen und überfiel ihn in dieser scheinbaren Entkräftung.

Aber der Geist der spanischen Nation erwachte. Der Geist der Freiheit belebte ihre Bürger. Der Geist der Religion entflammte aller Herzen. Spanien focht einen furchtbaren und langen Kampf und der Heldenmut, der den Tod sucht für das Vaterland, und der Heldenmut der eisernen Beharrlichkeit siegten. Spanien sieht nur noch traurige Überreste seiner Unterdrückter. Spanien ist frei.

Und dennoch schwand die Glorie von Kriegsruhm, welkte der Lorbeerkranz auf dem Haupte des Zerstörers nicht. Deutschland währte ihn noch immer unüberwindlich. Er hatte ja nicht selbst in Spanien gefochten und seine Generale bekriegten nun nicht einen König, sondern eine Nation. Man war töricht genug zu glauben, daß nur ein seines Regenten beraubtes Volk sich gegen des Verheerers kolossalische Macht zu halten im Stande wäre.

Europa ist jetzt eines Bessern belehrt. — Der Verheerer sah noch eine Macht neben sich stehn, noch ein Volk, das unter sein Joch noch nicht geschmiedet war. Und wie leicht glaubte er diese neue Zerstörung nicht! Rußland stand noch mit den Türken und Persien im Kriege. Rußlands Geld-Quellen schienen erschöpft und vor allem hatte Rußland einen Kaiser, dessen knechtische Untertanen (so währte er) nur leichten Widerstand leisten würden.

Aber der Geist der russischen Nation wachte. Der Geist der Freiheit, mit der glühendsten Liebe für seinen edlen Kaiser verschmolzen, belebte jeden Russen. Der Geist der Religion entflammte Aller Herzen. Rußland, unter und mit seinem angebeteten Kaiser, focht einen harten, aber kurzen Kampf. Rußland sieht nur noch traurige Überreste der unzähligen feindlichen Scharen vor seinen siegreichen Armeen fliehen. Rußland ist frei.

So bestätigte sich an beiden Enden von Europa die große Wahrheit, daß Mut und Beharrlichkeit auch den mächtigsten Tyrannen stürzen. — Hier focht er selbst, der Verheerer, in Rußlands Ebenen, und sein Stolz war gebrochen.

Deutsche! Ihr stehet da, in der Mitte von Europa und sehet müßig zu, leihet sogar eure Arme, euer Blut dem Blutdürstigen. Erwacht endlich aus eurem dumpfen Schlafe. Sehet! Rußland überliefert euch den ohnmächtigen Tiger. — Ergreift

ihn, erwürgt ihn! Oder — wollt ihr ihn schmeichelnd in eure Arme aufnehmen, ihn, der so viel deutsches Blut zu eurer Unterjochung vergoß, der die Blüte der Deutschen in Spanien und Rußland, in Oesterreich und in Preußen als Opfer seiner Raubgier zur Schlachtbank führte? Wo sind eure Jünglinge, die er mordete? Ihr Mütter! — Wo eure Männer? Ihr Witwen! — Wo eure Väter? Ihr hilflosen Waisen!

Deutsche! Hört ihr die tausend Seufzer nicht, die im Stillen, daß ja der Tiger nicht ergrimme, aus den Trauerhäusern aller Familien sich erheben? — Nun, so muß sie ein Gott vernehmen, sagt euer trefflicher Herder:<sup>1</sup>

„O es flammt  
 „Kein brennender Altar wie dieser! Sieh!  
 „Der Witwe Angstgebet ist Weihrauch. Sieh!  
 „Des Vaters und der Waisen Seufzer fachen  
 „Die Glut an. Wie die Flamme steigt! Sie sprüht!  
 „Die Kohlen glüh'n auf des Verheerers Haupt!“

Ja! es muß ein Gott sie vernehmen, diese Seufzer, der Gott der gerechten Rache, der Geist des deutschen Vaterlandes. Auf! Deutsche! Rächt Euch! Deutsche! Werdet frei!

Dieser Zuruf Rußlands ist uneigennützig. Für Rußland ist der Wüterich nicht mehr. Stolz kann es auf ihn herabsehen. Die Lehre, die er empfängt ist: Nicht einige Schlachten, nicht ein günstiger Zufall, nicht das Glück eines einzelnen Generals — nein, die Tiefenstärke dieses Landes hat ihn zu Boden geworfen. Er ist nicht mehr für Rußland.

Zögert ihr noch, Deutsche? Eure Brüder aus Oesterreich, aus Preußen, aus Bayern, aus Sachsen, aus Westphalen und aus Schwaben haben gegen Rußland knechtisch gefochten. Aber aus allen diesen Ländern haben auch Tausende eurer Brüder, die den milden Szepter Alexanders küssen, mit den Russen heldenmütig gefochten. Folgt diesem bessern Beispiele!

Ihr wolltet durch Rußland befreit sein. Zweimal hat Rußlands Kaiser für euch das Schwert gezogen und ihr wurdet doch nicht frei. Warum? Weil die Freiheit einer Nation nicht gebracht werden soll; die Nation selbst muß sie erringen. Damals konntet ihr nicht; der Verheerer war mit seiner ganzen Macht in eurem Schoße, sog euer Blut, nährte sich von eurem Mark. Jetzt

<sup>1</sup>) Der Deutsche Nationalruhm. Eine Epistel von Herder. Leipzig 1812, bei J. F. Hartknoch.

aber kommt er zu euch, entkräftet, zermalmt; Ihr seid seine letzte Zuflucht. Wollt ihr sie sein, damit er euer Blut wieder sauge, sich von eurem Mark wieder nähre, wieder Millionen von Waisen und Witwen mache, euch wieder auf die Schlachtbank führe?

Soll ja noch Blut vergossen werden, Deutsche! so vergießet es für eure Freiheit!

Aber, wie können wir, Deutsche Völker, den Wüterich ergreifen? ihn würgen? Sollen wir unsere Fürsten kränken, ihnen Treue und Gehorsam auftragen, unsern Fürsten, die leider! mit ihm im Bunde stehn? Der Deutsche war stets, auch seinem ungerechten Fürsten, treu.

Wahr! Daher sagt auch von euch der Deutsche Herder:<sup>1</sup>

„Und doch sind sie in ihrer Herren Dienst  
 „So händisch treu! Sie lassen willig sich  
 „Zum Mississippi und Ohio-Strom,  
 „Nach Candis und dem Mohrenfels  
 „Verkaufen.“

Und jetzt läßt sich der Deutsche (das sagt nicht Herder, sondern die ganze Welt) nach Spanien und Rußland nicht verkaufen, nein, unbezahlt, durch das bloße Machtwort des fremden Tyrannen, schleppen und schlachten.

Ist euch ein Ernst, Ihr Deutschen, mit eurer Fürstentreue, so wisset es: Ihr kränkt eure Fürsten nicht, wenn ihr den Tiger würgt. Er ist der Tyrann eurer Fürsten wie der eurige. Sie waren es. Jetzt sind sie Lehnsherrn, auf echt Deutsch, die adligen Knechte eines ehemaligen korsikanischen Leutnants in französischen Diensten. Glaubt ihr, daß eure Fürsten diese Schmach nicht fühlen? Wie wären sie sonst eure Fürsten? Aber sie können die Schmach nicht von sich wälzen ohne euch; und ihr habt durch nichts gezeigt, daß ihr sie rächen wollt. Eure Fürsten sind durch die schändlichste Arglist ins Netz des schlauen Wüterichs gefallen und ihr saht still zu und ließt euch würgen und eure Fürsten zu Knechten machen. — Auf! Deutsche! Rächet eure Fürsten. Bewaffnet euch mit allem Gewehr, das da tötet, und vor allem mit Vaterlands- und Fürstenliebe. Wer ist unter euch, der zuerst die Fahne der Freiheit wehen läßt? Der ist der Held der Deutschen.

Oder hat Deutschland keine Helden mehr? — Deutschlands neuer Kaiser rief immer bei seiner Krönung: „Ist kein Dahlberg

<sup>1</sup>) Siehe die erwähnte Epistel.

da?“ Europa ruft in diesem großen Augenblick: Ist kein Herrmann da? Kein neuer Hermann, der die neuen Adler von sich in die Flucht jagt? — Auf! Deutsche! Euer Hermann muß sich finden.

\* \* \*

### III.

#### Aufruf an die Einwohner Preußens.<sup>1</sup>

(Dezember 1812)

Rußlands Krieger haben den schändlichen Einbruch in ihr Land gerächt. Sie haben den Feind, der es überschwemmt hatte, vernichtet und sind jetzt im Verfolgen der kleinen Überbleibsel einer ungeheuren Armee, die aufs neue dem Blutdurst des Tyrannen und seiner tolln Eroberungssucht geopfert worden ist. Wir betreten jetzt Eure Grenze, gute Nachbarn, doch geschieht es bloß in Folge der von uns fortzusetzenden Operationen gegen den fliehenden Feind des menschlichen Geschlechts und folglich auch den Eurigen, bis wir das Ziel erreicht haben, das wir uns gesteckt und den Frieden errungen, der unserer würdig ist. Verkennt also nicht unser Einrücken in Euer Land. Wir kommen nicht als Feinde, nicht als Eroberungsjüchtige. Euer Eigentum soll uns heilig sein, Euer Land nach Beendigung des Krieges wieder geräumt werden. Erzeiße keiner Art sollen geduldet sein, und damit die nötige Verpflegung der Armee mit Ordnung geschehe und nicht Einzelnen zu sehr zur Last falle, so ernennt Eure eignen Kommissäre, mit denen wir über das herbeizuschaffende Nötige übereinkommen werden und die von uns die Quittungen über das Delieferte zu erhalten haben.

Damit Ihr aber überzeugt sein möget, wie sehr die Schonung Eures Landes und Eures Eigentums uns am Herzen liegt, so legen wir eine Abschrift des Befehls<sup>2</sup> an die Armee hier bei, so

<sup>1</sup>) „Zuschauer“ 1812 Nr. 736 vom 31. Dez. mit der Bemerkung: „Hier ist nachstehender Aufruf gedruckt erschienen.“

<sup>2</sup>) In diesem Armeebefehl wurde für jeden Raub oder Erzeiß den Einwohnern gegenüber die Todesstrafe angedroht. Zum Schluß hieß es: „Helden! Der Monarch läßt eurer Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren, und belohnt reichlich eure Taten. Das dankbare Vaterland segnet seine Befreier und betet zu Gott für Euch. — Laßt uns jetzt noch den Dank fremder Nationen verdienen! Möge Europa im Gefühle der Bewunderung ausrufen können: groß sind die Russen in ihren erfochtenen Siegen über den Feind, und edel ihr Benehmen im Frieden und gegen die Friedlichgesinnten!“

wie ihn der kommandierende General erlassen hat, woraus ihr ersehen werdet, daß die strengste Mannszucht und Gerechtigkeit einem Jeden versichert ist.

Preußen! Wir haben unsre Unabhängigkeit verfochten; es wäre uns süß, gemeinschaftlich mit Euch, auch die Eurige wieder herzustellen.

\* \* \*

#### IV.

##### Aufruf an die deutsche Nation.<sup>1</sup>

(Dezember 1812.)

Die russische Nation, beseelt von Vaterlandsliebe, hat gesiegt. Die Franzosen sind auf der Flucht; wer es nicht glaubt, mag nur fragen: wo ist die französische Armee?!

Auf Deutsche! auch Euer Augenblick ist gekommen, Euch wegen der Beschimpfungen, die Ihr erlitten habt, zu rächen und Euch wieder zu dem Range einer freien Nation emporzuheben.

Eure Fürsten sind in Fesseln und erwarten von Euch allen und von jedem insbesondere, daß Ihr sie befreit und rächt.

Wenn Ihr Euch nicht alle zusammen, mit den braven Russen vereinigen könnt, welche noch unlängst für Euer Wohl und an Eurer Seite kämpften, so kommet wenigstens einzeln zu uns. Wir werden Euch als Brüder empfangen.

Wir alle — Russen, Deutsche, Italiener, Schweizer und Spanier sind Brüder; denn wir haben den nämlichen Feind.

Bereinigen wir unsre Streitkräfte, so wird der allgemeine Feind der Ruhe und Glückseligkeit aller Völker nie sein Haupt wieder erheben.

\* \* \*

#### V.

##### Aufruf an die Deutschen.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland aufgetreten, kündigen Se. Majestät der Kaiser von Rußland und Se. Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese ent-

<sup>1</sup>) Flugblatt, 1 Bl. 4<sup>o</sup>. Zivl. Mitt.:bibl. VIII 443.

wandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen, von ihren Feldherrn geführten Heere vertrauen auf einen waltenden, gerechten Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Völl von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer glauben Ihre Majestäten nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern Sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeigte der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweieude das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen allgemeinem Volkswunsche zu begegnen, wenn Sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders, als in Ihren bestimmtesten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältnis ausgesprochen, in welchem Se. Majestät der Kaiser aller Rußen zum wiedergeborenen Deutsch-

land und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein andres sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können.

Übrigens werden E. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands von fremden Joch Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner inneren Glückseligkeit! keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert sein wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Kalisch, den 13. (25.) März 1813.

Im Namen Sr. Majestät, des Kaisers u. Selbstherrschers  
aller Rußen und Sr. Majestät des Königs von Preußen

Fürst Kutusow Smolensk

General-Feldmarschall und oberster Befehlshaber  
der verbündeten Armee.

\* \* \*

## VI.

### An die deutschen Fürsten! <sup>1</sup>

Schon mancher Aufruf ist an die deutschen Völker ergangen, und von Allen, die unter dem Joch jensezen, gern vernommen worden; aber Alle — die Hand ans Schwert legend — wenden ihre Blicke nach ihren Fürsten und erwarten den Wink das Schwert zu zücken; denn noch jetzt — wie vor 2000 Jahren in

<sup>1</sup>) „Mig. Btg.“ 1813 Nr. 18 vom 1. März, mit der Überschrift: „Aus dem russischen Lager.“

den Wäldern — sind die rechtlichen Deutschen gewohnt, sich, wenn es Freiheit gilt, um ihre Fürsten zu sammeln.

So wollen wir denn zu Euch reden, Ihr Edelsten Eures Volkes! Unter einem deutschen Kaiser, den Eure Wahl aus Eurer Mitte auf den deutschen Thron erhob, seid Ihr, fast ein Jahrtausend lang, geehrte, mächtige Fürsten gewesen. Das Verhältnis war nicht drückend, indem Ihr als Glieder zu diesem Haupte standet, denn es schrieb nur solche Pflichten vor, die des Körpers Wohlfahrt und Erhaltung bezweckten. Moigte immerhin Manches, für alte Zeiten klug Erfonnene, in neuern Zeiten unpassend erscheinen; auf alten Eichen wächst Moos, darum ist der Kern dennoch gesund und der Baum bleibt schattenreich.

War Deutschland denn nicht glücklich? — Ackerbau, Handel und Gewerbe standen im Flor, und überall entfalteten sich schöne Geistesblüten, die sichersten Kennzeichen eines wohlregierten Staates. Ihr, mäcker Fürsten, genoßt in Ruhe die Früchte der Weisheit Eurer Vorfahren. Wenn die Bevölkerung Eurer Länder sich vermehrte, so durftet Ihr Euch erfreuen, daß künftig Ackerbau und Fabriken sich immer kräftiger beleben würden; — wenn Ersparnisse in Eure Schatzkammern flossen, so durftet Ihr Euch freuen, Mittel zu besitzen, um den Wohlstand Eurer Länder, den Glanz Eurer Höfe zu vermehren; — wenn ausgezeichnete Köpfe unter Euren Untertanen sich hervortaten, so durftet Ihr Euch freuen über den Ruhm, den sie auf ihr Vaterland zurückstrahlten.

Wie anders nun! — Mit Wehmut müßt Ihr Eure Bevölkerung wachsen sehn, denn Eure Jünglinge werden bei Tausenden nach Spanien und Rußland geschleppt, und kehren nicht zurück! — was ein vernichteter Handel, zerstörte Fabriken, menschenleere Felder an Einkünften Euch noch übrig ließen, müßt Ihr durch Kontribution Euch abgepreßt sehn, oder für erzwungene Rüstungen vergeuden, oder mit gierigen Fremdlingen teilen, die schaaarenweis Eurem Überwinder nachschwärmen, wie vormals Naben einem römischen Priester, wenn er Opfer schlachtete. — Die besten und hellsten unter den Köpfen Eurer Untertanen müßt Ihr nun selbst in den Bann legen und mit empörender Gewalt Wahrheit und Vaterlandsiebe unterdrücken, oder gewärtigen, daß fremde Schergen, Eurer Fürstienrechte spottend, diejenigen vor Euren Augen erschießen, die etwa laut zu seuffzen gewagt haben. Keiner Eurer Knaben

reißt zum Jünglinge, ohne daß fremde Herrschsucht berechnet, wie viel Blut sie ihm aussaugen könne. Kein Taler fließt in Eure Schatzkammer, ohne daß fremde Habsucht berechnet, wie viele Groschen von demselben sie Euch übrig lassen wolle. Keine Zeile wird in Euren Staaten gedruckt, ohne daß fremde Gewissensangst sie deutet. Kein Schiff darf mehr in Eure Häfen einlaufen, kein Frachtwagen über Eure Grenze rollen, ohne daß fremde, sich mäktende Zöllner die Früchte des Fleißes Eurer Untertanen durch Schikanen und Gewalt verkümmern. Espione bewachen Eure Blicke, Espione zählen Eure Fußtritte und alle Wände Eurer Palläste haben Ohren. Französische Soldaten entführen gewaltsam Unglückliche, die Eurem Schutze vertrauten, um sie zu ermorden. Nicht einmal durch milde Formen ist man bemüht, das Joch erträglicher zu machen. Nicht in den rohesten Jahrhunderten erlaubten sich die Mächtigsten eine solche Sprache gegen minder Mächtige, als nun Ihr täglich hören und mit Respekt erwidern müßt. Französische Gesandte kommen, um Eure Länder zu regieren, und ihr Übermut gleicht jenen der römischen Prokonsuln in den besiegten Provinzen.

So ist denn Deutschland wirklich in seiner tiefsten Erniedrigung! und war es schon, als der unglückliche Palm für dieses Wort sein Blut vergoß. Tiefer und immer tiefer sinkend, was ist seitdem aus Deutschland geworden? Ein Menschen-Magazin für Frankreich! Ein gebundenes Tier, das auch dann noch immerfort gemilcht wird, wenn schon Blut statt der Milch aus seinen Brüsten fließt. Französische dotierte Generale, französische Zöllner und französische Beamte aller Art erpressen und verprassen den Schweiß der Deutschen und verspotten die Unglücklichen. Wessen Gefühl sich hierbei nicht empört, der ist kein Deutscher, und am wenigsten ein deutscher Fürst.

Doch habt Ihr jenen Übermut bis jetzt erduldet, so war es nur die gemißbrauchte Stärke, der Ihr seufzend Euch fügen mußtet. Ehrenrührig wäre die Vermutung, daß Ihr auch jetzt noch, stumm, betäubt, gelähmt, dem Fürsten-Vernichter gegenüber stehen könntet, gleich dem bezauberten Vogel, der einer Klapperschlange, die ihn anstarrt, selbst in den offenen Rachen fliegt. Nach Freiheit und Rache dürstet längst ein Jeder unter Euch. Denn keinem blieb verborgen, daß die Konstitution des rheinischen

Bundes nichts weiter, als der eiserne Wille eines Despoten ist; daß derjenige, der sich Euren Protektor nennt, der erste ist, Euch zu berauben, wenn eine sogenannte *grande mesure* von ihm ausgebrütet worden. Keiner hat das Schicksal des vortrefflichen Herzogs von Oldenburg vergessen, den die vollendetste Klugheit, die vorbeugendste Nachgiebigkeit einem Lande nicht erhalten konnten, dessen geliebter Vater Er war. Jeder weiß und fühlt, daß ein gleiches Schicksal für ihn unvermeidlich ist, wenn eine gleiche Laune es diktiert. Hat doch noch jüngst der Kronprinz von Schweden, der mit und unter Napoleon kämpfte und mit dessen Plänen vertraut war, den Völkern des Nordens laut erklärt, daß von Napoleons Freundschaft nichts zu hoffen sei, daß nur Gewalt seinen Anmaßungen Grenzen setzen könne.

Und es gäbe noch einen deutschen Fürsten, der nicht bereit wäre, seine Ketten zu zerreißen und sie dem höhrenden Fremdlinge vor die Füße zu schleudern?

Nein! nein! es gibt keinen solchen mehr!

Noch möge Diesen und Jenen eine bis jetzt nicht unlöbliche Vorsicht zurückgehalten haben — die Furcht, der Arm des Gewaltigen, dem in Rußland die Sehnen zerschnitten wurden, werde sich dennoch wieder erheben und dann um so schwerer die eiserne Rute über diejenigen schwingen, die es gewagt, frei sein zu wollen. Noch wird vielleicht von Manchen den Prahlereien französischer Zeitungen Glauben beigegeben: Alles Verlorene sei in wenigen Monaten zu ersetzen. Aber wenn auch jener Feind der Menschheit, dem ewiger Krieg Bedürfnis geworden, Pferde, Kanonen und Menschen wieder zusammentreiben könnte: Pferde und Leute, die darauf sitzen, machen noch keine Kavallerie; Kanonen und Leute, die daneben stehen, machen noch keine Artillerie. Das alte Heer ist unwiederbringlich vernichtet; das neue sicher nicht vom Geiste des alten beseelt; denn mehr als Kanonen und Pferde hat Napoleon in diesem unbesonnenen Feldzuge verloren: das Vertrauen der Seinigen. Er scheint ihnen nicht mehr das höhere Wesen, dessen stolze Orakelsprüche stets in Erfüllung gingen; nicht mehr der größte aller Feldherrn, der den Sieg ununterbrochen an seinen Triumphwagen fesselte. Sie wissen, daß er eine halbe Million Menschen zur Schlachtbank geführt hat, nachdem er in pomphaften Anreden genutzreiche Winterquartiere in Moskau

versprochen. Sie wissen, daß ein gleiches Schicksal sie erwarten kann, und darum folgen sie, nicht allein ungebüt, sondern auch mutlos.

Hingegen ist im Norden ein Volk aufgestanden, das fähig war, um seine Freiheit zu erhalten, seine eignen Felder zu verwüsten und seine eignen Städte in Brand zu stecken; das in zahllosen, fast immer siegreichen Gefechten Kriegserfahrenheit gesammelt, endlich den Feind vernichtet und die elenden, verkrüppelten Überreste jenes stolzen Heeres aus dem Herzen Rußlands bis in das Herz von Deutschland vor sich her gejagt hat. Drohend wie ein Gewitter ziehen die Russen herauf, doch nur, um — gleich dem Gewitter — die Luft von giftigen Dünsten zu reinigen, das Land hingegen zu erquickern, denn was ist erquickender als Freiheit?

Nun ist's an Euch, Ihr deutschen Fürsten! nun steht es in Eurer Wahl, ob Ihr, von Zeitgenossen und Nachwelt Segen oder Fluch verdienen wollet? — Noch einmal ist Euch ein Augenblick erschienen, der nie so wiederkehrt! — Es ist der letzte! vernehmt es mit Grauen: es ist der letzte! — Wenn Ihr diesesmal die dargebotene Bruderhand der Russen nicht ergreift; wenn Ihr durch Feigheit es verschuldet, daß Eure Befreier zurückgedrängt werden; so ist Alles und für immer verloren! Wehe dem Vaterlandsverräther, der einst die Frage: ob er im heiligen Kriege mitgefochten? schamrot verneinen muß! zwiefach wehe ihm, wenn er ein Fürst war, dem es gebührte, sein Volk zu ermutigen, ihm vorzutreten, daß nicht der Ahnherrn Ruhm durch die Kniee der Enkel im Staube vernichtet werde! Zwiefach wehe dem Fürsten, der auch jetzt noch unter Napoleons zertrümmerten Siegeswagen sich verkriecht! Er werde im Kampfe nicht geschont und, nach erobelter Freiheit, der Schande Preis gegeben! Seltsame Zeit! Sinnützig rufen die Völker: Krieg! und die Fürsten wollen es nicht hören? — Der Kriegsmut, sonst vom Fürsten dem Volke eingehaucht, muß nun vom Volke in dem Fürsten erweckt werden?

Seht! die Russen stehen mitten in Deutschland. Sie hätten als Sieger an ihren Grenzen stehen bleiben und ruhig abwarten können, ob der Feind es noch einmal wagen werde, das mit seinem Blut gedüngte Rußland zu betreten; sie sind vorgebrungen, weil ihr biederer Kaiser, nicht als Protektor irgend eines vorgegaukelten

Bundes, sondern als Liberator von ganz Deutschland, mit dem edelsten Hochgefühl beschloffen hat, die Ketten seiner Nachbarn zu zerbrechen, wenn sie nur selber wollen. — Wäre es möglich, Ihr deutschen Fürsten! daß Ihr nicht wolltet? Wäre es möglich, daß Ihr immer noch eine schwankende, kriechende Existenz, mit einem Worte: die Protektorschafft Napoleons der Freundschaft Alexanders vorziehen könntet? —

Auf! schüttelt die Waffen! eilt Euren Befreiern entgegen! vereinigt Eure Streitkräfte mit den ihrigen! und wenn etwa ein deutscher Mann vor den Fremdlingen sich scheuen möchte, obgleich diese Fremdlinge biedere Freunde sind, so wähle er die Fahnen der deutschen Legion, eines Heerhaufens von zwanzigtausend braven Männern, der, unter den Befehlen eines deutschen Fürsten, mit den Russen vereint in Deutschland vorrücken wird. Mit offenen Armen wird diese wahrhaft heilige Schaar ihre deutschen Brüder empfangen und den Ruhm der Befreiung des Vaterlandes mit ihnen teilen.

Und wenn nun einst — vielleicht bald — das schöne große Werk mit Gott vollbracht worden; wenn Jeder, der nach seinen Kräften daran gearbeitet, als freier Mann in die freie Heimat zieht; wie gerecht wird der Stolz, wie innig die Freude sein, mit denen er zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind dann sprechen darf: „auch ich habe unter jener heiligen Schaar gefochten! auch mir verdankt Ihr Eure Ruhe und die Sicherheit Eures Eigenthums! Hinfort werdet Ihr deutsche Greise nicht mehr den Lohn der Fremdlinge dulden müssen, Ihr deutsche Mädchen nicht mehr von französischen Buben gemißhandelt werden; denn wir deutsche Männer haben uns gesammelt auf den Ruf unsrer Fürsten, haben, gleich den Russen gefochten, gleich den Russen gestegt — und sind nun frei!“

\* \* \*

## VII.

Aufruf Wittgensteins an die Sachsen.<sup>1</sup>

Brave Sachsen!

Wie soll ich zu Euch reden? — als Euer Feind? das bin ich nicht. Ihr seid ja biedere Deutsche, und ich bin gekommen im Namen meines Kaisers, um alle Deutsche von dem schimpf-

<sup>1</sup>) „Nig. Ztg.“ 1813 Nr. 26 vom 29. März.

lichen Jochs zu befreien. So will ich denn als Euer Freund mit Euch reden; hört mich! denn ich meine es gut mit Euch.

Es mag wohl sein, daß ihr stutzt bei dem Anblick der Russen und Preußen, die bewaffnet in Euer Land rücken; es mag wohl sein, daß Ihr bekümmert seid und nicht wißt, was Ihr tun sollt, da Euer König Euch verlassen und Euch Ruhe geboten hat. Aber wenn ein Haus brennt, so muß man nicht erst den Eigentümer um Erlaubnis fragen, ob man löschen dürfe. Eures Königs Haus brennt schon lange; er selbst ist in Noth, er darf nicht sprechen, wie es ihm gewiß ums deutsche Herz ist. Denn bedenkt doch nur! Er, ein Deutscher König, der schon so lange Euern Schweiß und Euer Blut den Franzosen hat liefern müssen, Er sollte Euch zur Ruhe ermahnen in einem Augenblick, wo Ruhe ein Verbrechen ist? Es hat eine Stunde geschlagen, die nicht zum zweitemale schlägt, die Stunde der Befreiung von dem fremden Joch! und Er selbst könnte verlangen, daß Ihr Eure Ohren verstopft? Seit 45 Jahren hat Er Euer Glück, Eure Ehre gewollt, und nun sollte Er Euer Unglück, Eure Schande wollen? Nimmermehr! Hat Er Euch doch selbst ermahnt: Ihr möchtet den alten Ruhm der Sachsen behaupten. Worin bestand denn dieser alte Ruhm? Leset in Euren Chroniken; da werdet Ihr finden: es gab auch einmal einen herrschsüchtigen Kaiser der Franken, man nannte ihn Karl den Großen, der hat 30 Jahre gegen Euch Krieg führen müssen, um Euch zu unterjochen. Damals hattet Ihr auch einen König, er hieß Wittekind, der verließ Euch nicht in der Noth und rief Euch nicht zu, Ihr solltet ruhig sein, sondern er führte Euch selbst in den blutigen Kampf für Eure Freiheit! Sehet da, das ist Euer alter Ruhm! An den müßt Ihr halten. Tausend Jahre sind seitdem verflossen; seit tausend Jahren hatte Gott Europa nicht wieder mit einer solchen Geißel heimgesucht; nun ist sie wieder da und Ihr wollt nicht gegen sie kämpfen wie damals, ihr wollt den Rücken freiwillig entblößen? — Hört und bedenkt, wie viel leichter jetzt Euch der Kampf gemacht wird, als Euren Vorfahren vor tausend Jahren: sie standen allein; sie mußten allein gegen den mächtigen Karl sich wehren.

Ihr aber steht nicht allein; mein Kaiser mit seiner ganzen Macht, der König von Preußen mit seiner ganzen Macht sind zu Eurer Hilfe, Eurer Rettung aufgestanden, und — wenn Ihr nur

wollt — so wird der Kampf nicht 30 Jahre dauern, wir werden mit Gottes Hilfe in einem Jahr die Ketten abschütteln, und dann wird Jeder mit Ehren ruhig sein dürfen. Dann werden Eure zerstörten Fabriken wieder aufblühen. Euer Handel wird die alten versperrten Wege wieder finden. Euer Ackerbau wird gedeihen. Eure Söhne werden nicht mehr zur Schlachtbank geführt werden; kurz, dann' ist die schöne Zeit der Ruhe gekommen, für die Euer König selbst Euch danken wird. Wer aber bis dahin ruhig bleiben wollte, den erkenne ich für keinen echten Sachsen, für keinen Deutschen. Wer nicht mit der Freiheit ist, der ist gegen sie. Darum wählt: meinen brüderlichen Gruß oder mein Schwert! Vereint Euch mit mir, um Euren König und seine Selbständigkeit wieder zu erobern; und dann möge Er Euch, so Gott will, noch 45 Jahre in Frieden und Überfluß regieren! Denn glaubt nicht, ich wolle Euch von ihm abwendig machen; ich will vielmehr die Bande zwischen Euch und ihm wieder enger knüpfen, die von fremder Tyrannei zerrissen worden; Ihr sollt einen freien König haben und freie Sachsen genannt werden! Auf! auf! bewaffnet Euch! und wäre es auch nur mit Sichel und Sense und Reule! vertilgt die Fremdlinge von Eurem Boden! Mich und meine Russen und die tapfern Preußen sollt Ihr überall finden, wo die Gefahr am größten ist. Schon hat Gottes Gericht am Übermütigen sich offenbart! Glaubt mir, wir werden siegen! Gottes Langmut ist erschöpft; wir werden siegen! so spreche ich nicht aus eitler Prahlerei, sondern im Vertrauen auf Gott und Euch und die heilige gerechte Sache!

Gegeben in meinem Hauptquartier zu Berlin, am 11. (23.) März 1813.

\* \* \*

## VIII.

### Aufruf Wittgensteins an die Deutschen.<sup>1</sup>

Liebe deutsche Jünglinge und Männer,  
die Ihr nicht zu den Untertanen Sr. Majestät des Königs von Preußen Euch zählt, habt Ihr wohl gehört und gelesen, wie herrlich die wackern Preußen sich zusammenehmen? wie sie herbeiströmen von allen Seiten? viele tausend Freiwillige aus allen Ständen, weil in diesen bösen Zeiten es nur einen Ehrenstand geben kann, den der Freiheit! Wie wird Euch zu Mute, wenn

<sup>1</sup>) „Nig. Ztg.“ 1813 Nr. 26 vom 29. März.

Ihr das hört und leset? Ihr Männer aus allen Gegenden Deutschlands, die sich noch bücken müssen vor den übermütigen Fremdlingen, nicht wahr die Herzen klopfen Euch und Ihr möchtet auch teilnehmen an der Befreiung des Vaterlands und an der Rache für so vieljährige Leiden? denn wo ist ein Winkel in Deutschland, wo nicht geseufzt worden wäre? und wo lebt ein Deutscher, der nicht irgend einen bitteren Verlust zu beklagen, zu beweinen und zu rächen hätte? — Wohlan! die Zeit des Klagens und Weinens ist vorüber, die Zeit der Rache ist gekommen! Gott war mit den Russen! Gott wird mit Euch sein! Ich biete Euch meine Hand! Im Namen meines großen Monarchen lade ich Euch brüderlich ein, und tue Euch zu wissen, daß auf Seinen Befehl und auf seine Kosten hier in Berlin und in den Hansestädten mehrere deutsche Legionen errichtet werden sollen. — Kommt! kommt! Ihr mögt Euch nennen wie Ihr wollt, Westphälinger oder Sachsen, Baiern oder Hessen, alles gleich viel! wenn ihr nur Deutsche seid und deutsche Herzen mitbringt. Kommt Ihr mit den Waffen schon ausgerüstet, desto besser! kommt Ihr aber auch ohne Waffen, so wird mein Kaiser sie Euch liefern, und Brod und Geld und alles was Ihr bedürft und obendrein sein kaiserliches Wort, daß Ihr zu nichts weiter gebraucht werden sollt, als zur Befreiung Eures Vaterlandes. Jeder von Euch, sobald er unter die russisch-deutschen Fahnen getreten, soll nur dahin geschickt werden, wo er geboren wurde und wo seine Landsleute noch unter dem Joche seufzen. Denkt Euch, wie sie Euch empfangen werden, wenn ihre eignen Brüder ihnen die Freiheit bringen! Ei, so laßt Euch anfeuern durch diesen herrlichen Lohn und durch das edle Beispiel der Preußen! Eilt! um mit in den heiligen Krieg zu ziehen, denn ich sage Euch: wir werden siegen! kommt und meldet Euch, in Berlin sowohl als in den Hansestädten, bei den Kommandanten genannter Orte, die Euch als liebe Waffenbrüder empfangen und versammeln werden. Auf dem Felde der Ehre will ich selbst Euch willkommen heißen und mit Euch für Euch fechten, bis wir deutsche Freiheit mit Gottes Hilfe errungen haben!

Gegeben in meinem Hauptquartier zu Berlin, den 11. (23.) März 1813.

---

# Historische Miscellen.

## Der Leichenkondukt des Generalfeldmarschalls Fürsten Kutusow durch die Ostseeprovinzen.

Am 16. April 1813 war Fürst Kutusow, Oberbefehlshaber des verbündeten russisch-preussischen Heeres, zu Beginn des Feldzuges, 68 Jahre alt, in Bunzlau gestorben. Zur Beisetzung wurde seine Leiche nach Petersburg übergeführt. Der Zug ging natürlich der Straße entlang, die den Hauptverkehrsweg zwischen dem Ausland und der russischen Residenz bildete und der führte über Riga und durch Livland.

Vor uns liegen die Berichte über den Empfang und das Geleit des Leichenkondukts in Mitau, Riga, Wolmar, Dorpat und Narva, wie sie damals die Zeitungen<sup>1</sup> schilderten. Im Folgenden sei aus ihnen alles Wesentliche mitgeteilt.

Aus Mitau berichtete man am 12. Mai: „Gestern, morgens gegen 4 Uhr, wurde der Leichnam des verstorbenen Feldmarschalls, Fürsten Kutusow-Smolenskoj, begleitet von mehreren Stabs- und Oberoffizieren, hier durchgeführt. Das hier stehende Militär, unter Anführung des Kommandanten, Oberstleutnant von Korff, empfing ihn vor der Stadt und gab ihm die Honneurs ab. Von patriotischem Eifer und von innigem Dankgefühl für die unsterblichen Taten des entschlafenen Helden befeelt spannte hierauf eine Anzahl hiesiger russischer Kaufleute und Einwohner die Pferde vom Leichenwagen und zog diesen, unter dem Geläut aller Glocken, in die Stadt bis auf den Marktplatz, wo die griechische Geistlichkeit, während des Umspannens der übrigen zur Begleitung gehö-

<sup>1</sup>) „Rigasche Ztg.“ 1813 Nr. 39. 40. 45; „Dörptische Ztg.“ 1813 Nr. 41. 43.

rigen Equipagen, ein feierliches Totenamt bei der Leiche hielt. Nach dessen Beendigung wurde der Wagen unter Vortretung der Geistlichkeit und Begleitung des Militärs und einer unzähligen Menge von denselben Personen, wie zuvor, über eine Werst weit vor die Stadt gezogen. Hier gab das Militär eine dreimalige Salve und die Reise ging sodann weiter fort.“ —

Noch am selben Tage, den 11. Mai, langte der Zug im benachbarten Riga an. Die Zeitung erzählt: „Heute wurde die Leiche des unvergesslichen Helden, Fürsten Michaila Parionowitsch Golenischtschew-Rutufow-Smolenskoj durch Riga gebracht. Eine Deputation des Rates empfing sie an der Grenze des Stadtgebiets, sowie einige Werst vor der Stadt die Geistlichkeit, das Militär mit Trauermusik und einem Zuge von 12 Kanonen, die blaue und grüne Bürgergarde zu Pferde usw. Eine unübersehbare Menschenmasse wogte dem Zuge entgegen und begleitete ihn. Jeder wollte noch dem Retter und Rächer des Vaterlandes seinen Dank, den teuren Überresten des preiswürdigen Helden seine Huldigung darbringen. Dieses Gefühl der Ehrfurcht und Dankbarkeit sprach sich unter anderm dadurch deutlich aus, daß man von dem Leichenwagen die Pferde abspannte und ihn feierlich mit allgemeiner Rührung in die Stadt und nochmals wiederum herauszog. Unter Kanonendonner, Gesang und Glockengeläute, und während alle Schiffe die Trauerflagge aufgezogen hatten, langte der Zug auf dem Markte vor dem Hause der Schwarzhäupter an, wo die Leiche von den hiesigen Militär- und Zivilautoritäten empfangen und die Begleitung mit einem Frühstück bewirtet wurde und darauf sich weiter begab. Auch die Hebräergemeinde hatte sich an das Trauergefolge angeschlossen: der Rabbiner an ihrer Spitze trug eine Trauerfahne mit folgenden biblischen Inschriften in hebräischer Sprache:

Psalm 23, v. 5. Und wall' ich auch im Todesshattentale,  
So wall' ich ohne Furcht:  
Denn Du begleitest mich.  
Dein Stab und deine Stütze  
Sind immerdar mein Trost.

v. 6. Du richtest mir ein Freudenmahl  
Im Angesicht der Feinde zu.

Hiob 5, v. 12. Er zerstörte die Absicht der Listigen,  
Und sie fanden in ihren Händen keine Hilfe.

v. 26. Du wirst im Alter zu Grabe kommen,  
Wie reife Ähren eingeführt werden zur Zeit.

Als dann die Leiche zu ihrer weitem Bestimmung abgeführt wurde, und die Begleitung zur Stadt zurückkehrte, jentke der Rabbiner die Trauerfahne und sprach nachstehenden Vers:

Psalm 85, v. 14. Gerechtigkeit geht vor Ihm her,  
Und bahnt den Weg zur Ewigkeit —

worauf die ganze Gemeinde ihn mit feierlicher Rührung laut wiederholte.“

„Das schönste Denkmal“, fügte die Zeitung ihrerseits hinzu, „dauernder als irgend eines von Erz und Marmor, hat der allverehrte Greis durch die Befreiung des Vaterlandes sich selbst gesetzt: denn spätern Jahrhunderten noch wird sein Name ein Gegenstand der Verehrung und Nacheiferung sein. Sanft ruhe die Asche des Helden unter dem Schatten ewig grünender Lorbeeren.“ —

Über den Empfang des Kondukts in Wolmar berichtet ein in der „Dörptischen Btg.“ veröffentlichtes Privatschreiben: „Am 12. dieses gegen Abend traf ich auf meiner Rückreise in Wolmar wiederum ein und erstaunte, als ich statt der sonst da gefundenen Stille, an diesem Tage eine Lebhaftigkeit auf den Straßen und vorzüglich nach der Postierung zu, ein Wallfahrten bemerkte, was mir außerordentlich auffiel. Als ich auf der Postierung angekommen war, fand ich den größten Teil sämtlicher Bürger und Einwohner dort versammelt, größtenteils schwarz gekleidet und mit Trauerflor auf den Hüten. Auch die Glieder der Behörden waren zugegen und daß auch ihre Degengefäße mit Flor umwunden waren, brachte mich auf die sichere Vermutung, daß heute der Leichnam des seligen großen Helden und Retters des Reichs, des Generalfeldmarschalls Fürsten Selenitschew-Rutufow, hier durchgebracht werden würde. — Und so war es auch; ich beschloß daher auch meinerseits den teuren Überresten dieses großen ewig unvergeßlichen Helden meine Huldigung darzubringen und mich an Wolmars gefühlvolle Einwohner anzuschließen. Ich blieb in Wolmar. — Ungefähr gegen 10 Uhr Abends verkündigte das Geläute der Glocken die Ankunft der teuren Überreste. Still ordnete sich jetzt Alles in zwei Reihen und langsam herannahend fuhr der Leichenwagen zwischen sie. Eine tiefe Stille beherrschte das Ganze. Nach Verlauf weniger Minuten setzte sich der Zug in Bewegung. Voraus ging ein ehrwürdiger Greis, man nannte

ihn den Stadtältesten, mit dem Bristaw. Ihm folgten die Glieder der Behörden und an sie reihten sich sämtliche Bürger und Einwohner der Stadt an und umgaben von allen Seiten den Leichenwagen. Als dieser in die Gegend des Postkomptoirs gekommen war, spannten sämtliche Bürger und Einwohner die Pferde davon ab und zogen ihn selbst. Näher nach der Stadt zu erschienen ganz weiß gekleidet 10 bis 12 junge Mädchen mit Blumenkörbchen, und indem sie sich dem Zug beigesellten, bestreuten sie den Pfad des entschlafenen Helden mit Blumen. Ich muß gestehen, daß dieses Anreihen der jungen Mädchen, welches mit erstaunlich viel Anstand und Würde geschah und welches verriet, daß man ehrerbietig mit gefühlvollem Herzen sich nahe, um die Gefühle des Dankes und der Ehrfurcht an den Tag zu legen, mich, sowie einen jeden der Anwesenden tief gerührt und eine Träne in die Augen gelockt hat. So ging der Zug unter Glockengeläute durch die erleuchtete große Straße bis auf den Markt, wo wegen einiger an dem Leichenwagen nötigen Reparaturen, dieser nebst den übrigen Wagen stehen bleiben mußte. Die Bürgerschaft hielt bis gegen Morgen des andern Tages Wache, wo unter Glockengeläut und unter dem allgemeinen Ausruf: „Sanft ruhe die teure Asche dieses ewig unvergeßlichen großen Helden in ihrer Gruft!“ sich langsam unfern tränenvollen Blicken der Leichenwagen entzog.“—

Zwei Tage später, am 14. Mai traf der Leichenzug in Dorpat ein. Hierüber liegt ein besonders ausführlicher Bericht vor. Er lautet: „Am gestrigen Tage, den 14. Mai, nachmittags gegen fünf Uhr nahte auf ihrem Wege nach St. Petersburg die Leiche des um Rußland unsterblich verdienten Generalfeldmarschalls Fürsten Kutusow unserer Stadt. Schon vor derselben hatten patriotische russische und deutsche Bewohner Dorpats die Pferde des Trauerwagens ausgespannt, um ihn durch die Stadt zu ziehen. Fast den ganzen Tag über waren heftige Regenschauer; doch während des Leichenzuges das Wetter günstig. Der Leiche folgten zu Fuß zunächst der Kammerherr Tolstoj, des verewigten Feldherrn ältester Schwiegersohn, dem zur Seite der Rektor der hiesigen Kaiserl. Universität und ein Mitglied des livländischen Adels ging. Vor der Leiche her ging der eine Teil der hiesigen Studierenden; dann die russische Geistlichkeit, Kirchenlieder singend, unmittelbar vor dem Sarge. Hinter diesem sah man ein sehr zahlreiches

Gefolge, bestehend aus den Adjutanten des verewigten Fürsten, aus den Chefs der hiesigen Behörden, den Professoren der Universität, der deutschen Geistlichkeit, vielen Herren vom livländischen Adel, ferner dem hochedeln Rat der Stadt, von welchem der Bürgermeister Ackermann den Trauermarschallsstab trug, nebst noch vielen andern angesehenen Einwohnern Dorpats und der umliegenden Gegend, sowie auch der zweiten Hälfte der Studierenden. Nicht vor der Rigischen Ragatka hielt der Leichenwagen still, während im Namen der Universität als Redner vor dem Sarge der Professor Morgenstern eine kurze Rede hielt, worin er an die Großthaten des Fürsten erinnerte. Sie schloß mit den Worten: „Seiner heiligen Leiche ziehet vom Bober in Schlesien, wo sein Geist sich zum Himmel schwang, bis zur majestätischen Newa die dankbare Bewunderung und die verstummende Ehrfurcht nach. Über der Silberlocke des Helden aber schwebt von Geschlecht zu Geschlecht bis ans Ende der Tage der Sieg im Glorienlicht mit seinem schönsten Kranze: dem unverwelklichsten, dem Lorbeer der Vaterlandsrettung, gereicht vom dankbaren Vaterland.“ — Hierauf legte der diesjährige Rektor magnif. der Dörptischen Universität, Parrot, einen Lorbeerkranz auf den Sarg, nachdem er zuvor einige lateinische, im Lapidarstil verfaßte Worte gesprochen, die mit dem Schluß der erwähnten Rede Morgensterns passend zusammenstimmten. Ein Pergament, auf welchem eben diese Worte abgedruckt waren, hatte kurz zuvor, über einem rotzammtnen Kissen, dem Kranze zur Unterlage gedient. — Nunmehr bewegte sich der ganze Zug unter dem Kirchengesang der russischen Geistlichkeit, dem Glockengeläut und der Trauermusik langsam fort, begleitet von einer Menschenmenge, dergleichen Dorpat seit Jahren nicht auf seinen Straßen sah, durch die Rigische Vorstadt, über die Promenade und quer über den Markt herüber bis nach dem russischen Kirchhof. An den überall besetzten Fenstern sah man, wenigstens in den Häusern der Bornehmern, die Damen meist schwarz gekleidet. Auf dem russischen Kirchhofe wurde der auf dem Leichenwagen verbleibende Sarg vor der Kirche aufgefahren. Gleich darauf wurde vor ihm von der anwesenden russischen Geistlichkeit unter Vortritt des Protokollerej, welcher die hohe Leiche auf der ganzen Reise begleitete, ein feierliches Totenamt gehalten. Nach Vollendung dieser heiligen Zeremonie hielt der Redner der Universität, Pro-

feffor Morgenstern, noch eine kurze Rede des Abschieds,<sup>1</sup> während welcher, ebenso wie bei der Feierlichkeit vor der Rigischen Ragatka, die Reisebegleitung der Leiche des Fürsten und die nächst Stehenden ihre tiefe Rührung am Sarge des Unsterblichen keineswegs verbargen. — Abends nahm der Kammerherr Tolstoj nebst den Adjutanten des verewigten Fürsten in ihrem Absteigequartier im Posthause ein von der Stadt veranstaltetes Souper an, zu welchem sowohl der Rektor und der Redner der Univerfität, als auch der Herr Polizeimeister [Jefinsti], der Kreisfiskal [G. Petersen] nebst einigen andern Personen eingeladen waren. — Am folgenden Morgen, den 15. Mai, um sechs Uhr verließ der Trauerzug, abermals unter Glockengeläut, Kirchengesang und Trauermusik unsre Stadt, wobei gleichfalls der Bürgermeister den Trauermarschallstab trug. Unter dem Leichengefolge erblickte man, ebenso wie am vorigen Tage, auch den Statsrat von Stiernhielm, welcher überhaupt sich rühmlich bemüht hatte, besonders von Seiten des livländischen Adels, die beschriebene Feierlichkeit zu erhöhen. Auch diesmal zogen den Leichenwagen wetteifernde Einwohner Dorpats bis zur Grenze des Stadtgebiets.“ —

Am 17. Mai langte der Zug in Narva an, wo der Sarg in der russischen Kathedrale niedergelegt wurde und bis zum 20. Mai verblieb. „Während dieser ganzen Zeit“, heißt es in dem Narvaschen Bericht, „waren unaufhörlich Beamte von seiner Suite bei dem Sarge und die Kirche war erleuchtet. Dinstag, den 20., an welchem Tage der Leichnam weiter geführt werden sollte, wurde bei einer zahlreichen Versammlung der Einwohner ein Hochamt und darauf ein großes Seelenamt gehalten. Hernach wurde der Sarg unter dem Geläute der Glocken in allen Kirchen und unter dem Donner der Kanonen von der Festung aus der Kirche getragen. Hinter dem Sarge ging die sämtliche hiesige Weistlichkeit, dieser folgten die angesehensten Offiziere, welche auf Rissen die Ordensinsignien des Verewigten trugen und diesen schlossen sich die Beamten des Magistrats und die Einwohner beiderlei Geschlechts an. Der Sarg wurde von Kaufleuten und Bürgern gezogen. In dieser Ordnung ging der Zug durch die

<sup>1)</sup> Beide Reden Morgensterns erschienen gedruckt: „Zwei Reden am Sarge Sr. Durchl. des Fürsten Kutusow-Smolenskoj am 14./26. Mai 1813 zu Dorpat gehalten“ (Dorp. 1813 4<sup>o</sup>). Der Ertrag des Schriftchens war zum Besten der verwundeten russischen Krieger bestimmt.

ganze Stadt bis zur heil. Muttergottes-Kirche, wo eine Messe gelesen und sodann von dem hiesigen Protobierej eine Rede gehalten wurde. Gleich hiernach fuhr der Leichnam durch eine von den hiesigen Einwohnern mit der Aufschrift: „Dem Befreier Rußlands“ errichtete Ehrenpforte. Die sämtliche Suite des verewigten Fürsten wurde nun von der Stadtgemeinde zur Mittagstafel eingeladen, nach welcher der Zug weiter ging und die Einwohner unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen den Sarg bis nach der Stadt Jamburg [eine Strecke von über zwanzig Werst] zogen.“ —

Am 24. Mai traf der Leichenduknt im Troizko-Sergiewschen Kloster, 16 Werst von Petersburg ein. Hier wurde die Leiche in einen Paradesarg gelegt und aufgebart. Erst am 11. Juni endlich waren die Vorbereitungen für die Beisetzung in der Residenz vollendet und in überaus feierlichem Zuge wurde der Sarg des gefeierten Helden zur Kasanschen Kathedrale geleitet, wo er am 18. Juni in der Kirche auf der linken Seite seine letzte Ruhestätte fand.



## Literarische Rundschau.



**N. Frhr. Freitag von Löringhoven.** Der Eintritt des Erben in die Verbindlichkeiten und Forderungsrechte des Erblassers nach dem Rechte der Ostseeprovinzen (Russ. Dorpat 1905).

Der Verfasser dieser Schrift ist der jetzige Professor des römischen Rechts in Dorpat, Frhr. Freitag von Löringhoven. Sie ist eine Monographie, nicht etwa eine Übersetzung oder ein Kommentar. Diesem ihrem Charakter gemäß müssen denn auch die Anforderungen im Vergleich zu den Werken Grödingers und Bukowffis nach einem andern, strengen Maßstabe der Wissenschaft gemessen werden. — Ohne uns in nähere, kritische Details einzulassen, wollen wir an dieser Stelle nur eine kurze Besprechung der Schrift — der Erstlingsarbeit des Verfassers — geben.

Der Verfasser teilt seinen Stoff in 4 Abschnitte ein. Im ersten gibt er eine allgemein gehaltene historische Einleitung, mit besonderer Berücksichtigung des baltischen Lehnrechts und dessen erbrechtlicher Satzungen, im zweiten Abschnitt untersucht er das Recht des Sachsenspiegels (S. 33—98) — der dem mittlern livländischen Ritterrecht bekanntlich als Quelle gedient hat — im dritten handelt er vom baltischen Recht vor der Kodifikation von 1864 und im vierten und letzten Abschnitt gibt er das geltende Recht der Ostseeprovinzen wieder (S. 207 bis 272). Die Resultate werden — was gleich hier hervorgehoben werden möge — in anerkennenswert präziser Weise zusammengefaßt. —

Es ist kein absolut neues Thema, das der Verfasser an schlägt. Schon vor ihm hat der frühere Dorpater Professor und jetzige Minister der Volksaufklärung Kasso denselben Stoff in einem recht umfangreichen Werk unter dem Titel: „Превѣство наследника въ обязательствахъ наследодателя“ (Юрьевъ 1895) behandelt, allein hauptsächlich nach russischem Reichsrecht.

wogegen dem baltischen Recht und seiner Geschichte nur einige wenige Seiten eingeräumt sind (vgl. S. 163—171).

Blättert man das v. Frentag'sche Werk durch, so fällt eine recht beträchtliche Unverhältnismäßigkeit in der Einteilung des Stoffes auf. Denn trotz der äußerlichen Verteilung auf die erwähnten vier Abschnitte lassen sich doch unschwer zwei Hauptteile erkennen, ein rechtshistorischer, S. 1—207 und ein der Darstellung des geltenden Rechts gewidmeter, S. 207 bis Schluß. Allein von diesen beiden Hauptteilen ist der erste eben der bei Weitem umfangreichere. Ja, noch mehr, man muß eigentlich sagen, daß der (an sich gewiß notwendige) historische Unterbau zu kolossal für die darauf aufgeführte, etwas dürftige dogmatische Darstellung geraten sein dürfte. Dem Laien wird das einleuchtender sein als dem Fachjuristen. Ersterem kommt es nur darauf an, zu wissen, was jetzt Rechts ist, nicht, wie es früher war. Freilich, der Jurist denkt anders. Aber man kann eben auch an rechtshistorischen Ausführungen des Guten zuviel tun und das ist, scheint mir, beim Verfasser der Fall. Weniger wäre hier am Platz gewesen, was denn auch die Kritik des Auslandes nicht mit Unrecht betont hat.<sup>1</sup> —

Der Verfasser beginnt mit der Darstellung des Lehnerrechts in den baltischen Provinzen, wobei besonders seine höchst interessante Stellungnahme gegenüber der von Schilling in seiner Abhandlung über „die lehn- und erbrechtlichen Satzungen des Waldemar-Erich'schen Rechts“ vertretenen Anschauung, daß die ältesten Rechtsbücher der Ostseeprovinzen das Recht ihrer Zeit nicht wirklich wiedergegeben hätten, die er entschieden verwirft, hervorzuheben wäre. Hier wie auch sonst geht der Verfasser über den Rahmen seines eigentlichen Themas hinaus, indem er, allerdings in großen Zügen, eine Schilderung des Lehnerrechts nach den Mitterrechten gibt und die abweichenden Grundsätze des gleichzeitigen Lehnerrechts in Deutschland hervorhebt. Aber es scheint nun einmal ein Hauptgewicht auf die historische Seite des Themas gelegt zu sein und andrerseits ist nicht zu verkennen, daß die Frage der Haftung des Erben für die Verbindlichkeiten und Forderungsrechte des Erblassers in zu innigem Zusammenhange mit dem allgemein-

<sup>1</sup>) Vgl. die im Übrigen in durchweg anerkennendem Ton gehaltene kritische Besprechung der Löringhovenschen Schrift von Prof. Dr. Neubecker in Bd. XIII (dritte Folge), drittes Heft der „Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (München 1911) S. 280—299. Bezeichnend ist, daß die Besprechung unter dem Abschnitt II Rechtsgeschichte rubriziert.

erbrechtlichen Grundsätzen steht, als daß man letztere so ganz ignorieren könnte.

Des Weiteren geht Verfasser dann auf das Recht des Sachsenspiegels über und zeigt, wie daselbst die Frage des Erbübergangs der Rechte und Verbindlichkeiten geregelt ist, „Beispruchsrecht“, „Erbenlaub“ und „Erbenwartrecht“ werden besprochen.

Den schwierigsten Kontroversen geht Professor Freytag von Lörringhoven mit frischem Mut zu Leibe: nach dem Recht des Sachsenspiegels haftet der Erbe lediglich mit dem beweglichen Teile der Erbschaft, der sogenannten *Fahrhabe*, nach allgemeinem deutschen Rechte dagegen haftet er bis zum Betrage der Erbschaft. Hier aber herrscht unter den Germanisten Streit: handelt es sich in dieser Hinsicht um eine Singularität des Sachsenspiegels oder ein allgemeines Rechtsprinzip des germanischen Rechts, das sich in Sp. erhielt und in den spätern Rechtsbüchern verloren ging? Verfasser entscheidet sich für das Letztere. Galt Universal- oder Singularsuccession? Die Frage ist, wenn es sich um die Haftung des Erben für Forderungen und Verbindlichkeiten des Erblassers handelt, von großer, ja entscheidender Bedeutung. Bei Annahme einer Universalsuccession muß der Erbe in der Regel für alle Verbindlichkeiten und zwar mit der ganzen Erbschaft haften, bei Annahme einer Singularsuccession dagegen nicht. Verfasser entscheidet sich für die Singularsuccession, ist aber der Ansicht, daß es sich angesichts der verschiedenartigen Bestandteile der deutschrechtlichen Erbschaft (*Fahrhabe*, liegende Gründe 2c.) doch um eine *successio uno actu* handele und darum schlägt er den Ausdruck „unitarische Succession“ vor. —

Bei zweiseitigen Verträgen kann der Erbe entweder vom Vertrage zurücktreten und das vom Erblasser Empfangene zurückgeben oder auf Erfüllung des Vertrages gegenüber dem Mitkontrahenten des Erblassers bestehen. Die Erben des Schuldners haften mit dem unbeweglichen Vermögen des Letztern jedenfalls nicht.

Ebenso wie Forderungen aus Verträgen gehen auch solche aus Delikten auf den Erben über. Aber auch Verbindlichkeiten aus Verträgen und Delikten? Der Verfasser bejaht letzteres, wofür er § 2, I. 6 des Sachsenspiegels als Belegstelle heranzieht, die aber, wie Verfasser selbst zugestcht, außerordentlich bestritten ist. Interessant ist hierbei der Versuch, die entgegenstehenden §§ 1 und 2 III, 31 Sp. zu erklären: § 1 soll von Verbindlich-

keiten aus Delikten und Verträgen sprechen, § 2 dagegen von den durch Delikt erlangten Sachen.

Auch das Lübische und Hamburgische Stadtrecht werden berücksichtigt, weil sie als Quellen des Nigischen und Nevalschen Stadtrechts erscheinen. Es wiederholt sich das deutschrechtliche Prinzip: Forderungen aus Delikten sind vererblich, Schulden daraus — unvererblich. Abweichungen kommen vor bei Forderungen und Schulden aus Verträgen. Der Erbe haftet nicht etwa bloß mit der Fahrhabe, sondern mit dem ganzen Betrage der Erbschaft, aber auch nicht weiter.

In Abschnitt III werden dann die Bestimmungen des balt. Rechts und zwar zunächst die bis zur Kodifikation 1864 geltenden Quellen: das Waldemar-Erichsche Recht enthält nichts, wohl aber das alte Ritterrecht: letzteres läßt die Verbindlichkeiten ex delicto jedenfalls nicht übergehen, also ebenso wie nach dem Recht des Sachsenspiegels. Das geraubte und gestohlene Gut wird aus der Erbschaft ausgefondert und dem Richter in Verwahr gegeben, dieser muß es binnen Jahr und Tag aufbewahren, alsdann kann er es zu seinem Nutzen verwenden.

Forderungen aus Delikten sind vererblich, Vertragsschulden unvererblich, Vertragsforderungen wiederum vererblich.

Das Nigische und Nevalsche Stadtrecht werden näher betrachtet, die Übereinstimmung beider mit dem Hamburger und Lübischen Recht war übrigens schon früher gestreift.

Der Verfasser geht auf den Begriff des Erben im alten Recht über. Sehr verständlich, denn es galt doch eben das Maß der Haftung des Erben zu bestimmen, man mußte also feststellen, wer Erbe ist, welche Person man so bezeichnen darf, was „Erbe sein“ heißt? Das Gesamthandverhältnis wird besprochen, mit besonderer Beziehung auf das Lehnrecht: hier handelt es sich aber doch um kein Erbrecht, sondern doch nur um das sog. Heimfallsrecht.

Die Hineinziehung lehnrechtlicher Verhältnisse seitens des Verfassers hätte übrigens auch unterbleiben können.

Alsdann erörtert der Verfasser die rechtliche Stellung der andern Erben, der „Söhne“ und im Zusammenhang damit das Veißspruchsrecht der letztern bei Lebzeiten des Vaters. Besonders gründlich behandelt er die erbrechtliche Stellung der Witwe, Dinge, wie die Leibzucht der Witwen und deren Morgengabe, werden ausführlich besprochen, wobei jedoch mit Recht die mit

Kindern zurückbleibende Witwe von der kinderlosen unterschieden wird. Letztere hat nur die Leibzucht, erstere behält Besitz und Nutzung bis zur Teilung. Daß die Witwe seit jeher nicht als Erbin des Mannes, sondern vielmehr als Nachlaßgläubigerin anzusehen sei, wird mit vollstem Recht scharf betont. So richtig hier die Ausführungen des Verfassers sein mögen, so sehr ist es andererseits zu bedauern, daß er nicht näher auf den Grund dieser Erscheinung eingegangen ist. Denn auch die Töchter sind, wie ganz richtig bemerkt wird, „Erbinnen“. Weshalb ist die Witwe nur „Gläubigerin“, nicht auch Erbin? Wenn sie aber nicht Erbin ist, woraufhin muß sie sich dann gefallen lassen, daß ihr die Leibzucht nur abzüglich der Schulden zugestanden wird? Hier kann man eine Lücke in der sonst so überaus gründlichen Abhandlung konstatieren. —

Auch sonst findet sich viel Interessantes gerade in diesem geschichtlichen Abschnitt und gar zu gerne würde ich dem Verfasser hier Schritt für Schritt folgen, wenn nicht Zeit- und Raum-mangel mich daran hindern würden. Nur noch einige Worte: die Schilderung, wie mit dem Eindringen des römischen Rechts der Einfluß des deutschen Rechts auch in dieser Lehre schwindet wie namentlich im Zivil. Pandrecht und Revalschen Stadtrecht der Erbe nur im Umfang der Erbschaft handelt, die bloße Haftung mit der Fahrhabe also antiquiert ist, und wie namentlich auch die andern baltischen Statutarrechte das römisch-rechtliche Prinzip der unbeschränkten Erbanhaftung angenommen haben, wie das Estländische Recht nicht einmal das beneficium inventarii rezipiert hat und wie endlich die Vererblichkeit der Schulden immer allgemeiner wird, für das alles hätte man vielleicht auch eine etwas ausführlichere Behandlung wünschen können. —

Nachdem nun der allmähliche Verfall des angestammten Rechts entwickelt und so der Boden für die Darstellung des heutigen Rechts genügend vorbereitet ist, geht Verfasser dann in Abschnitt IV auf das geltende ostseeprovinzielle Recht über — der Teil seiner Arbeit, der — ich wiederhole es — mich am Wenigsten befriedigt hat, einestheils, weil er im Vergleich zum historischen Teil der Arbeit bei Weitem nicht so tiefgrabend wie dieser ist, und andretheils, weil er nichts wesentliches Neues, Originelles vorbringt. Allein immerhin gibt der Autor auch hier einen schätzenswerten Kommentar zum geltenden Recht. Richtig wird die Spezialhaftung der livländischen Erbgüter für die Schulden besonders herausgehoben und die absolute, auf dem römisch-

rechtlichen Prinzip der Universalsuccession beruhende Verhaftung des Erben für die Schuldverbindlichkeiten des Erblassers, wie sie im furländischen Recht besteht, mit Schärfe betont.

Auch die Stellung des überlebenden Gatten in der Schuldenhaftungsfrage wird erörtert und zum Schluß Kritik am geltenden erbrechtlichen Haftungssystem geübt. — Die Vergleichung mit andern Gesetzgebungen hätte wohl auch auf breiterer Grundlage aufgebaut werden können. —

Die Schrift ist anregend und voll Geist geschrieben, sie liest sich im Ganzen leicht und angenehm, abgesehen nur von den Stellen, wo die Darstellung gar zu sehr in die Breite geht. Daß sie einen guten Schritt vorwärts in der Wissenschaft unseres baltischen Privatrechts bedeutet und sich schon deshalb durch sich selbst empfiehlt, braucht kaum noch hinzugefügt zu werden.

H. v. Luga u.

### Über Dr. Paul Schiemanns „Auf dem Wege zum neuen Drama.“

Als die sogenannte „Moderne“ in Deutschland aufkam, war sie Angelegenheit einer kleinen Minorität. Die wenigen Köpfe, die in einem Ozean von Mittelmäßigkeit zu leben verurteilt waren, revoltierten gegen eine Kunst, die alle Banalitäten mit einer verklärenden Aureole umgab und alle „liebenswürdigen“ Schwächen des Philisters durch „Humor“ genießbar zu machen suchte — eine Kunst, deren Meister Paul Heyse und Oskar Blumenthal bei der breiten Menge fast göttliche Ehrungen genossen.

Diese Kunst saß auf dem Throne und wurde allgemein gepriesen. Für andre Kunst war keine Zeit da. Man wollte das Angenehme, das Erholende, das sanft Riegelnde nach des Tages Last und Mühe. Es war als hätten nie die heroischen Meister unsrer Dichtkunst gelebt, die brennenden Herzens gesucht und geschaffen hatten, um uns in ihren Werken die Standbilder ihrer Qual und ihres Kampfes zu hinterlassen — ihres heiligen Kampfes um das Lebendige und Wesenhafte, das erstickt zu werden drohte im Hasten und Lärmen des Alltags. Man hatte ein bequemes Mittel gefunden unbehelligt von den Wirkungen ihrer großen Kunst, ruhig seinen Alltagsstrott weiterzuwandeln: man nannte sie „Klassiker“ und stellte sie fein säuberlich und geschmacklos gebunden als Bruchstücke in seinen Bücherschrank, um sich nicht mehr um sie zu kümmern.

Bloß hie und da wurden sie hervorgeholt, wenn man nach einem „Zitat“ suchen wollte zur Befräftigung eines Philisterurteils. Auch wohl als ästhetische Erholungslektüre wurden sie von einigen empfindsamen Seelen benutzt. Und ab und zu ging die ganze Familie anstandshalber in eine Klassikeraufführung zu kleinen Preisen.

Das ist das Merkwürdige daran: im Bewußtsein der Allgemeinheit lebten gerade diejenigen Stellen aus den Werken der Meister fort, in denen sich auch diese Großen beschränkt, zeitgebunden, klein gezeigt hatten. Das Große, Unvergängliche, Heiße, Lebendige und Heilige ihrer Kunst war für die Meisten so gut wie nicht vorhanden: man hielt sich lieber an das Sanfte, man liebte sie dort, wo sie müde geworden waren. Und von den Lebenden forderte man ebenfalls das Sanfte, das Kleine, das Spannende, das Niedliche. Man wollte angenehm unterhalten sein und nicht erschüttert.

In diese Zeit (in der Geister wie Friedrich Hebbel vereinsamten und verbitterten) fielen die Anfänge der „Modernen.“ Von ihrem ersten Auftreten an wurden sie als etwas Feindliches empfangen und gehässig verfolgt von allen denen, die davon lebten, das Publikum mit ihrer Kunst zu unterhalten.

Man sah in ihnen die Störenfriede. Und mit Recht. Denn sie störten den faulen Frieden oberflächlicher verflachter Genießer.

Zunächst nicht durch große Werke: die ersten „Modernen“ in Deutschland waren keine hervorragenden schaffenden Geister (erst nach und nach entstanden wirklich bedeutende Werke). Es fiel deshalb nicht schwer, sie kritisch abzuschlachten und billige Witze über sie zu reißen. Heute wirken die meisten Werke aus jener Zeit unbeholfen, roh und barbarisch auf uns.

Und doch ist etwas in ihnen, das sie hoch hinaushebt über die platten „formvollendeten“ Werke der sich fertig dünkenden Epigonen: es ist in ihnen wieder ein Suchen und Kämpfen, ein Lebendiges, ein Ringen mit Problemen. Diese jungen Künstler wandten sich resolut ab von der verlogenen, scheinheilig verklärten und idealisch verkleideten Welt des „Poetischen“, sie versuchten ihr Lebendigstes, das, was sie zutiefst erlebten, zu gestalten.

Das liegt den meisten literarischen Bestrebungen der damaligen Zeit zu Grunde, das ist der Kern alles dessen, was die „Moderne“ genannt zu werden pflegt: das Wissen darum, daß echte Kunst nur aus tiefster Wahrhaftigkeit entstehen kann. Wie man sieht, nichts eigentlich Neues: denn Kunst ist immer nur dort möglich gewesen, wo sie notwendig war. Alle wirklichen Kunstwerke sind notwendig und wahrhaftig.

Daß das mit allem Nachdruck betont werden mußte, daß man dafür wie für etwas unerhört Neues kämpfen mußte, beweist

nur, welche klägliche Rolle die Kunst in der großen Allgemeinheit spielte, wie wenig vom Wesenhaften der „Klassiker“ ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war.

Es hat zunächst den Anschein, als ob auch die modernen von den großen Meistern nichts wissen wollten. Das ist aber durchaus nicht der Fall gewesen. Übelwollende haben es dem Publikum immer nur einzureden geliebt. Und die wenigen Persönlichkeiten, bei denen es wirklich zutreffen mag, haben in ihrer Ablehnung der Tradition mehr im Geiste der „Klassiker“ gehandelt, als das ungezählte Heer der Epigonen. Denn was vom Wirken der Großen Tradition geworden war, gehörte, wie schon vorhin bemerkt, meist ihrem sterblichen Teile an: die öffentliche Meinung hatte mit untrüglicher Sicherheit die Schwächen der Meister herausgefunden und verklärte und pflegte sie als heilige Tradition. Wer sich gegen diese Art von Tradition wendet, die den Geist der Meister entstellt, bezeugt nur seinen ungebrochenen Instinkt für das Echte. Auch das Echte ist Tradition — aber nur bei den wenigen auserlesenen Hütern des Feuers. An diese echte Tradition knüpften auch die lebenskräftigen Elemente unter den Dichtern des jüngsten Deutschland an — an die Tradition des heißen ehrlichen Suchens und Ringens um den Ausdruck und die Gestaltung eines mit jungen Augen erschauten neuen Lebens. Damit aber standen sie allein da wie in Feindesland. Jeden Fußbreit Erde hatten sie einer widerwilligen feindseligen Umgebung abzutrotzen.

Ihr Schaffen war also naturgemäß nicht nur ein Ringen mit dem Stoff, sondern auch zu gleicher Zeit ein Kampf mit den oberflächlichen Geniebertendenzen einer nicht gestört sein wollenden Gesellschaft.

Deshalb ist in vielen dieser Werke etwas Krampfhaftes, Gewolltes, Konstruiertes und Unfertiges. Auch ein kraftmeierisches Getue fällt oft unangenehm auf. Es sind eben zum Teil Kampfprodukte. Und vielfach nur aus der Kampfstimmung heraus zu verstehen.

Und doch — welche Pionierarbeit ist von diesen kämpfenden jungen Seelen geleistet worden! Pioniere werden oft vergessen. Auf ihrer Arbeit aber fußt die Arbeit ganzer Geschlechter. Diese Pioniere des neuen deutschen Dramas haben den Weg bereitet für die, welche kommen sollen: die Erfüller und Vollender. Sie haben vor allem die Scheinkunst der Epigonen, die immer und überall jeder echten Kunst im Wege stehen, entlarvt. Sie haben bei allem Fragmentarischen und Problematischen ihres Schaffens gerade durch ihr unermüdeliches Suchen und Experimentieren uns wirkliche neue Möglichkeiten eröffnet, neue Wege ahnen lassen. Man denke nur an die völlig ungeahnte Schmiegsamkeit und an

die gänzlich neue unendlich nuancenreiche Ausdrucksfähigkeit, die gerade das naturalistische Drama unserer Sprache geschenkt hat.

Dabei ist es nicht nur beim Experimentieren geblieben. Manches Werk aus dieser Zeit ist uns ein kostbarer Besitz geworden, den wir nicht missen können: denn es bedeutet die Besitzergreifung seelischen Neulandes. Manche Persönlichkeit unter diesen Dichtern gehört für uns von nun an zu den wenigen Menschen, die einen symbolischen Wert für uns haben.

Von dieser Zeitperiode handelt das Buch von Dr. Paul Schieman. Dr. Schieman hat keine Literaturhistorie schreiben wollen. Er hat es sich zum Ziel gesetzt, die vielfachen Wurzeln der neuen literarischen Bewegung bloßzulegen, die „Moderne“ als etwas allseitig Bedingtes darzustellen und die Richtlinien ihrer Entwicklung aufzuzeigen.

Der große Vorzug seines Buches ist, daß er das nicht abstrakt theoretisierend tut; er stellt vielmehr die hervorragendsten unter den neuen Dichtern als repräsentative Persönlichkeiten (im Sinne Emersons) hin. Um diese Persönlichkeiten und ihr Schaffen ist es ihm zu tun. Denn von dort aus ergießt sich klares Licht auf das scheinbar unauflöbliche Chaos der einander widersprechenden literarischen Richtungen unserer Zeit.

Jede dieser Persönlichkeiten repräsentiert so eine ganze Gruppe von Gleiches oder ähnliches Erstrebenden. So daß sich die vielen kleinen wirren Linien auf einige große zurückführen lassen, die sich dann zu einem wenigstens einigermaßen Einheitlichen Bilde zusammenfügen. Denn ein vollkommen einheitliches der modernen Literaturbewegung ist durch auch noch so zusammenziehende und verdichtende Betrachtung nicht zu gewinnen, ohne daß man die Tatsachen vergewaltigt.

Unbedingte Achtung vor Tatsachen ist neben kühner Spekulation, tiefer Analyse und künstlerischer Gestaltungskraft die Grundlage aller wissenschaftlichen Darstellung der Literatur. Gegen diese Grundlagen sündigen die meisten zünftigen Literaturhistoriker, indem sie entweder Sklaven der Tatsachen bleiben und weiter nichts tun als geistlos aufzählen und registrieren (was immerhin eine durchaus achtbare Kärnerarbeit ist) oder von der Höhe einer im Vorhineinfertigen ästhetischen Theorie über die Dichter zu Gericht sitzen.

Diese ästhetische Theorie wird meist von Werken einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Richtung abgezogen. Für die Beurteilung dieser Werke hat sie dann auch entschiedenen Wert. Wenn man sie aber auf Werke einer andern Richtung oder einer andern Zeit anwendet, so vergeht man sich gegen den Geist wahrhaftiger Wissenschaft durch Nichtachtung der Tatsachen.

Auf Schritt und Tritt begegnet man in literarhistorischen Abhandlungen derartigen Methoden. Vergebens sucht man in den großen Literaturgeschichten nach einer auch nur halbwegs verständnisvollen Würdigung der großen Romantiker, die mit einem verlegenen Wortschwall abgetan werden. Andere Persönlichkeiten, wie der geniale Wilh. Heine werden kaum erwähnt (aus vollkommen außerliterarischen „moralischen“ Rücksichten!). Andere wieder, z. B. E. T. A. Hoffmann, werden mit abgebrauchten Etiketten beklebt, wie „wild zerfahrener Grab- und Nachtrömantiker“ etc. Noch auffälliger ist diese Nichtachtung vor den Tatsachen von Seiten unserer Literarhistoriker, wenn sie den Dichtern und Dichtungen der Gegenwart gegenüberstehen. Dann erweisen sie sich meist entweder vollkommen hilflos (Prof. Koch nennt Sudermann den „größten (!) dramatischen (!) Dichter (!) unsrer Zeit“) oder sie beurteilen die Werke heutiger Dichter vom Standpunkt der griechischen klassischen Tragödie, der goetheschen Ästhetik usw. Und nicht einmal darin verfahren sie immer ehrlich: in einem Stück brauchen bloß Anschauungen und Gedanken ausgesprochen zu sein, die dem Beurteiler nicht passen, und er wird Dinge, die selbst von seinem vorgefaßten ästhetischen Standpunkt aus nicht anzusehen sind, plötzlich von einem andern willkürlichen ästhetischen Standpunkt aus anfallen und herunterreißen.

Wie wohlthuend berührt diesem pseudowissenschaftlichen Getriebe gegenüber die schlichte tiefgründige Sachlichkeit Dr. Schiemanns. Dr. Schiemann geht, wie schon oben gesagt, bei seinen literarischen Analysen und Zusammenfassungen vom Allertatsächlichsten, von der eigentlichen Uratsache, der künstlerischen Persönlichkeit aus. Aus dieser Persönlichkeit heraus und aus ihrem Zusammenhange mit ihrer Zeit und ihrer Umgebung erfährt und untersucht er die Werke. Dem Werke selbst entnimmt er den Maßstab zu seiner Beurteilung.

Diese liebevolle Vertiefung hat ihm auch den Blick geschärft für die Stellung der Dichter zu einander, für ihre Gruppierung. Von diesem Standpunkt aus einzig konnte es ihm gelingen die hervorragendsten Persönlichkeiten unter ihnen als repräsentative hinzustellen.

Ich sprach vorhin von der „Sachlichkeit“ der Schiemannschen Darstellung. Das soll aber nicht heißen, daß sie unpersönlich sei. Im Gegenteil: er steht den Persönlichkeiten durchaus als Persönlichkeit gegenüber. Erst dadurch beweist man die Kraft der eignen Persönlichkeit, daß man andre nicht durch die Brille vorgefaßter Meinungen anschaut, sondern sie ihrem Wesen nach begreift. Erst dadurch werden sie einem zum Erlebnis. Und das merkt man jeder Zeile des Schiemannschen Buches an, daß er über künstlerische Erlebnisse spricht und nicht Gelehrtenweisheiten auskramt.

Deshalb verhaut er sich auch hier und da. So scheint mir sein Eintreten für die Hoffmannsthal'sche Bearbeitung des „König Odisus“ eine falsche Voraussetzung zu haben, die Voraussetzung nämlich, daß es möglich sei, die mystischen Schauer, die gewisse Bühnenvorgänge bei den alten Griechen auslösten, durch gänzlich andersgeartete Vorgänge auch in uns auszulösen, die wir auf vieles ganz anders reagieren. Dadurch wird aber in die alte Tragödie etwas hineingetragen, was die Einheitlichkeit ihres Stiles unerbittlich zerstört. Wenn z. B. nach der Katastrophe in der Hoffmannsthal'schen Bearbeitung schreiende Mägde auf die Bühne taumeln, die das Entsetzliche in abgerissenen Worten hinausrufen, anstatt daß ein Bote, wie bei Sophokles, das Unheil in einer erschütternden Erzählung verkündet, — so verteidigt Dr. Schiemann eine derartige Vergewaltigung des großen Werkes mit dem Hinweis darauf, daß auf uns eine derartige Erzählung nicht wirke: wir verlangen die unmittelbare Wirkung des Geschehenen auf die andern Gestalten der Tragödie wahrzunehmen. Das heißt aber den Spieß umdrehen und den Maßstab unserer Zeit an die großen Werke früherer Zeiten legen.

Ich bin solange bei diesem einen Punkte verweilt, weil er mir symbolisch erscheint für den einen — einzigen — Mangel (nicht Fehler) des Schiemann'schen Buches. Gewiß ist alles historisch bedingt. Gewiß stützt sich eines auf das andere. Gewiß trägt es unendlich viel zum Verständnis eines jeden Dichters bei, wenn wir ihn in seiner Bedingtheit kennen lernen, wir lernen ihn psychologisch tiefer fassen und verstehen, — eines darf man aber dabei nicht vergessen: ein jedes große Kunstwerk ist zu gleicher Zeit auch etwas Unbedingtes. Wohl ist alles im Flusse, wohl entwickelt sich alles, wohl bezieht sich alles aufeinander, — und doch hat Schopenhauer Recht, wenn er sagt: die Kunst ist immer am Ziel. Diese Einsicht geht einem manchmal bei der Schiemann'schen Analyse verloren. Doch, wie gesagt, sie ergänzt nur das von Schiemann Vorgebrachte, sie widerspricht ihm nicht. Ein „König Odisus“ gehört wohl seiner Zeit an, ist aus seiner Zeit herausgewachsen und aus ihr zu verstehen, — aber zugleich auch etwas Fertiges, Unerühbares, Unabänderliches, Zeitloses, wie jedes große Werk. Es ist etwas in wahrhaften Kunstwerken, das über aller Zeit, über allen Beziehungen, über allem Historischen, kurz über allem Bedingten steht. Deshalb empfinde ich die Bemerkungen Dr. Schiemann's über das Verhältnis der Romantik und Neuromantik zur politischen und religiösen Reaktion als mißverständliche Halbwahrheiten.

Diese wenigen in aller Bescheidenheit vorgebrachten Ausstellungen vermindern nicht im Geringsten den großen Wert des Schiemann'schen Buches, in dem viele Dinge überhaupt zum ersten

Male ausgesprochen worden sind und das mit tiefgründiger Klarheit und inbrünstiger Wahrhaftigkeit vielfach geradezu Grundlegendes ans Licht zieht. Ein jeder wird sich eine Fülle von Anregung daraus schöpfen können. Und manchem wird sich eine lange Reihe großartiger und überzeugender Perspektiven aufthun.

Nebenbei bemerkt, hat Dr. Schiemann einen geradezu hell-sichtigen Blick für das Theater: an der Art, wie er die Probleme der dramatischen Dichtungen anpackt, bekundet er eine sichere, wissende Vertrautheit mit den Erfordernissen der Bühne — eine Eigenschaft, die den meisten Literaten sonst abgeht. . . .

Soll ich noch hinzufügen, daß das Buch fesselnd und geistreich geschrieben ist, daß jede Zeile etwas Lesenswertes und Beachtenswertes enthält? Ich glaube es ist unnötig.

Bruno Götz.



## Notiz.

Tant de bruit . . . Eine abgenötigte Anmerkung.

Im letzten Heft der „Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurlands“ (Bd. VII, 375) findet sich zum Titel einer Publikation zur Gütergeschichte Jerwens vom Herausgeber, Herrn Paul Freiherrn von Ungern-Sternberg, cand. jur., folgende Anmerkung angehängt:

„Für den Fall, daß die Redaktion der Baltischen Monatschrift auch diese Arbeit, wie meine in Band VII (nicht 17!!) der Beiträge erschienene Arbeit über die „Annotation d. A. 1716 für den Distrikt Harrien“ zum Thema eines Aufsatzes nehmen will, ersuche sie meinen Namen zu beachten und diesen Namen richtig anzugeben. Cf. Februarheft 1912 der Balt. Monatschrift pag. 115 ffg.“ —

Was soll dieser, in solchem Zusammenhang absolut deplazierte, an den Haren herbeigezogene Überfall auf die „B. M.“?!

Ich habe dazu nur folgendes anzumerken. Erstens hat nicht die Redaktion der B. M. als solche sich im Februarheft mit der Arbeit Herrn cand. jur. Paul Freiherrn von Ungern Sternbergs befaßt, sondern der Unterzeichnete persönlich, als Autor einer kleinen historischen Miscelle.

Zweitens habe ich durchaus nicht „die Arbeit“ des Herrn cand. jur. Paul Freiherrn von Ungern-Sternberg zum „Thema eines Aufsatzes“ gemacht, sondern bloß eine Anzahl bestimmter, in jener Arbeit u. a. enthaltener Daten als Material zu einer historischen Notiz verwertet. — Eine präzise Ausdrucksweise berührt immer angenehm und hat ja besonders Juristen stets eine erstrebenswerte Sache gebedacht.

Drittens habe ich bei dieser Gelegenheit allerdings den Namen Baron Ungerns mit einem anderen verwechselt. Aber ich habe, darauf aufmerksam gemacht, nachträglich dies fatale Versehen persönlich mit Namensunterschrift zurechtgestellt<sup>1</sup> und dabei auch seine Entstehung zu erklären gesucht, was Baron

<sup>1</sup>) Hier war auch der Druckfehler: „Bd. 17“ statt: „Bd. 7“ berichtigt, den Herr cand. jur. Baron Ungern jetzt der B. M. aufs neue aufmußt. Jedoch, wer im Glashause sitzt . . . ! In seiner eigenen neuesten Arbeit zitiert Herr Baron Ungern zweimal (S. 378 Anm. 1 u. S. 462) eine Nummer (26) aus seinem III. Anhang — und alle beide Male falsch! Es muß 28 heißen. — Aber was liegt auch daran. Es wird niemand so peinlich-kleinlich sein, ihm das groß anzurechnen und darüber unnütze Worte zu verlieren. Man stellt dergleichen stillschweigend in seinem Exemplar zurecht.

Ungern jetzt einfach zu verschweigen für gut befindet (vgl. B. M. 1912 April S. 286). Freilich ist mir hierbei abermals das Mißgeschick widerfahren, daß ich Baron Ungerns *Titel* nicht richtig — Dr. statt cand. jur. — angegeben habe, was dieser selbst dann im Maiheft (S. 345) dahin zurechtstellte, daß er nicht Dr. phil. sei, und dies ausführlich durch die hochinteressante und erfreuliche Mitteilung ergänzte, daß er seinen „Kandidatengrad noch im alten Dorpat ehrenvoll durch die große goldene Medaille“ erworben habe; sogar der Titel der Kandidatenschrift (es fehlte bloß noch Angabe der Seitenzahl und des Formats) wurde dem Leser nicht vorenthalten. Man war also allseitig aufs Beste orientiert.

Ich sollte nun meinen, daß alles dies genügend sei, um den leider ja vorgekommenen Fehler zurechtzustellen. Oder was hätte ich denn noch tun sollen? Etwa eine besondere Anzeige als Extrablatt sämtlichen einheimischen Zeitungen beilegen? Oder gar das fürchterliche Verbrechen weltflüchtig in Sack und Asche büßen? Man wird dergleichen nicht verlangen wollen, sondern, ich glaube, jeder Willigdenkende würde sich damit begnügen, daß ein lapsus calami, wie er jedem passieren kann, als Fehler eingestanden und kurz und bündig zurechtgestellt wird. — Was soll also jetzt die eingangs zitierte Anmerkung? War die ganze Sache denn ein so welterschütterndes Ereignis, daß man immer wieder darauf zurückkommen muß?!

Indessen — es ist doch allemal recht lustig, zu sehen, wie einer mit großen Kanonen auf kleine Spazgen schießt.

F r. W i e n e m a n n.



## Am Sarge von Professor emeritus Dr. J. Engelmann,

† 4. September 1912.

---

**V**on tiefem Schmerze ist an diesem Sarge ein weiter Kreis ergriffen: wir, die wir mit dem Verstorbenen alt geworden, Jünglinge, die stolz sind, daß sie ihn zu ihrem engeren Bunde zählen durften. Ein Mann ist dahingegangen, der vielen lieb und teuer gewesen, dem viele warmen Dank nachrufen.

Joh. Engelmann war nicht ein Kind Livlands, in Kurland, in Mitau war er im J. 1832 geboren und er hat seiner Heimat immer ein treues Gedenken bewahrt. Er ist auch nicht ein Sohn unserer Hochschule, er hat seine Studienzeit in Petersburg verbracht, wo er unter hervorragenden Lehrern, derer er immer in Dankbarkeit gedacht, studiert hat. Sie führten ihn in die Disziplin ein, der er dann seine ganze Arbeit gewidmet hat, in das Studium des russischen Rechts, sie wiesen ihn auf dessen historische Grundlage, pfl egten in ihm das historische Bewußtsein, das bei ihm stets rege war und blieb. Historische Studien sind ihm allezeit lieb gewesen, bis an sein Lebensende hat er Geschichte, besonders die der Heimat mit Eifer getrieben.

Einen schönen Erfolg errang Engelmann bereits als Student durch die Bearbeitung einer Preisaufgabe. Das lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er 1860 als Professor an unsere Universität geladen und ihr ist er treu geblieben, auch als Rufse anderer Hochschulen an ihn ergingen. In der Heimat lehren zu können, war ihm Freude. Es war eine Zeit hoher Blüte unserer Universität, als er an ihr wirkte, die Jahre 60—80 des vorigen Jahrhunderts. Von den Juristen hatten Namen wie Bergbohm, Vulmerincq, Erdmann, Löning, Meyfow, Kothland,

Schmidt guten Klang auch über die Grenzen unseres Landes hinaus, mehr als einer von diesen ist berufen worden, in der Ferne zu lehren. Neben ihnen wirkte Engelmann, vertrat das russische Recht, ein Fach, dessen Bedeutung von Jahr zu Jahr wuchs. Und er lehrte es nicht nur, er leitete nicht nur zahlreiche Arbeiten seiner Schüler, er bearbeitete es auch wissenschaftlich. Ununterbrochen hat er geforscht, er gewann vor allem auf dem Gebiet des russischen Staatsrecht und der russischen Rechtsgeschichte eine autoritative Stellung, seine Lehrbücher erfreuen sich guten Ansehens in der russischen juristischen Welt und darüber hinaus, seine Meinung hatte Gewicht. Wie kaum ein anderer hat Engelmann den Beruf erfüllt, der unserer Universität zufallen soll, Vermittlerin zu sein zwischen der gelehrten Welt des Ostens und des Westens, er ist bei großen Sammelwerken Rußlands, Frankreichs, Deutschlands ein gesuchter Mitarbeiter gewesen, Fragen des russischen Rechts auseinandenzulegen. Bis an seinen Tod war er literarisch tätig, er hat das schöne Ziel erreicht, seine Arbeit zu Ende führen zu können, noch auf seinem letzten Krankenlager hat er die Freude gehabt, zu erfahren, daß der Druck der letzten Arbeit, die er geplant, vollendet war. Auch als schwere Leiden sich auf ihn lagerten, als schwerer Kummer ihn traf, haben sie ihn nicht lähmen können, seine Energie, sein Idealismus, sein Humor, sein Gottvertrauen hielten ihn aufrecht zur hohen Freude seiner Familie, seiner Freunde. Die Arbeit ist ihm nie eine Last, sondern alle Zeit eine Lust gewesen.

So treu wie er seiner Wissenschaft, ist er auch seiner Heimat gewesen. Er hat sie geliebt mit allen Fasern seines warmen Herzens. Für ihr Recht, ihr Wohl ist er alle Zeit mannhaft eingetreten. Schwer hat er daran getragen, als seine geliebte Universität auf Wege gedrängt wurde, die ihm unheilvoll erschienen. Er wußte, was sie dem Reich, was sie der Heimat wert war, er hatte an ihrer Blüte mitgearbeitet, war ein angesehenes Glied dieser Genossenschaft gewesen. Und wie um die Heimat im ganzen, so sorgte er besonders um ihre Kirche, deren treuer Sohn er war. Unter den Spenden, die Pietät hier an seinem Sarge niedergelegt hat, trägt eine die Inschrift: „Dem Gründer der Unterstützungskasse.“ Wie viel liegt in diesem Wort, welch reicher Segen ist von hier über unsere ganze Kirche ausgeströmt, auch in unserem Lande, in unsrer Stadt. Hier bei uns die Kirche zu wahren, wurde sein Amt: zum Hüter unserer Universitätskirche in schwerer Zeit berufen, war es ihm eine besondere Freude, als

es gelang, sie wieder in ein ruhiges Fahrwasser zu lenken. — Und wie bei dieser Aufgabe hat Engelmann auch sonst seine Kräfte in den Dienst des allgemeinen Wohls gestellt, bei der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, bei der Stadtverwaltung, beim Hilfsverein, bei zahlreichen Kommissionen und Gutachten. — Was er erfasste, lag in treuer Hand.

Treu war er, wie seiner Wissenschaft, seiner Heimat, — so auch seinen Freunden. Er war eine aufopfernde Persönlichkeit, er hat viel Liebe gegeben, so hat er auch viel Liebe erfahren. Seine allzeit offene Hand half gern, in sein gastliches Haus sind viele eingetreten, sein erfahrener Rat hat viele gestützt, Männer und auch Frauen. Wenn er gebeten wurde, versagte er nicht. Viel Dank folgt ihm ins Grab. Neben denen, die seines Blutes sind, trauern um ihn seine Wissenschaft, seine Universität, seine Freunde. Aber doch, dürfen wir klagen? — Das Wort des biblischen Sängers ist an ihm wahr geworden in seiner ganzen Tiefe: wenn es hoch kommt, währt das Leben achtzig Jahre und ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Diese hohe Grenze des Lebens hat der Verstorbene erreicht und bis zuletzt hat er arbeiten können, so ist es ein köstliches Leben gewesen, das hier zur Rüste gegangen. So wollen wir danken für das, was ihm zuteil geworden, für das, was er uns gewesen. Friede seiner Asche!

H. Hausmann.



## Zur Reform der juristischen Ausbildung.

Mit besonderer Beziehung auf die baltischen Ostseeprovinzen.

Von

can. jur. Hermann von Lützen.

Daß die praktische Vorbildung der jungen Juristen, die ihr Studium soeben vollendet haben, recht viel zu wünschen übrig läßt, darüber waren und sind seit Langem alle denkenden Menschen mit einander einig — mögen sie nun Juristen oder Nichtjuristen sein. Bei einem so allgemein empfundenen, in der Öffentlichkeit so oft besprochenen Mangel muß etwas Wahres an der Sache sein. Eine eminent praktische, gerade für die Bedürfnisse des täglichen Lebens berechnete Wissenschaft wird die Jurisprudenz genannt. Wie sieht es aber damit in Wirklichkeit aus? Wird den Studenten das schon auf der Universität gelehrt? Bekommt er da so zu sagen schon einen Vorschmack von der praktischen Seite des von ihm gewählten Studiums, wird er da schon in die Rechtsanwendung eingeführt? Allgemein war und ist die Klage: der eben fertig gewordene Student tritt so gut wie gänzlich unvorbereitet in die Praxis, er muß gleichsam mit dem A und dem D anfangen, der einfache Kanzellist ist ihm in praktischen Kenntnissen überlegen und mehr zu gebrauchen als er, der Mann mit Universitätsbildung. Und das gilt sowohl für die Gerichtspraxis als auch für die Verwaltungspraxis. Und in der That, so übertrieben in mancher Hinsicht diese Klagen sein mögen, ein wahrer Kern liegt ihnen doch zugrunde. Denken wir speziell an unsre baltischen Verhältnisse, an unser so kompliziertes, an statutarischer Buntscheckigkeit so reiches baltisches Privatrecht und speziell an die ebensoviel juridisches Tactgefühl wie Gerechtigkeitsfönn und Vermögen, die einzelnen Tatsachen ihrem Gehalt nach

zu bewertenden erfordernde Frage nach der Verteilung der Beweislast, sowie an die Frage nach der Beweiserhebung, der Erforschung und Würdigung der einzelnen Thatfachen, erinnern wir uns dessen, daß unser so kunstvoll aufgebautes Agrarrecht, insbesondere das Bauerrecht, das Stempelneuergeſetz, die Notariats- und Krepostordnung Disziplinen ſind, die, um ſie zu kennen und anzuwenden, gründlich erlernt werden müſſen, der muß ſich ſagen, daß der Student von allen dieſen Dingen auf der Univerſität nichts erfährt, einfach weil ſie von Profeſſoren und Dozenten nicht gelehrt werden. Wenn deſhalb der junge Jurist nach ſieben beendetem Studium für die Praxis noch garnicht zu brauchen iſt und daher eine entſprechend lange — ſagen wir ruhig: eine unverhältnißmäßig lange — praktiſche Übungszeit durchmachen muß, ehe er auf eignen Füßen ſtehen und ſelbſtändig praktiſch arbeiten kann, muß man angeſichts deſſen nicht ſagen: hier iſt etwas nicht in Ordnung, hier iſt es ſaul im Staate Dänemark? Aber wie dem Übel Abhilfe ſchaffen? Wie ſoll, um Remedur zu ſchaffen, das juristiſche Studium geſtaltet werden und worin ſollen die Abänderungen im Einzelnen beſtehen? Wie ſoll man es einrichten, daß der Student ſchon auf der Univerſität beſſer als biſher auf ſeinen künftigen praktiſchen Beruf, die Rechtsanwendung, nicht minder aber auch auf die Rechtsauslegung vorbereitet wird? Und welche Wege ſoll man einſchlagen, um die auf das Studium folgende praktiſche Übungszeit für die ſchon auf der Univerſität in der Praxis Vorbildeten zwar intenſiv und gründlich, aber doch kurzfristig zu geſtalten, mag es ſich nun um die ſogenannten Referendare, wie in Deutſchland, oder die Juſtizamtskandidaten, wie in Rußland handeln? Im alten Dorpat gab es einſt einen beſonderen Lehrſtuhl für die juristiſche Praxis. Das iſt ſeit Ruſſifizierung der Univerſität und Einführung des allgemeinen ruſſiſchen Univerſitätsreglements anders geworden: dieſer Lehrſtuhl iſt als etwas dem allgemeinen Univerſitätsreglement Fremdes einfach aufgehoben, aber nichts Neues an deſſen Stelle geſetzt worden. —

In Deutſchland — wo der Ruf nach einer Reform des juristiſchen Studiums ſchon ſeit mehr als einem Menſchenalter erſchallt — hat ſich ſeit Goldſchmidts grundlegender Schrift: „Rechtsstudium und Prüfungsordnung“ eine ganze, heute kaum noch überſehbare Literatur gebildet, ſo daß es heutzutage faſt un-

möglich ist, sich in dieser Hochflut von Schriften, Gelegenheitsartikeln, Vorschlägen und Gegenvorschlägen, Kritiken und Antikritiken zurechtzufinden. Ich nenne nur Namen wie: Zitelmann, Jacobi, Haymann, Rig, Weigel, Gerland, Fuchs, Fehr, Grueber. Aber auch unsre baltischen Provinzen haben ihre Literatur über diese Frage aufzuweisen. Den ältern Lesern der „Balt. Monatschrift“ wird vielleicht noch die Polemik in Erinnerung sein, die sich in den 70-er Jahren zwischen dem ehemaligen Dorpater Dozenten Dr. Bergbohm und dem bekannten Herausgeber der Entscheidungen der ehemaligen Rigaschen Stadtgerichte B. von Zwingmann über die Reformbedürftigkeit des juristischen Studiums auf der Universität Dorpat entsponnen hatte. Eine Einigung wurde damals nicht erzielt, so wünschenswert eine solche gerade zwischen den Vertretern der Wissenschaft und der Praxis auch gewesen wäre. Alsdann nahm der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes in seinem Schriftchen: „Der gegenwärtige Zustand des Studiums der Jurisprudenz“ im Jahre 1897 und in der Schrift: „Streifzüge auf dem Gebiete der Theorie und Praxis des Provinzialrechts“ im J. 1902 Stellung zu dieser Frage, ohne indeß mit seinen, im Wesentlichen auf Streichung für die Praxis unnötiger Disziplinen aus dem Lehrplan und Einführung andrer für den künftigen praktischen Juristen unbedingt notwendiger Lehrzweige, auf Abhaltung praktischer Übungen im verstärkten Maße und Einführung des Amtes eines gelehrten Gliedes bei den Bezirksgerichten gerichteten Vorschlägen an maßgebender Stelle durchgedrungen zu sein. —

Lebhafter als in den Ostseeprovinzen wurde die Frage der Reform des juristischen Studiums im Innern Rußlands in Fluß gebracht. War doch für den kritisch besonders veranlagten, in der Regel mehr zum Verneinen bestehender Zustände als zum Schaffen geneigten Geist des Russen gerade diese Frage ganz besonders gemacht. Man erinnere sich nur an Namen wie: Meyer, Dorobez, Fedorow und besonders an die bekannte Polemik zwischen Prof. Petrazski und dem Odeßauer Professor Kasanski.

Aber auch hier ist es weder zu einer Einigung noch zu irgend welchen greifbaren Resultaten gekommen und doch denkt, fühlt, sagt und schreibt man ganz allgemein: so wie jetzt kann es nicht mehr weiter gehen, es muß anders werden!

Wenden sich nun die Abhilfe suchenden Blicke nach Deutschland, um die dort ergriffenen Maßregeln in Bezug auf ihre hiesige Anwendbarkeit zu prüfen, so kann man das a priori nur natürlich finden, da Deutschland in Fragen der Wissenschaft anerkanntermaßen an der Spitze aller zivilisierten Nationen marschiert. Aber auch drüben ist man mit der Reformfrage durchaus noch nicht fertig geworden, es handelt sich dort im Allgemeinen auch um nicht viel mehr als um Projekte, die sich noch nicht allgemein zu wirklich festen Gebilden verdichtet haben. —

Wir alle — und das trifft nicht nur für unsere speziell baltischen Verhältnisse, sondern in höherem Maße gerade auch für Deutschland zu — stehen im Zeichen des steten Wechsels und der Raschlebigkeit. Zum Aufsiehselbstbesinnen, zur allseitigen Vertiefung, zum beschaulichen Sichversenken in eine Materie kommen wir heutzutage kaum mehr. Mode ist das beliebte Schlagwort fast in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens und so auch in der Wissenschaft geworden.

Was wir gestern angebetet haben, das verfluchen wir heute. Gestern hieß es bei uns: „Sofiana“ und heute schon ertönt das „Kreuzige!“ Früher war man in Deutschland auf Schlag- und Stichworte, wie: Verlängerung der juristischen Studienzzeit, Erschwerung des Referendarexamens, Verkürzung der Referendarzeit usw. eingeschworen, heute dagegen spricht man mit Vorliebe von einer Verbindung des Studiums mit der Praxis, von Vorpraxis, Zwischenpraxis, Nebenpraxis und Nachpraxis, bis nicht vor Langem legte man auf das theoretische Studium das Hauptgewicht, jetzt wird zur Abwechslung wieder die praktische Seite des Rechtsstudiums in den Vordergrund gerückt, „praktische Übungen“ sind jetzt Lösung und Feldgeschrei. Heute freie Advokatur, morgen numerus clausus, heute Eventualmagime, morgen Parteibetrieb, heute Kodifizierung und Verbannung alles Gewohnheitsrechts, morgen Freirecht — dieses Freirecht, von dem seine Verteidiger selbst kaum merken, daß sie mit ihm das längst überwundene, von ihnen selbst verspottete Naturrecht unbewußt und nur unter einem andern Namen wieder eingeschleppt haben. Ja, es ist in der Tat so: was wir gestern angebetet haben, verbrennen wir heute und was wir gestern verbrannt haben, beten wir heute an.

Die Gesellschaft nun — mag sie aus Juristen oder Nichtjuristen oder aus beiden zugleich bestehn — ist in dieser Hinsicht allzuleicht bereit, zur Abhilfe dieses Übelstandes gleich die Hilfe des Staates in Anspruch zu nehmen. Wo Lärm ist, da heißt es natürlich sofort: „wo ist die Polizei?“ und wenn die Polizei nun einmal zufällig nicht zur Hand ist, so sieht das liebe Publikum mit im Schoße gefalteten Händen den Dingen, wie sie weiter vor sich gehen, eben mit Seelenruhe zu, anstatt selbst Hand anzulegen. Es ist aber nun einmal nicht angängig und wir dürfen uns daran nicht gewöhnen, alles Heil allein und ausschließlich von Regierungsmaßnahmen zu erwarten. Auch die Organe der Regierung können nicht überall sein und Alles sehen, auch hier wird und muß es vorkommen, daß das eine oder das andere übersehen oder falsch angefaßt oder ausgeführt wird. Man glaube ferner nur ja nicht, daß Änderungen unter allen Umständen auch Besserungen sind. Auf die Menschen kommt es an, nicht auf die Maßregeln. Ist kein ehrlicher Wille vorhanden, so wird es mit den wirklich ergriffenen Maßnahmen immer hapern: ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Mit den kleinen Mitteln und Mittelchen ist es nicht getan und die großen Mittel ändern bloß, bessern aber damit noch nicht. Man reformiert in Deutschland und auch bei uns in Rußland munter drauf los, wir gondeln ganz lustig zwischen größtmöglicher Freiheit und strengster Reglementierung und sind doch kaum einen Schritt vorwärts gekommen. Es ist meistens ein Irrtum, wenn der Kranke meint, besser zu liegen, wenn er umgebettet liegt: er liegt dann eben nur anders.

Nun sind neuerdings in Deutschland Stimmen laut geworden — und auch der deutsche Anwaltsverein hat sich jüngst dafür ausgesprochen — daß das juristische Studium, so wie es zur Zeit in Deutschland ausgestaltet ist, einer grundlegenden Umformung garnicht bedürfe, wenn nur das lehrende und das lernende Personal anders werden würde. Darin liegt viel Wahres: die Gesellschaft, wir selbst, die Professoren, Dozenten und Studenten müssen selbst erst andere geworden sein, wenn es wirklich nicht nur anders, sondern auch besser werden soll. Erst dann werden auch eventuelle Regierungsmaßregeln fruchten, wenn sie mit dem von Einsicht geleiteten Mitwirken der Gesellschaft Hand

in Hand gehen. Neue Verordnungen und Gesetze allein — ich betone es nachdrücklich — können nichts helfen und werden nun und nimmer zu einer zweckmäßigen Reform des juristischen Studiums führen: nimmt doch auch dem guten Gesetz der schlechte Richter seine Heilkraft, während umgekehrt dem schlechten Gesetz der gute Richter das Gift der Zerstörung nimmt. Auf die Menschen, die Gesellschaft kommt es also in erster Linie an. Aber der Staat darf sich natürlich auch seinerseits nicht wiederum allein auf seine Untertanen verlassen, sondern muß schon von sich aus das Seinige durch die von ihm bestellten Organe wahrnehmen. Und deshalb sind Reformen in dieser Hinsicht immerhin erforderlich.

Was nun die einzelnen, namentlich für die hiesigen und zwar speziell für die baltischen Verhältnisse in Erwägung zu ziehenden Reformvorschläge anbetrifft, so ließen sie sich in zwei Hauptgruppen einteilen. Die erste von ihnen würde die Ordnung des juristischen Studiums auf der Universität betreffen, die zweite dagegen die Ordnung der Weiterbildung der jungen Juristen nach beendetem Studium.

## I.

### Reformvorschläge, betreffend das juristische Studium auf der Universität.

Vor allem kommt es m. E. im Wesentlichen darauf an, daß sich Professoren und Dozenten in gleicher Weise von dem Bewußtsein durchdringen lassen, daß alles Recht ein organisches, lebendiges Gebilde ist, das sein Wachsen, Welken und Absterben so gut wie jeder Naturorganismus hat, ein organisches Gebilde, das zur lebendigen Anwendung bestimmt ist und überhaupt nur dann für das praktische Leben Bedeutung hat, wenn es auch wirklich anwendbar ist. Diese Überzeugung muß gleichsam das Fundament, die Basis sein, worauf die Hochschullehrer ihre Lehren in Wort und Schrift gründen und diese Überzeugung den Jüngern der Rechtswissenschaft schon auf der Universität einzuschleusen und gewissermaßen zu ihrem Gemeingut zu machen, muß ihnen selbstverständliche Pflicht sein. Hat doch der berühmte Göttinger Professor und Romanist Rudolf von Ihering die Säge geprägt: „Was sich nicht realisiert, ist kein Recht und umgekehrt, was diese Funktion ausübt, ist Recht“ und „Die Wirklichkeit beglaubigt erst

den Text (des Gesetzes)". Weniger das Betonen des dogmatischen oder besser gesagt: des geltenden Rechts, weniger das gründliche Aufräumen mit den Auswüchsen der historischen Schule ist es, was Ihering so groß gemacht hat, sondern vor allem die stete Betonung des praktischen, für das Leben berechneten Zwecks alles Rechts. Und deshalb kam es ihm auch bei seinen größten Werken z. B. dem „Geist des Römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung“ — wie er selbst sagt — vor Allem darauf an, „an und in dem römischen Recht das Wesen des Rechts überhaupt zur Anschauung zu bringen.“

Jene Überzeugung von der praktischen Eigenschaft des Rechts hat nun aber leider auf unsern russischen Universitäten und so auch namentlich auf der reformierten Dorpater Hochschule unter den Reihen der Hochschullehrer leider nichts weniger als Platz gegriffen. Was soll man dazu sagen, wenn man sieht, wie die juristischen Professoren und Dozenten Jahr für Jahr ihre Vorlesungen halten, ohne in die hauptsächlichste Wesenseigenschaft des Rechts einzudringen, wenn sie bei Neuherausgabe ihrer Lehrbücher vielfach sogar nicht einmal die neueste Literatur nachtragen, ganz zu schweigen von der Berücksichtigung der neuern Gerichtspraxis, der Senats- und Gerichtspalatenentscheidungen, wenn man sieht, wie wenig sie im Grunde genommen mit der Gegenwart mitgehen, wie ruhig sie auf dem gewohnten Blachfelde weiterwandeln und die breite Straße dahin ziehen, ängstlich alles vermeidend, was ihnen eventuell Unbequemlichkeiten verursachen könnte?! Wenn die Professoren so sind, wie sollen dann die Studierenden, aus deren Reihen heraus sich doch die zukünftigen Professoren rekrutieren, anders sein? Freilich, nicht jeder Professor kann ein Ihering sein resp. werden, dazu gehören auch Gaben, dazu gehört jene intuitive Anschauungs- und Gestaltungskraft, wie sie gerade Ihering zu eigen waren. Aber bei wirklich gutem Willen kann doch gerade auch in dieser Beziehung vieles anders und besser werden, nicht nur in Dorpat, sondern auch auf allen andern russischen Universitäten.

In Verbindung mit der bisher viel zu wenig betonten praktischen Seite des Rechts steht eine andere Frage, nämlich die, in welchem Maße Geschichte des Rechts, insbesondere Geschichte des römischen Rechts auf der Hochschule gelehrt werden soll und speziell,

ob sie den Vorträgen über geltendes Recht voranzugehen oder nachzufolgen hat? In Deutschland sind neuerdings Stimmen laut geworden, denen zufolge rechtshistorischen Vorträgen ein nur bescheidener Raum auf der Universität gewährt werden müßte. Man soll — nach dem Vorschlag des Bonner Professors Heinrich Gerland — die Rechtsgeschichte in die erst gegen Schluß der Studienzeit zu erörternden Disziplinen verweisen.

W. A. n. wäre das keine empfehlenswerte Maßnahme, ja, ich würde sie sogar für direkt verfehlt halten. Man fängt ein Haus nicht mit dem Dach, sondern mit dem Fundament zu bauen an und man kann das geltende Recht nicht verstehen, wenn man das früher gegoltene Recht nicht kennt, aus welchem jenes hervorgewachsen. Nur dann, unter diesen Umständen, hat die Betonung der praktischen Seite des Rechts überhaupt einen Sinn. Aber man darf auch hierin nicht zu weit gehen und die Rechtsgeschichte überall, bei allen Disziplinen in gleichem Umfange lehren wollen. So könnten, ja müßten sie sich z. B. beim geltenden öffentlichen Recht auf möglichst lapidarische Angaben beschränken, denn es gilt, den nur allzuberechtigten Wirklichkeitstrieb der die Rechte Studierenden nicht etwa durch zweckwidrige Maßnahmen — wie sie in langatmigen historischen Exkursen bestehen würden — zu unterdrücken. Auch einer Beseitigung der Präponderanz des Privatrechts und damit zugleich des römischen Rechts, das mehr in den Hintergrund gedrängt und nicht mehr so ausführlich gelehrt werden soll, wird neuerdings in Deutschland, namentlich seitens Gerlands das Wort geredet: das öffentliche Recht solle vor Allem gelehrt, dieses in weit größerem Maße als bisher, auch im Vergleich zum römischen Recht, berücksichtigt werden, weil es mit dem täglichen Leben mehr zu tun habe als letzteres.

Ich muß gestehen, daß ich mich für meine Person mit solch' einem Reformvorschlag nicht für einverstanden erklären kann, denn anerkanntermaßen ist das römische Recht, wie es uns in der Denk- und Lehrweise der klassischen römischen Juristen entgegentritt, nicht nur die privatrechtliche Grundlage aller moderner Staaten, besonders Deutschlands, ein Kulturelement der Festwelt geworden, sondern es ist auch seit jeher ein Vorbild für alles juristische Denken gewesen und ist es noch heute. Juristisch zu

denken lernt man erst aus dem corp. jur. civ. und den darin enthaltenen Aussprüchen der römischen Juristen. Das römische Recht ist die verkörperte juristische Logik. Eine Beschnidung der Vorträge über dieses römische Recht zu Gunsten der Vorträge über das öffentliche Recht ist daher mit Entschiedenheit abzulehnen und zwar besonders für die Verhältnisse der baltischen Ostseeprovinzen, wo das römische Recht gerade die vornehmste Quelle des baltischen, im Zivilkodex vom J. 1864 enthaltenen Privatrechts bildet. Gewiß soll damit nicht verkannt werden, daß das öffentliche Recht in den Lehrvorträgen auf der Universität einen breiteren Raum als bisher einnehmen müßte, da es eben tief in das tägliche praktische Leben eingreift. Aber das soll nicht zu Ungunsten unfres altbewährten juristischen Lehrmeisters, des römischen Rechts geschehen. Wäre also einerseits eine Änderung resp. Beschnidung der bisher auf den Universitäten vorgetragenen juristischen Lehrfächer in dem im vorhergehenden dargelegten und in Deutschland befürworteten Sinne wenigstens für die hiesigen Verhältnisse entschieden abzulehnen, so ließe sich andererseits über eine eventuelle Vermehrung der Zahl der Lehrgegenstände immerhin diskutieren. Namentlich fragt es sich, ob es sich nicht empfehlen würde, insbesondere auf der Dorpater Universität sowie auf allen Universitäten Rußlands überhaupt Vorträge über die liv- est- und kurländische Bauerverordnung in ihrem gesamten Umfange und nach systematischer Ordnung, über das Bankwesen, über direkte und indirekte Steuern, speziell über das wichtige Stempelsteuerwesen, das Notariats- und Krepostwesen, das Bankreglement, das Zollreglement, das allgemeine Landreglement (сельскій уставъ), das Polizei- und Paßwesen, die Städteordnung und manches andere einzuführen. Vielleicht würde sich auch die Kreierung einer neuen, etwa mit dem Ausdruck „Behördenkunde“<sup>1</sup> zu bezeichnenden Disziplin empfehlen. Diese müßte den Studierenden die für das tägliche Leben notwendigen Kenntnisse über die Organisation, die verschiedenen Tätigkeitszweige, die Art der Geschäftsführung in den Kanzelleien, die Kompetenz der ihnen unterliegenden Sachen, die Darstellung der verschiedenen Ämter bei jeder Behörde, die

<sup>1</sup>) Der frühere besondere Lehrplan für die Dorpater Universität aus der Vorreformzeit hatte ein ähnliches Fach, nämlich die „Behördenverfassung“ aufzuweisen.

mit ihnen verbundenen Pflichten und Rechte vermitteln und zwar um so ausgebreitetere Kenntnisse, als die Vorträge über das öffentliche Recht aus naheliegenden Gründen über alle diese Dinge nichts Ausführliches geben können. Man muß nur daran denken, wie oft es im praktischen Leben vorkommt, daß der junge Jurist nach beendetem Studium in die Lage kommt, mit irgend einer Staatsbehörde in geschäftliche Berührung zu treten. Er soll z. B. ein Geschäft auf dem Kameralhof abwickeln und hat absolut keine Ahnung von der Tätigkeit dieser Institution, er hat auch nicht einmal eine oberflächliche Kenntnis von dem Geschäftskreise des Kameralhofes, von den Gegenständen die seiner Kompetenz unterliegen, von der Art der Geschäftsführung zc. und ist natürlich, trotzdem er Rechtsgelehrter ist — wie man zu sagen pflegt — verraten und verkauft! Daß das nicht abnormale Zustände sind, wird schwerlich Jemand behaupten. Wäre da die Aufnahme der obenbezeichneten neuen Disziplin in den Lehrplan nicht geeignet, wenigstens in etwas Abhilfe zu schaffen? Dagegen könnten Disziplinen, wie Finanz- und Völkerrecht, als obligatorische Fächer sehr gut aus dem juristischen Lehrplan ganz gestrichen werden, denn ersteres geht zum größten Teil im öffentlichen Recht auf, während das letztere, dessen praktische Anwendungsfälle im bürgerlichen Rechtsleben recht selten sind, zur Diplomatie geschlagen werden könnte. Dadurch würde eine bei Aufnahme der vorhin erwähnten Fächer in den juristischen Studienplan unausbleibliche Überlastung der Studierenden glücklich vermieden werden. Dagegen könnte die Nationalökonomie beibehalten und als neue Disziplin vielleicht Gefängnis- kunde eingeführt werden.

Daß es nämlich für den künftigen Richter, Staatsanwalt und Verwaltungsbeamten von ungemeiner Wichtigkeit sein muß, auch für die wirtschaftlichen Erscheinungen des täglichen Lebens Verständnis zu erlangen, wird heute angesichts des Umstandes, daß sich den weitaus meisten Rechtsverhältnissen außer der rein juristischen Seite auch noch eine volkswirtschaftliche abgewinnen läßt, wohl kaum mehr bezweifelt.<sup>1</sup> Um dieses Verständnis zu fördern, sind gerade die Vorlesungen über Volkswirtschaftslehre

<sup>1</sup>) Vgl. den Aufsatz von Prof. Dr. Heinsheimer: „Über die Ausbildung der Juristen zu wirtschaftlichem und psychologischem Verständnis“ in Nr. 16/17 der deutschen Juristenzeitung vom 1. Sept. c. S. 1095 f.

ein vorzüglich geeignetes Mittel. Aber damit nicht genug. Auch in den rein rechtswissenschaftlichen Vorlesungen ist der Studierende bei jeder nur möglichen Gelegenheit auch auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge der zu erörternden Rechtsgebilde hinzuweisen, wofür leider bis jetzt auf den russischen Universitäten so gut wie nichts geschehen ist. Was nützt es — um nur einige Beispiele anzuführen — wenn der Mäklervertrag mit noch so feinem juristischen Verständnis deduziert, dabei aber nicht gezeigt wird, worin die wirtschaftliche Bedeutung des Mäklers, insbesondere des Börsenmäklers zu suchen ist. Oder was hilft es dem Hörer, wenn ihm Begriff und Wesen der Börse in einem noch so glänzenden Lehrsag demonstriert wird und man ihm doch nicht zeigt, welchen wirtschaftlichen Zwecken die Börse dient, wie ohne sie der heutige Großhandel, insbesondere mit Papieren, Effekten zc. ohne die Börse garnicht denkbar ist, wenn ihm nicht die Augen darüber aufgetan werden, worin die große nationalökonomische Bedeutung des Wechseldiskonts, des Girokontos, der so vielgestaltigen Börsengeschäfte liegt, insbesondere, was letztere bezwecken und welche Rolle sie im kaufmännischen Erwerbsleben spielen! Und wie will endlich der Professor den Gegensatz zwischen der modernen Grundhypothek — bei uns in den Ostseeprovinzen vielfach „Obligation“ genannt — und dem Faustpfand wirklich klar darstellen, wenn er nicht zeigt, wie der wirtschaftliche Zweck jener in einer dauernden, sichern Kapitalanlage, dieser — in einer vorübergehenden Schuldsicherung zu suchen ist! Gerade unsre baltischen Ostseeprovinzen — und unter ihnen besonders Livland mit seiner Handelsmetropole Riga an der Spitze — sind vermöge ihrer maritimen Lage vorzüglich daran interessiert, daß die in die Praxis tretenden jungen Juristen den wirtschaftlichen Erscheinungen und Vorgängen des täglichen Lebens nicht fremd gegenüberstehen. Daß auch die juristische Literatur mehr als bisher die nationalökonomische Seite der einzelnen Rechtsinstitute zu betonen hat, ist fogut wie selbstverständlich. In der angegebenen Hinsicht kann also eine diesbezügliche Reform unendlich viel Segen stiften.

Über den Werth der Gefängniskunde für die juristische Universitätsbildung braucht wohl kaum ein Wort verloren zu werden. Sehr wichtig ist aber auch für den in die Praxis tretenden Juristen ein Vertrautsein mit den Grundelementen der Psychologie.

Bestere aber dem juristischen Lehrplan einfügen zu wollen, wäre m. E. n. ein Mißgriff und für unsre Universitäten entschieden abzulehnen. Wenn die bloß theoretische Lehre von der Psychologie eine sichere Erkenntnis der Psyche eines Zeugen, eines Klägers, des angeklagten Verbrechers, eines Bürgen usw. verschaffen könnte, wenn ein sicheres Urteil über Glaubwürdigkeit der Behauptungen und Aussagen des einzelnen Individuums, über seine Handlungsmotive und konkrete Absicht dadurch ermöglicht würde, so könnte man diesen Lehrgegenstand im juristischen Unterrichtsplan überhaupt nicht entbehren. Die theoretische Psychologie ist aber zu allem dem nicht fähig, ihre Aufnahme in den juristischen Lehrplan wäre mithin eine nutzlose Belastung der Studierenden und deshalb bei einer etwaigen Reform des juristischen Studiums auf den russischen Universitäten unbedingt zu verwerfen. Denn es ist ja doch klar, daß die Psychologie ihrem Schüler garnicht eine Diagnose der individuellen Psyche vermitteln will. Ihr Gegenstand ist und kann nur sein die menschliche Seele als solche, ohne Beziehung auf einen konkreten Fall, den Verlauf und Ablauf der Wahrnehmungen, Willensrichtungen und Gefühlsstimmungen, sie kann nicht in das Seelenleben des Einzelindividuums hinabsteigen. Der praktische Jurist, insbesondere der Richter hat es nun aber gerade ausschließlich mit dem vor ihm stehenden Einzelindividuum zu tun. Darum wird es hier wie selten wo anders zutreffen:

„Grau, Freund, ist alle Theorie,  
Doch grün des Lebens goldner Baum.“

Wer die Psychologie in den juristischen Lehrplan aufnehmen wollte, der würde ganz vergessen, daß die Studierenden auch im besten Falle die ihnen zugeführten psychologischen Kenntnisse durch eigenes Studium garnicht weiter bauen und deshalb auch nicht nutzbringend für sich machen können, sondern bloß Wissensmaterial bei sich aufspeichern würden, das schon an und für sich tot ist und tot bleibt, denn die Psychologie als Wissenschaft kann nie die Beschäftigung mit der lebendigen Menschenseele des Einzelindividuums ersetzen. Daß die experimentelle (forensische) Psychologie dem jungen Juristen förderlich sein kann, wenn sie ihm an dem konkreten Individuum demonstriert wird, wenn ihm die Ergebnisse der Psychologie der Zeugenaussagen gezeigt werden, wenn er Einblick gewinnt in die innersten Motive, die den Verbrecher zu seiner

Tat haben hinreißen lassen usw., wer will das leugnen? Aber dies Förderungsmittel darf nicht schon auf der Universität, sondern erst nach beendetem Studium angewandt werden.

Soll nun der juristische Lehrstoff durch Aufnahme neuer, insbesondere der praktischen Natur der Rechtswissenschaft mehr als bisher entsprechender Disziplinen erweitert werden und kommen dann noch die auch recht viel Zeit erfordernden praktischen Übungen hinzu, so ist gegenüber der dann eintretenden Überlastung die Streichung der vorhin angegebenen Lehrfächer aus dem Lehrplan allein für sich genommen noch keine genügende Entlastung. Es müßte noch eine Verlängerung der obligatorischen Studienzeit hinzutreten, für die neuerdings auch in Bayern plädiert wird. Und zwar müßte sie für die russischen Universitäten einschließlich Dorpat auf 5 Jahre festgesetzt werden, in der Weise, daß eine Beendigung des Studiums vor Ablauf dieser 5 Jahre überhaupt nicht zulässig ist. —

Ist die Rechtsanwendung der eigentliche Zweck der Rechtswissenschaft, dann müssen die exegetischen d. h. die Gesetze, auch das *corpus juris*, erläuternden und die praktischen Übungen einen viel breiteren Raum im Universitätsstudium als bisher einnehmen. Und zwar ist besonderes Gewicht auf die praktischen Übungen zu legen. Es fragt sich nur, wie und in welcher Weise sie abgehalten werden sollen. Man hat es — namentlich auf den russischen Universitäten — mit der Inszenierung von Gerichtsverhandlungen, vorzugsweise solchen strafprozessualer Natur versucht, so noch neuerdings Dorpat. Geleitet wurden resp. werden diese Verhandlungen vom Professor. Von ihm pflegen auch die Rollen, der öffentliche Ankläger (Prokureur), die Verteidiger, die Richter, der Gerichtsvollzieher zc., der Sekretär, der Dolmetscher, die Zeugen usw. verteilt zu werden. Alles geht wie in einer wirklichen Gerichtsverhandlung vor sich, Plädoyers der Parteien, Befragung des Angeklagten und der Zeugen, Beratung der Richter finden statt. Aber nur eins fehlt: ein wirklich vorliegender, lebendiger Fall oder um es kurz zu sagen: die Wirklichkeit fehlt und damit das Leben, woher denn auch der Wirklichkeitshunger der Studenten auf diesem Wege m. E. n. nicht befriedigt werden kann. Derartige inszenierte Gerichtsverhandlungen haben eben immer etwas theatrales an sich und werden es immer haben, daher sie auch m. E. n.

ein keineswegs empfehlenswertes Übungsmittel bilden. Man hat ferner versucht, eine Art juristischer Klinik auf der Universität einzuführen, so im J. 1860 auf der Kasaner Universität. Zu bestimmten Zeiten, ein oder mehreremal wöchentlich fanden juristische Konsultationen statt, bei denen Professoren und praktische Juristen in Gegenwart der Studenten unentgeltlich den hierum Nachsuchenden juristische Ratschläge erteilten, während letzteren noch außerdem die Abfassung von Urkunden, Rechtsgeschäften, Klage- und sonstigen Prozeßschriften oblag. Ähnliches wurde eine Zeitlang an der Moskauer Universität eingeführt und zwar fanden jene Konsultationen und praktischen Übungen an der Moskauer Palate unter der Leitung des Präsidenten der Palate Obo- lenski statt.

Derartige praktische Übungen dürften sich als ein durchaus empfehlenswertes Ausbildungsmittel darstellen und es ist nicht recht einzusehen, weshalb sie nicht allgemein auf allen Universitäten Rußlands obligatorisch eingeführt worden sind.

Als weiteres Ausbildungsmittel käme in Betracht das Durchstudieren von den Gerichtsarchiven zu entnehmenden Prozeßakten unter der Leitung des Professors, der dann die erforderlichen Erläuterungen zu geben hätte. Diese Übungen könnten entweder im Gerichtsarchiv, also an Ort und Stelle, oder in hierzu bestimmten Räumlichkeiten der Universität stattfinden, wohin die betreffenden Akten — natürlich nur auf angemessen kurze Zeit — zu senden wären. Für die baltischen Provinzen käme der Besuch der in Dorpat befindlichen Krepostabteilung hinzu. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß zuvor über die Zulassung zum Aktenstudium resp. Übermittlung von Archivakten, namentlich solchen, die wegen Ablaufs eines längeren Zeitraums seit ihrem Abschluß für das Gericht nicht unmittelbaren Wert haben wie die sogen. noch „laufenden Akten“, und sodann, daß eine Verständigung zwischen den Ministerien der Volksaufklärung und der Justiz stattgefunden und diese Verständigung ihre Sanktion auf gesetzgeberischem Wege erhalten hat. An der Hand solcher Akten und geleitet von einem mit liebevollem Verständnis für die studierende Jugend erfüllten Rechtslehrer würde der Student gerade das lernen, worauf beim Rechtsstudium der größte Nachdruck zu legen ist, nämlich die lebendige Anwendung des Rechts.

Daß mit solchen Übungen Studium und Erläuterung der Senatsentscheidungen, ebenso aber auch der Entscheidungen der Gerichtspalate und — wenn möglich und erhältlich — auch wichtiger, instruktiver erstinstanzlicher Gerichtsurteile Hand in Hand gehen könnten resp. müßten, dürfte wohl ohne Weiteres einleuchtend sein. Besonders die Senatsentscheidungen bieten hierzu die beste Handhabe, da sie ja meist im Druck erscheinen und daher wohl Jedem unschwer zugänglich sind. Sie eignen sich aber außerdem noch deshalb in hervorragendem Maße zu den praktischen Übungen, weil der Tatbestand in denselben resp. die Geschichtserzählung mit größerer Genauigkeit als beispielsweise in den Entscheidungen des deutschen Reichsgerichts angegeben zu werden pflegt. Für die Universität Dorpat würde besonders das Studium der trefflichen v. Zwingmann'schen Sammlung der zivilrechtlichen Entscheidungen der ehemaligen Rigaschen Stadtgerichte in Betracht kommen, die sogar im Senat hohes Ansehen genießt, ja dortselbst fast die Stellung einer Rechtsquelle einnimmt. Aus dieser Urteilsammlung kann nicht nur der Student, sondern auch der schon längere Zeit in der Praxis tätig gewesene Jurist sehr viel lernen und in der Tat haben wir in diesem Werke eine selten glückliche Verbindung theoretischen Wissens mit praktischer Erfahrung, eine wahre Fundgrube juridischen und insbesondere provinzialrechtlichen Wissens!

Auch die 1909 erschienene Bukowfkische Sammlung von Urteilen über das provinzielle Recht ließe sich sehr gut für den akademischen Unterricht verwerten. Sehr nützlich wäre auch, namentlich für bereits vorgeschrittenere Studenten, der womöglich unter Leitung des Professors erfolgende Besuch der Gerichte seitens der Studierenden. Die Teilnahme des Professors resp. des Dozenten an diesen Besuchen ist aus dem Grunde dringend zu wünschen, weil ja doch nur er allein die unmittelbare Anschauung in fruchtbare Beziehung zum Wissen des Studenten zu setzen und das auf den Besuchen wahrgenommene im Hörsaal zu verwerten vermag.

Die praktischen Übungen haben sich jedoch, wenn man wirklich etwas erreichen will, durchaus nicht bloß auf die sogenannte streitige oder Gerichts- resp. Prozeßpraxis zu beziehen, sie müssen sich vielmehr in gleicher Weise auf dasjenige erstrecken, was man mit dem Ausdruck: „Administrativ- oder Verwaltungs-

praxis“ bezeichnet und wofür an früherer Stelle der Ausdruck: „Behördenkunde“ vorgeschlagen wurde. Der für dieses Fach besonders zu designierende Professor, der auch, falls er nur über den erforderlichen akademischen Grad verfügt, sehr gut aus der Zahl der im praktischen Dienst Stehenden, ja, vielleicht gerade vorzugsweise aus diesen genommen werden könnte, muß in oder neben seinen Vorlesungen die Studenten mit den jeweilig erlassenen ministeriellen Zirkularen, sowie auch mit den wichtigsten Patenten der Gouvernementsregierung des Gouvernements, dem die Universität angehört, bekannt machen. Es würde sich in dieser Hinsicht empfehlen, das Ministerium des Innern resp. die Gouvernementsregierungen gesetzlich zu verpflichten, alle Zirkulare oder Patente den Universitäten mitzuteilen. Auf jeden Fall aber müßte dem Professor das Recht eingeräumt werden, von den Administrativbehörden jederzeit nicht nur Auskünfte über irgend welche ministerielle Zirkulare oder Patente der Gouvernementsregierung resp. Übersendung von Kopieen dieser Zirkulare und Patente, sondern auch die Übersendung älterer Akten, sowie für sich und die Studenten Zutritt zu den Archiven der Behörden zu verlangen. So, auf diese Weise würde der Professor in steter Verbindung mit den Administrativbehörden, die doch mitten im praktischen Leben stehen, bleiben und seine Vorlesungen über die Behördenkunde würden dadurch eine Frische und Lebendigkeit erreichen, wie sie durch kein anderes Mittel zu erzielen wären. Daß diesen Vorlesungen Handbücher zu Grunde gelegt werden, die ganz besonders für die Verwaltungspraxis bestimmt sind, wie z. B. die Bücher von Jakobi und Kesperigki über die kisl. Bauerverordnung, von Bodisko über die estländische und von Waschmatow über die furländische Bauerverordnung, ist dabei selbstverständliche Voraussetzung, ebenso, daß der Professor auch sonst die neueste nationalökonomische und staatswissenschaftliche Literatur beherrschen und für seine akademischen Vorträge verwerten muß. —

Die natürlich gleichfalls vom Professor zu leitenden exegetischen Übungen müssen vornehmlich in der Erläuterung von Stellen aus dem *corpus juris civilis* und den geltenden Gesetzbüchern bestehen, so namentlich für die Dorpater Universität aus dem baltischen Zivilkodex v. J. 1864. Hierzu müßten noch Repetitorias und Praktikas, verbunden mit schriftlichen Arbeiten, hinzukommen.

## II.

## Reformvorschläge, betreffend die Weiterbildung der jungen Juristen nach beendetem Studium.

Auf der Universität kann man sich Kenntnisse in der Wissenschaft erwerben, zugleich wohl auch den Charakter bilden und festigen. Werden die von uns in ihren Grundzügen angedeuteten Vorschläge für eine Reform des juristischen Studiums und der juristischen Ausbildung *re vera* verwertet, so wird der Student von der Universität außer dem theoretischen Wissen auch noch einen hübschen Schatz praktischer Kenntnisse heimbringen, den er für seine Juristenlaufbahn gut verwerten kann. Aber man glaube nur nicht, daß damit nun auch für die praktische Ausbildung des jungen Juristen in genügendem Maße gesorgt ist und daß letzterer nun ohne Weiteres in die Praxis treten kann, ohne noch irgend welcher Unterweisungen zu bedürfen. Dem ist durchaus nicht so. Wohl kann sich der Student unter den oben angegebenen Bedingungen bei gutem Willen schon auf der Universität praktische Kenntnisse erwerben, aber in der Regel werden sie doch nur, wie das nicht anders sein kann, das A und das O, die einfachsten Grundlagen der Praxis, darunter auch die sogenannten praktischen Handgriffe betreffen. Den Geist und Inhalt der Gesetze sich anzueignen ist viel leichter als zu lernen, wie man die Gesetze nun auch wirklich im praktischen Leben anzuwenden hat. Was hilft es, wenn der junge Jurist alle juristischen Kategorien kennt und es doch nicht versteht, die kompliziertesten Lebenserscheinungen in diese juristischen Kategorien einzuordnen. Die verwickeltsten, durch alles nur mögliche Beiwerk getrübbten Rechtsfälle auf ihre einfachen Grundlagen zurückzuführen und die Rechtsätze zu finden, denen sie zu subsumieren sind, darin besteht die Kunst des wahren Rechtsgelehrten. Das aber kann man nur in der Praxis, nach beendetem Studium lernen, die einfachen Rechtsfälle dagegen zu entscheiden und erbetenen Rechtsbeistand zu erteilen, das ist sehr leicht und kann von jedem Kanzellisten erlernt werden. Aber das macht eben nicht die Kunst der Gesetzanwendung aus, die kann sich nur an den obenerwähnten schwierigen Rechtsfällen zeigen. Es gibt nun allerdings Sammlungen gedruckter Gerichtsentscheidungen. Die Senatsentscheidungen und die Zwingmannsche Sammlung von Entscheidungen der Rigaschen Stadtge-

richte sind bereits erwähnt worden. Man könnte also meinen, es würde genügen, wenn der junge Jurist sich nur die Mühe nähme, alle diese Entscheidungen durchzustudieren. Dann würde er es ja sehen, wie man Gesetze anzuwenden d. h. sie den konkreten Fällen des praktischen Lebens anzupassen habe. Eine solche Annahme würde indeß fehlgehen. Die veröffentlichten Entscheidungen bringen ja doch nur den fertigen Tatbestand. Wie man aber diesen Tatbestand zu erforschen, wie man das Tatsachenmaterial zu sammeln und in Bezug auf seine Beweiskraft zu bewerten, wie man das Wichtige vom Unwichtigen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden hat, welche Fragen man an etwa zu verhörende Zeugen stellen und wie man aus den oft in umständlicher Breite abgegebenen Zeugenaussagen den zur Feststellung einer konkreten Tatsache wesentlichen Kern herauschälen muß, wie ein Protokoll in knapper, alles Wesentliche zusammenfassender Form abzufassen ist, ohne doch unverständlich oder dunkel zu bleiben, wie eine ganze Kette von Tatsachen und Ereignissen oft in einen oder zwei Sätze zusammenzufassen ist oder zusammengefaßt werden kann, das alles lernt man nur in der Praxis. Die Schule der Praxis darf aber auch nicht zu lange währen. Deshalb ist es nötig, die praktische Schulung des jungen Juristen zweckgemäßer und intensiver als es bisher der Fall war, auszugestalten und jemehr man hierin tut, desto weniger Zeit wird diese praktische Schulung angesichts eines seitens des jungen Juristen schon von der Universität mitgebrachten Maßes praktischer Kenntnisse erfordern. Die praktische Ausbildungszeit, die nach russischem Recht heutzutage die jungen Juristen als Justizamtscandidaten, zuerst als jüngere, dann als ältere durchmachen müssen, um zur Bekleidung eines Justizamts befähigt zu werden, ist eine viel zu lang bemessene. — Aber auch die Organisation dieser praktischen Ausbildung ist mangelhaft. Der einzelne Richter oder Procureur (Staatsanwalt), dem der junge Justizamtscandidat zukommandiert wird, kümmert sich für gewöhnlich herzlich wenig um seinen Schützling. Auch ist er viel zu sehr mit Arbeit überlastet, um sich ihm widmen zu können und dabei geschieht nichts, um ihn von seinen gewöhnlichen Arbeiten wenigstens in etwas zu entlasten. Extra honoriert wird er dafür auch nicht. Wo sollen da Zeit, Lust und Kraft herkommen, eine solche viel Mühe erfordernde und oft wohl auch recht

undankbare Extraarbeit zu leisten? Sehr beachtenswert sind in dieser Beziehung drei Verfügungen des preussischen Justizministers vom 3. Juli 1912,<sup>1</sup> worin die bisher geltenden Vorschriften über die Vorbildung der Juristen abgeändert und ergänzt werden. Von diesen interessieren uns an dieser Stelle nur die zweite und dritte. In der zweiten werden nämlich die Übungen der Referendare derart organisiert, daß an den Sitzen der vom Justizminister hierfür festgesetzten Landgerichte für die beim Landgerichte, bei der Staatsanwaltschaft oder bei einem Rechtsanwalt tätigen Referendare ständige praktische Übungen in Gruppen von nicht mehr als je 20 Teilnehmern abgehalten werden. Für jede dieser Gruppen ernennt der Oberlandesgerichtspräsident je einen Richter, einen Staatsanwalt oder einen Rechtsanwalt als praktischen Leiter, dem die Ausbildung der seiner Gruppe angehörenden Referendare obliegt und der für diese Ausbildung, auch außerhalb der praktischen Übungen, sorgen, zu ihnen in ein Vertrauensverhältnis treten und ihnen mit seinem Räte beistehen soll. Als Hauptzweck der praktischen Übungen werden bezeichnet: Unterweisung in der Anwendung des Rechts, die Anleitung zur richtigen Auffassung der Vorgänge des Rechtslebens und die Förderung des Verständnisses für die Bedürfnisse des Rechtsverkehrs.<sup>2</sup> Die Übungen sind für die jungen Referendare obligatorisch und über ihre Leistungen, insbesondere ihre praktische Befähigung haben sich die Leiter in einem Schlußzeugnis auszusprechen. Auch die Vermittlung abstrakten Wissens und theoretischer Kenntnisse soll dabei nicht außer Acht gelassen werden. Die Übungsleiter sind, um ihrer schwierigen Aufgabe gerecht werden zu können, entsprechend zu entlasten. Daß nur solche Personen als Übungsleiter in Frage kommen können, die wissenschaftliche Veranlagung mit praktischer Auffassung und Geschick im Unterweisen junger Juristen verbinden, ist in dieser Verfügung ausdrücklich gesagt. —

Die dritte Verfügung betrifft die Beurteilung der Gerichtsassessoren zum Zweck ihrer Fortbildung. Letztere sollen von der Justizverwaltung Urlaub zur Fortsetzung ihrer rechtswissenschaftlichen Studien oder zur Erlangung von Kenntnissen und Erfahrungen auf andern, insbesondere nationalökonomischen Gebieten

<sup>1</sup>) Bgl. darüber Jahrgang XVII der deutschen Juristenzeitung 1912 Nr. 15, S. 902, — <sup>2</sup>) Ebenda l. c. S. 904.

erhalten und zwar — unter Anrechnung auf die Dienstzeit — im Allgemeinen auf die Dauer eines Jahres. Im Einzelnen soll es sich handeln um Beschäftigung in einem kaufmännischen, gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betriebe, Mitwirkung bei einer gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstelle, Aufenthalt im Auslande, zwecks Aneignung von Kenntnissen in fremder Sprache, Kultur und Sitte, um Teilnahme an staats- oder rechtswissenschaftlichen Fortbildungskursen, die in regelmäßigen Zwischenräumen in mehreren größern Städten mit immer auf ein Semester sich erstreckendem Lehrplan abgehalten werden, Besuch einer Universität zur Wiederaufnahme spezieller, der wissenschaftlichen Vertiefung dienender Fachstudien, wenn diese Studien auch nur allgemeines wissenschaftliche Fächer, so z. B. die Philosophie betreffen, und endlich um praktische Beschäftigung bei einem Rechtsanwalt. —

Siehe sich solches *mutatis mutandis* nicht auch auf unsere, speziell auch die baltischen Verhältnisse anwenden? Sollte wirklich einmal an eine Neuordnung der praktischen Ausbildung der Juristen geschritten werden, so könnte man m. E. n. die soeben geschilderten Verfügungen des preußischen Justizministers ganz gut zum Vorbilde nehmen. Und in der That ist nicht abzusehen, warum nicht auch auf unsren russischen Universitäten solche Ausbildungskurse für ausstudierte junge Juristen, die als Justizamtskandidaten sich dem Justizfache oder als Auskultanten bei irgend einer Verwaltungsbehörde sich dem Administrativdienste widmen wollen, organisiert werden können? Erhebliche Gründe gegen eine solche Organisation ließen sich wohl kaum anführen. Auch bei uns könnte etwa der älteste Vorsitzende der Gerichtspalate oder etwa der Gouverneur irgend eines beliebigen Gouvernements solche auf eine bestimmte Anzahl von Teilnehmern zu beschränkende Gruppen an den hierfür festzusetzenden Bezirksgerichten oder Friedensrichterplenas des betreffenden Palatenbezirks anordnen, wobei die Aufgabe der Unterweisung hierfür wegen ihrer tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen besonders geeigneten Personen zufallen müßte, die sich aus der Zahl der Bezirksgerichtsglieder, der Glieder der Friedensrichterplenas oder einzelner Friedensrichter, insbesondere der naturgemäß weniger überlasteten Ersatzfriedensrichter, Untersuchungsrichter, Procureure, Krepostsekretäre oder ältesten Notäre beim Bezirksgericht zc. zu rekrutieren hätten, unter

der dreifachen Voraussetzung jedoch 1) daß diese Beamten die erforderlichen praktischen und theoretischen Kenntnisse und Erfahrungen, das nötige Interesse und die gehörige Liebe für die ihrer harrenden Aufgabe mitbringen, 2) daß sie dementsprechend von ihren gewöhnlichen Arbeiten entlastet und 3) daß sie, entsprechend ihrer Mühewaltung, noch besonders honoriert werden.

In der Verwaltung aber müßte die Organisation solcher Übungsgruppen vom Gouverneur ausgehen, der sie an den von ihm hierzu ausersehenen, insbesondere den ihm unterstellten Behörden oder bei ihm hierzu designierten Amtspersonen organisieren könnte.

Es kämen hierbei unter den soeben für die Justizamtskandidaten aufgestellten Bedingungen in Betracht: die Bauerkommissäre, die Polizeiverwaltungen, das Institut der Landhauptleute in den innerrussischen Gouvernements, die Kameralhöfe, Domänenverwaltungen, Kontrollhöfe, die Gefängnisverwaltungen usw. usw.

Die Zahl der an den einzelnen Übungsgruppen teilnehmenden Justizamtskandidaten resp. Auskultanten sowie die Zahl der Übungsgruppen selbst wären vom Vorsitzenden der Gerichtspalaten resp. den Gouverneuren je nach der Zahl der sich meldenden und nach vorheriger Einholung der erforderlichen Daten und Auskünfte von den in Aussicht genommenen Gerichts- resp. Verwaltungsbehörden für jedes Jahr festzustellen und zu publizieren. Auch wäre es nützlich, wenn die Universitätsrektoren dem Gouverneur des Gouvernements, in welchem die betreffende Universitätsstadt liegt, sowie dem Präsidenten der Gerichtspalate, zu deren Bezirk das betreffende Gouvernement gehört, jährlich Listen derjenigen jungen Juristen zusendeten, die den Wunsch äußern, an solchen praktischen Fortbildungskursen teilzunehmen, unter Angabe ihres Wohnortes und genauer Angabe, ob sie sich dem Justiz- oder Verwaltungsdienste widmen wollen.

Diese praktischen Übungen — die sich übrigens auch auf nationalökonomische Gegenstände, auf Gefängnisfrage und experimentelle Psychologie erstrecken könnten — müssen obligatorisch, eine *conditio sine qua non* für die Erlangung eines Postens im Justiz- oder Verwaltungsdienste sein.

Auch die Beurlaubung der Justizamtskandidaten, etwa auf die Zeit von einem Jahr, zur weitem praktischen Ausbildung im

Sinne einer Beschäftigung in technischen, gewerblichen, kaufmännischen oder landwirtschaftlichen Betrieben oder in Banken ließe sich bei uns auf dem Wege einer von der zuständigen Gerichts- oder Justizbehörde ausgehenden Abkommandierung des Justizamtskandidaten zu irgend einem dieser Betriebe unschwer durchführen. Zwar hat man gegen eine derartige Ausbildung der jungen Juristen — namentlich auch in Deutschland — eingewandt, der Jurist könne nicht alles wissen, man könne von ihm nicht verlangen, er solle nicht nur Rechtsgelehrter, sondern gleichzeitig auch Techniker, Bankbeamter und Kaufmann sein, derartige Kenntnisse vermittele eben schon die Lebenserfahrung. Das ist allerdings richtig. Aber daß es durchaus nützlich ist, ein gewisses Maß von Kenntnissen in jenen praktischen Wissenszweigen, wenigstens in ihren Grundelementen, dem jungen Juristen schon so früh als möglich zu vermitteln, um so seine praktische Lernzeit tunlichst abzukürzen, wird gewiß schwerlich Jemand leugnen. Und zur Erreichung dieses Zweckes wäre der angegebene Weg ein durchaus geeigneter. —

Soll nun das ganze Universitätsstudium darauf angelegt sein, den Studierenden nicht sowohl positive Rechtskenntnisse zu vermitteln als vielmehr sie in der Anwendung des Rechts zu unterweisen, so ist vor Allem erforderlich, daß die Dozenten und Professoren es selbst gelernt haben, das Recht anzuwenden. Denn wie sollen sie es den Studierenden zeigen, wie man das Recht anwendet, wie sollen sie es ihnen zur Anschauung bringen, daß alles Recht letzten Endes nur für die lebendige Anwendung auf die praktischen Fälle des täglichen Lebens da ist, wenn sie es selbst nicht gelernt haben? Man verlange deshalb in Zukunft, daß Niemand als Dozent oder Professor angestellt werde, der nicht zuvor eine bestimmte Zeit, etwa ein oder zwei Jahre in der juristischen Praxis zugebracht hat. Das Institut der sogenannten Belassung eben ausstudierter junger Juristen an der Universität zur Vorbereitung auf eine Professur oder ihre gleich nach beendetem Studium erfolgende Abkommandierung ins Ausland zur wissenschaftlichen Ausbildung, ohne vorherige Bekanntschaft mit der Rechtspraxis, das sind Dinge, auf deren Beseitigung jede ernstliche Reform des juristischen Studiums und der juristischen Weiterbildung vor allen Dingen ihr Augenmerk richten müßte. —

Vorliegende Zeilen wollen und können die m. E. n. brennend gewordene Frage der Reform des juristischen Studiums und der juristischen Ausbildung nicht erschöpfend behandeln, sie wollen nur die allgemeinen Richtlinien angeben, in denen sich eine in Zukunft etwa einsetzende Reform zu bewegen hätte.<sup>1</sup> Für die Details wäre nur in Fachzeitschriften Raum, Wenn aber dieser Aufsatz auch nur zu weiterer, fruchtbringender Diskussion Anstoß geben würde, so wäre sein Zweck erreicht. Aus geistigem Streit erwächst die Wahrheit.



<sup>1</sup>) In Ergänzung der Ausführungen des Abschn. I sei hier noch auf die vom ehemaligen Dorp. Prof. Bröcker im J. 1827 in seiner Schrift „Practicum juridicum oder Wünsche, Hoffnungen, Vorschläge für die wissenschaftliche Ausbildung der Juristen in Rußland“ (Riga 1827) S. 242 gemachten Vorschläge hingewiesen: man solle bei Vornahme praktischer Übungen eine vollständige Behörde einrichten, mit einem Voritzenden, Beisitzern, Kanzellei, Auskultanten, man solle förmliche Gerichtsverhandlungen und Gerichtshandlungen nebst Beobachtung aller Kanzelleiformalitäten, inszenieren, wie: Citationen, Urteilsfällung, Führung des Tischregisters, des Kassabuches, Abhörung von Zeugen, Ausarbeitung von Sachschriften, Abfassung von Protokollen und von Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit z. B. Kontrakten und Testamenten. Auch müßte ein ständiges Archiv für diese Praktikas eingerichtet werden, das sich vornehmlich aus von Privatpersonen zu überlassenden Dokumenten und Aktenstücken rekrutieren könnte. — Gegen die Brauchbarkeit einer solchen Inszenierung von Gerichtsverhandlungen vgl. unsere Textausführungen in Abschn. I.

# Der Wolmarische Frauenverein und die Walterstiftung.\*

1838—1906.

Von

Friedrich Koch.

Im Archiv des Pastorats Wolmar-Wolmarshof befindet sich ein reichhaltiges Material, das uns Kunde gibt von der Entstehung, der Entwicklung und den Erfolgen der im Jahre 1838 auf Initiative des damaligen Wolmarschen Pastors primarius Dr. Ferdinand Walter, mit tatkräftiger Unterstützung eines Kreises Wolmarscher Frauen ins Leben gerufenen „Erziehungsanstalt für die schulbedürftigen Kinder der in Livland, fern von deutschen Schulen, auf dem Lande verstreuten verarmten Deutschen.“ Dieses Material, darunter Aufzeichnungen von der Hand des am 9. Mai 1907 verstorbenen Fräulein Emma Wahrhusen, ist mir freundlich zur Verfügung gestellt worden und ich habe den Versuch gemacht, aus den vorhandenen Nachrichten ein zusammenhängendes Bild dieses von christlicher Nächstenliebe und stark deutsch-nationalem Empfinden eingegebenen Werkes zu entwerfen, das ich in Folgendem mir erlauben will, vor Augen zu führen.

Am 27. April 1833 war Ferdinand Walter, der nachmalige Generalsuperintendent und Bischof, als Pastor primarius bestätigt worden. Wir wissen, wie sehr ihm die Schulbildung des Landvolks am Herzen gelegen hat, wie das erste Schullehrerseminar für die livländischen Volksschulen in Folge seiner Anregung und tätigen Mitarbeit ins Leben trat. — Aber wenn Walter auch seine

\*) Ein Vortrag, gehalten am 30. August 1909 im deutschen Vereins-  
hause in Wolmar. — Einen Teil dieser Arbeit hat im Oktober 1909 die Re-  
daktion der „Düna-Stg.“ in den NN 228, 230 und 231 der genannten Zei-  
tung veröffentlicht.

Arbeitskraft voll in den Dienst des lettischen Landvolkes stellte, erfolgreich stellte, wie daß die von ihm errungene und auch jetzt noch nicht verklungene Liebe innerhalb dieses Volkes Zeugnis gibt, so war er doch ein ganz und gar deutsch fühlender, ein echt baltisch-deutscher Mann, der bald mit tiefem Mitgefühl von der schlimmen Lage der auf dem flachen Lande zerstreut wohnenden deutschen Bevölkerung Livlands Kenntnis nahm. Denn auf dem flachen Lande lebten damals in viel größerer Zahl, als das heute noch der Fall ist, neben den Gutsbesitzern, Pastoren und damals wenig zahlreichen Ärzten, sowie den Gutsbeamten, Deutsche als Müller, Handwerker, als kleine Landwirte und Handeltreibende, Gemeindefreiber, Krüger usw. Unter ihnen gab es neben wohl-situierten auch viele arme Leute, denen bei dem Mangel deutscher Schulen auf dem Lande es nur schwer oder auch gar nicht möglich war, ihren Kindern eine deutsche Erziehung zu teil werden zu lassen. Die Folge war, daß in vielen Fällen inmitten der fremden Umgebung diese Kinder religiöser und sittlicher Bewahrlosung anheimfielen. Dieser Not nun wollte Walter steuern, als er in Wolmar eine Armenschule gründete, für die er Unterstüzungen und Zöglinge aus dem ganzen Lande bezog.<sup>1</sup> Sie hatte die Aufgabe, den Kindern der zerstreut im Lande lebenden unbemittelten Deutschen ihre Nationalität durch deutsche Schulung, die es ja auf dem Lande nicht gab, zu sichern und ihnen eine Erziehung für den bürgerlichen Beruf zu gewähren. Die Kinder wurden in Wolmar in solchen Bürgerhäusern in Kost und Pflege gegeben, die eine Gewähr für einen sittlichen Einfluß boten. Vielen war der kleine Gewinn willkommen, aber auch das Zeichen des Vertrauens, das man ihnen durch die Zuweisung der Kinder gab, und sie unterzogen ihr Hauswesen gern der Kontrolle, welche die Sache mit sich brachte. Die Kinder blieben meist bis zur Einsegnung in Wolmar, um dann zum Erlernen eines Gewerbes untergebracht oder ihren Eltern zurückgestellt zu werden. Eine große Zahl tüchtiger Männer und Frauen sind mit der Zeit aus dieser Anstalt hervorgegangen und haben das deutsche Element im Lande nicht unwesentlich gestügt. Den Unterricht genossen sie in den öffentlichen Bürgerschulen, auch wurden die Mädchen

<sup>1</sup>) Vgl. Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. Generalsuperintendent von Livland. (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1891.) S. 130.

namentlich zu aller häuslichen Arbeit angehalten. Aber die Beschaffung von Schulgeld und Kost und die erforderliche Aufsicht verursachte viel Mühe und Sorgen mancher Art. Es gelang einige wohlwollende Frauen ganz für die Sache zu gewinnen, so daß sie ihren Lebensberuf in dieser dankenswerten Tätigkeit fanden, und der Polizeirathsherr Wahrhusen förderte das Unternehmen, wo es wünschenswert war, mit der Autorität und Energie der Obrigkeit.

In dem im Namen der Wolmarschen Armenpflege von Bischof Walter unterzeichneten, vom 16. Mai 1863 datierten „25. Bericht der Wolmarschen Armenpflege über die Erziehungsanstalt für die schulbedürftigen Kinder der in Livland, fern von deutschen Schulen auf dem Lande verstreuten verarmten Deutschen“ sagt der Bischof: „Am Tage Alexanders und Olgas (nämlich am 30. August, dem Namenstage des Trohnsolgers, spätern Kaisers Alexanders II. und dem Geburtstage seiner Schwester Olga, der spätern Königin von Württemberg) wurde vor 25 Jahren (1838) diese livländische, weil für ganz Livland bestimmte Erziehungsanstalt gegründet. Sie begann sehr klein, weil geringe Mittel nur uns zu Gebote standen, Mittel, die einkamen durch Verlosung von Arbeiten, welche einige dazu zu einem Frauen-Verein zusammengetretene Wolmarsche Frauen dargebracht hatten, um einer in ärztlicher Behandlung stehenden fremden Frau, die deshalb zur Vorsteherin des Vereins bestimmt ward, die vom behandelnden Arzt gewünschte Beschäftigung zu verschaffen. Die Kranke verließ die Stadt, und als die beteiligten Frauen fragten, was mit den eingekommenen Arbeiten geschehen solle, wurde beschlossen, den Erlös derselben nicht den Wolmarschen Armen, wie anfangs beabsichtigt gewesen, zuzuwenden, sondern mit demselben den Anfang zu machen zur Befriedigung des längst schon im Lande gefühlten Bedürfnisses nach solcher Erziehungsanstalt.“

Den Namen der fremden Frau, die die Vorsteherin des im J. 1838 gegründeten Wolmarschen Frauen-Vereins gewesen ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können; von andern Damen, die an der Gründung des Frauen-Vereins und seinen Bestrebungen regen Anteil genommen haben, nennen die Aufzeichnungen Fräulein Wahrhusens zwei Schwestern des Pastors Walter, nämlich Frau Dr. Clementine Bändau, geb. Walter und Fräulein Minna

Walter, sodann die Fräulein Lisette und Julie Ahlers, Vorsteherinnen der Töchterchule und Frau Syndicus Liesinka Eckardt, geb. Lenz.

Im J. 1839 veröffentlichten in der Nr. 22 der Zeitschrift „Inland“ der Wolmarsche Kreisarzt Dr. Leonhard Girgensohn, der Kreislehrer Dr. Bandau, der Stadtsekretär Julius Eckardt, der Rathherr Jacob Wahrhusen und der Pastor primarius Dr. Walter einen Aufruf, in dem es hieß: „Der Zustand der in Livland auf dem Lande lebenden verarmten Deutschen, und vornehmlich ihrer alles irgend gedeihlichen Schulunterrichts entbehrenden Kinder, ist schon lange genug mit müßigem Seufzen und Klagen bedacht worden, — und darum müßte es an der Zeit sein, der Noth mit der That ein Ende zu machen. Dazu auch das Ihre beizutragen, beizutragen, haben in und um Wolmar, ja aus recht entfernt gelegenen Gegenden selbst, Frauen weibliche Arbeiten, ganz einfache, wie auch Prachtstücke reicher Kunst, je nachdem Zeit und Vermögen dem guten Willen zu Gebote gestanden, — zu einer Verlosung eingesandt, deren Lose zu 25 Kop. E. M. wenigstens vergeben werden und deren Ertrag von den Armenpflegern der Wolmarschen Gemeinde, — dazu verwandt werden soll, daß für die schulbedürftigen Kinder verarmter Deutscher in dazu willigen und geeigneten Häusern Kostgeld gezahlt werde, damit sie die hiesigen öffentlichen Schulen besuchen können. — Da nun dieses Unternehmen sich einen so weiten Wirkungskreis gestaltet hat, — und der bleibt wohl sehr weit, so lange nicht in den übrigen Landstädten ein Gleiches geschieht, — so darf es wohl billig auf einen großen Kreis Unterstügender, sowohl in Bezug auf noch einzujendende Arbeiten, als vornehmlich in Bezug auf Abnahme der Lose hoffen, — namentlich da ihm kein andres Kapital zu Gebote steht, so anerkannt schreiendem Bedürfnisse abzuhelfen, — als die hiemit in Anspruch genommene christliche Wohlthätigkeit. Es versteht sich aus dem Zwecke der Verlosung, daß sonstige Schenkungen mit herzlichem Danke angenommen werden.“

Es folgen Angaben über den Termin und Ort der Verlosung. Es heißt dann zum Schluß:

„Wer aber werden die auswärtigen Pfleger dieser Unternehmung sein? Zuvörderst hoffen wir, daß kein Prediger Livlands, mit dem Glend unserer verarmten landeschen Deutschen

bekannt, ſich dieſer Mühewaltung entziehen werde und weiſen daher auf ſie getroßt als auf unſre Helfer, auch die Stadtprediger nicht ausgenommen, die — und Gott wolle es, — bei ſich ein gleiches Unternehmen beabſichtigen, — iſt ja doch ihr Unternehmen im Gelingen des unſeren auch gefördert, — und wird doch für ſie auch unſre Hand nicht verſchloſſen ſein. Außer den Predigern aber hoffen wir in einer der nächſten Nr. des „Inlands“ noch andre freundliche Beförderer und Pfleger dieſer Sache — als Sammler für dieſelbe namhaft machen zu dürfen.“

Dieſer Aufruf Ferdinand Walters hat vollen Erfolg gehabt. Die livländiſchen Paſtoren haben mit freundlichem Eifer dieſe Gelegenheit zur ihrigen gemacht und ſind ein jeder zu ſeinem Theile bemüht geweſen, alljährlich eine beſtimmte Anzahl von Loſen abzugeben und auch ſonſt Gaben für die Anſtalt zu empfangen. — In den alljährlich erſcheinenden Berichten und Bitten von der Wolmarſchen Schule für die Kinder armer auf dem Lande wohnender Deutſchen Livlands aber ſind auch ſtets die Namen der Männer aus ſämtlichen livländiſchen Städten veröffentlicht worden, die ſich zum Empfange der Gaben und Arbeiten und Austheilung der Loſe bereit erklärt hatten, — Namen von gutem Klange, Ehrenmänner, die jezt ſämtlich die Erde deckt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup>) Im 3. Bericht vom 5. Mai 1841 ſind als „Empfänger der Gaben und Austeiler der Loſe“ angegeben: In Riga: Frau General-Superintendentin v. Klot, Wagn., Frau Schuldirektorin Rapiertky, Frau Doktorin Wärenſ und die Handlung des Herrn Kaiſherrn Böttcher; in Dorpat: Herr Rektor Dr. Ullmann, Wagn., Frau Paſtorin Walter, Frau Oberlehrer Hanſen; in Walk: Herr Apotheker Räder, Herr Sekretär Syndicus Falk; in Werro: Hr. Wille, Privatlehrer; in Fellin: Hr. Notar Eckardt; in Wenden: Herr Kreislehrer Moltrecht, Hr. Landgerichts-Sekretär v. Grothuß, Herr Hollander zu Birkenruh; in Lemsal: Hr. Hofrat Dr. Peterſen, Fr. Säger; in Wolmar: an Stelle der in dieſem Sommer von der Stadt zu entfernt wohnenden, biſher unſerer Sache ſich ſo freundlich annehmenden Familie des Herrn Sekretär Eckardt Madame Schmidt, geb. Baroneſſe von Mengden, Hr. Kollegienrat Dr. Girgenſohn, Hr. Dr. Bandau, Hr. Kaufmann Koch, außerdem die Herren Kirchſpielprediger. — Im 25. Bericht vom 16. Mai 1863 ſind angegeben: außer ſämtlichen Herren Prediger des Landes und der Städte Livlands in Wolmar: das Fr. Girgenſohn und die Herren Ärzte und Lehrer daſelbſt und die Herren Wahrhuſen und v. Gavel; in Pernau: die Herren Dr. Landeſen, Rieſerikki und Syndicus Schmidt; in Lemsal: Dr. Walter; in Wenden: die Herren Eckardt, Peterſen und Hollander; in Fellin: Syndicus Faber; in Walk: Dr. Koch und Apotheker Räder; in Riga: Konſulent Peterſen und die Dr. Wärenſ, Brugger und Biſchof Walter, oder vielmehr die Frauen und Töchter der obmeldeiten Herren, die biſher ſchon den Wolmarſchen Frauen und beſonders der dieſe Mühewaltung leitenden Frau Dr. Girgenſohn treulichen Beiſtand geleistet haben.

Die Wolmarschen Damen versammelten sich an jedem Donnerstag von 3—5 Uhr nachmittags zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Lektüre in der Kreisschule, in der Wohnung der Fr. Dr. Bandau, deren Mann Lehrer an der Schule war. Sie gaben sich den Namen „Frauen-Verein“, auch Alexanderstiftung, zu Ehren des Thronfolgers Alexander. Da nun die Mittel der Erziehungsanstalt zum größten Teile dem Fleiße der Frauen zu danken waren, so wurde auch von der Anstalt als von dem „Frauen-Verein“ geredet, welche Bezeichnung erst mit dem Aufhören der Verlosungen zum Besten der Armenschule im Jahre 1883 ein Ende nimmt und durch den Namen Walter-Stiftung abgelöst wird.

Der großen Liebenswürdigkeit der Redaktion der „Nigaschen Zeitung“ verdanke ich die Abschrift eines Artikels, den 30 Jahre nach der Gründung der Anstalt Pastor primarius zu Wolmar Alfred Walter am 14. August 1868 in Nr. 187 der genannten Zeitung veröffentlicht hat, um das Interesse für das Unternehmen wiederum anzuregen. Pastor Walter schreibt:

„Ihre Entstehung verdankt die Anstalt dem Pastor prim. zu Wolmar, nachmaligen livländischen General-Superintendenten und Bischof Dr. Ferd. Walter, der sie unter folgenden Umständen ins Leben rief: Eine im Herbst 1838 gelegentlich getane Äußerung, daß die jungen Mädchen immerhin einmal zum Besten der armen Kinder in der Stadt Handarbeiten liefern könnten, die durch eine Verlosung zu veräußern wären, hatte unter den Frauen und Mädchen der Gesellschaft in der die Äußerung getan ward, guten Boden gefunden. Sie hatten sich sofort an die Arbeiten gemacht und auch Andere dazu aufgefordert, ohne daß der Anreger davon etwas ahnte oder zur Förderung des begonnenen Werkes weiter etwas getan hätte, bis daß zu seiner großen Verwunderung und Freude 1839 im April er gebeten ward, zu weiterer Teilnahme an dem Unternehmen auch die übrige Gemeinde aufzufordern. Er tat es gern, und zwar von der Kanzel, doch siehe, beim Aufsetzen dieser Aufforderung erweiterte sich ihm der Wirkungskreis des neuen Unternehmens und statt der Unterstützung der städtischen armen Kinder trat ihm die Beforgung der Kinder armer Deutscher auf dem Lande als ein weit größeres und schreienderes Bedürfnis entgegen, und ob er wohl fühlte, daß dem abzuhelfen größere Kraft Not tue, als die seiner eigenen Gemeinde, so er-

mutigte ihn doch die Weise, wie die ganze Unternehmung sich bisher gemacht hatte, daß nämlich eine gelegentliche, auf keine Beachtung hoffende Äußerung den ersten Anstoß gab und daß ebenso ohne eigenes weiteres Klügeln sich nun wie von einem Andern her ihm statt der Wolmarschen Kinder die Schaar armer landscher Kinder vor die Seele stellte, da er die Gemeinde zur Förderung der Sache auffordern wollte; es ermutigte ihn die Art der Entstehung dieses Unternehmens, es als mehr von Gott als von Menschen bedachtes und begonnenes anzusehen und daher ihm keine Schranken zu stellen. Er forderte die Gemeinde und gleich darauf durch das „Inland“ die Deutschen Livlands insgesamt auf, Arbeiten einzusenden und Lose à 25 Kop. zu nehmen zum Besten zu schulender deutscher armer Kinder, nicht nur der Wolmarschen, sondern mehr noch der übrigen Landgemeinden, die keine deutschen Schulen haben. — — Zudem wurden zu gedeihlichem Fortgang des Unternehmens die Herren Prediger Livlands aufgefordert, Interesse für die Sache in ihren Kirchspielen anzuregen, um Gaben für die Verlosung zu bitten, wie auch Lose abzusetzen. Mit großer Bereitwilligkeit unterzogen sich dieselben solcher Mühwaltung und ist zum großen Teil ihrer freundlichen Mitwirkung das Bestehen und Gedeihen der Anstalt zuzuschreiben, da fast zwei Drittel der jährlichen Einnahmen durch sie beschafft werden.

Die Bitte hatte Erfolg: Durch die Verlosung, an welcher sich außer Wolmar noch andre Städte und Kirchspiele mit Zuzahlung von Arbeiten beteiligt und durch wohlthätige Geschenke in Geld, kam die Summe von 453 Rbl. 20 Kop. ein, wodurch der Anstalt die Möglichkeit ward, 9 Kinder aus 7 Kirchspielen aufzunehmen; diese wurden in anständigen Bürgerhäusern als Pensionäre abgegeben. Für jedes Kind wurde die Summe von 40 R., welche erst kürzlich (der Pastor schreibt im J. 1868) auf 50 Rbl. erhöht worden, gezahlt, von der alle Bedürfnisse bestritten wurden bis auf Kleidung, für welche die Eltern oder Vormünder selbst zu sorgen hatten. Den Schulunterricht, welchen die Anstalt gleicherweise bezahlte, erhielten die Kinder, je nach den Vorkenntnissen, die sie mitbrachten, in einer oder der anderen unserer Stadtschulen und ward bestimmt, daß sie denselben bis zur Konfirmation genießen sollten, damit sie nach derselben sich sofort einen praktischen Beruf wählten, oder wenn sich die Mittel anderweitig beschaffen

ließen, in eine höhere Lehranstalt eintreten könnten.“ — So Pastor Alfred Walter!

Über die Wirksamkeit und die Erfolge der Erziehungsanstalt werden wir durch die alljährlich erschienenen gedruckten Berichte, die nebst den ebenfalls gedruckten Gewinnlisten den Interessenten zugesandt wurden, unterrichtet. Solcher Berichte finden sich in dem mir vorliegenden Material für 31 Jahre, — die Abrechnungen für die fehlenden Jahre mögen verloren oder verlegt sein. Der älteste der vorhandenen Berichte, der dritte, ist vom 5. Mai 1841 datiert. Aus ihm erfahren wir, daß am 21. Februar 1840 die Wolmarsche Armenpflege in Nr. 10 der Zeitschrift „Inland“ den ersten Rechenschaftsbericht veröffentlicht hatte, nach dem 9 aus 7 Kirchspielen stammende Kinder aus den eingegangenen Mitteln erzogen wurden. Im J. 1842 aber waren es schon 27 Kinder, die versorgt werden konnten, während 22 leider hatten abgewiesen werden müssen, weil die Mittel nicht reichten. — In den ersten 10 Jahren waren 72 Kinder aus 34 Kirchspielen der Segnungen der Anstalt theilhaftig geworden, während 75 Kindern die Aufnahme hatte verjagt werden müssen. — Der 14. Bericht vom 10. Mai 1852 nennt sich „Zubel-Bericht“ und meldet, daß nunmehr 100 Zöglinge (57 Knaben und 43 Mädchen) aus 46 Kirchspielen gebürtig, Aufnahme in die Anstalt gefunden hatten. Auch erwähnt dieser „Zubel-Bericht“, daß die Arbeit am 4. Juni 1838 mit 4 Pensionären begonnen wurde. Die ersten 25 Berichte sind vom Pastor, später Bischof Ferdinand Walter, die folgenden von Pastor Alfred Walter unterzeichnet. Aus dem 25. Bericht vom 16. Mai 1863 erfahren wir, wie in den 25 Jahren von 1838—63 205 aus 76 livländischen Kirchspielen kommende Kinder 3—4 Jahre hindurch die Wohlthat deutscher Schulung genossen hatten. Für sie waren in Summa 28,944 Rbl. 94 Kop. verausgabt worden. Der Bischof schreibt: „2 dieser Kinder sind in der Anstalt gestorben, 30 sind noch eben in der Anstalt und 173 sind bereits entlassen in die verschiedensten Lebensstellungen und nur an wenigen haben wir Schmerz erlebt. Die Mädchen, die nicht bereits verheiratet sind, haben Dienststellen angenommen, — als Wirtschafterinnen und Näherinnen; die Knaben sind theils Handwerker geworden — und etliche von ihnen sind schon Meister und Gesellen, — theils Handelsleute, und wir haben ihrer zu Prinzipalen und

Gehilfen werden sehen, — wie wir andere unserer einstigen Zöglinge geachtet sehen als Apothekergehilfen, Elementarlehrer, Landwirte usw.“

In dem vorher erwähnten Artikel in Nr. 187 der „Nig. Zeitung“ vom 14. Aug. 1868 berichtet Pastor Alfred Walter, daß in den ersten 29 Jahren 237 Kinder versorgt worden sind, für die insgesamt die Summe von 31,500 Rbl. verausgabt worden ist.

Vielfach wird in den Berichten der von mancher Seite gemachte Einwand bekämpft, als ob es sich um die Versorgung Wolmarscher Armer handele und immer wieder hervorgehoben, daß es ganz Livlands arme deutsche Kinder sind, denen geholfen werden soll. Im Gegenteil bringt die Wolmarsche Gemeinde, die ihre eigenen Armen selbst versorgt nicht unerhebliche Opfer zum Besten der landischen Kinder, da sie doch zum größten Teil die Gewinne beschafft, für einen großen Absatz von Loosen sorgt, Wolmarsche Familien die Kinder für ein Geringes bei sich aufnehmen, die Schule eine Ermäßigung des Schulgeldes, der Arzt freie Behandlung, der Apotheker freie Arznei gibt.

Im 23. Bericht wird als das einzige Stipendium, das die Anstalt erhalten, ein solches von der Stadt Wolmar im Betrage von 50 Rbl. erwähnt.

Der letzte der vorliegenden Berichte ist vom 23. April 1880 datiert.

Wir sahen, daß die Zahl der Zöglinge im J. 1842 schon 27 betrug, — nachher wächst die jährliche Anzahl auf einige 30; 1865 sind es 32. Später sinkt die Zahl der Pensionäre auf einige 20, fällt 1869 auf 9, wächst dann bis auf 16, 1874 sind es 14, 1876 — 10, 1880 — 9.

Die jährlichen Einnahmen beliefen sich im J. 1841 auf etwa 706 Rbl. und bewegten sich später im Rahmen von 1000 bis gegen 1500 Rbl. Im J. 1879 waren es 1184 Rbl. Für die folgenden Jahre, bis 1883, wo die jährlichen Verlosungen aufhören, fehlen mir die bezüglichen Daten.

Die Verlosung hat anfänglich am 23. Juni, von 1843 an am 30. August, dem Tage Alexanders und Olga, stattgefunden. Die Ausstellung der Gewinne und die Verlosung geschah von 1839—45 im Hause meines Großvaters, des Kaufmanns Koch

(später Cordisches Haus), dessen Bemühungen um den Absatz der Lose in den ersten Berichten dankend gedacht wird, — nach seinem Tode von 1845 an im Lokale der Töchterschule, von 1858—69 in der Wohnung des Dr. Hermann Birgensohn, nachher im Lokale der Muffengesellschaft, 1880 im Gewerbe-Verein.

Welche Empfindungen aber das Unternehmen in den Kreisen, zu deren Nutzen es geschaffen, auszulösen vermochte, dafür spricht beredte Sprache ein Vorkommnis, daß ich, mit vergilbter Tinte auf ein Blättchen verzeichnet, unter dem übrigen Material gefunden: Als ein armer Handwerksgefelle die ausgestellten Gewinne in Augenschein nahm und auf die Frage, was das Los koste, die Antwort erhielt: 25 Kop., wofern man nicht selbst mehr zu geben gesonnen sei, bemerkte er: „weniger zu geben, wäre ich wohl bereit, aber mehr, daß ich ein Tor wäre. Aber wozu ist denn das Geld bestimmt?“ Als nun der Zweck der Verlosung ihm nahegelegt worden, holte der Gefelle auch sein letztes Geld heraus und meinte: daß ich ein Sünder wäre, hier was abzubringen. Hab's selbst zur Genüge gefühlt, — welch Elend darin liegt, daß die armen deutschen Kinder auf dem Lande ohne Schule, — dem Vieh gleich, — aufwachsen.“

In einem ohne Namensunterschrift am 1. April 1883 in Nr. 75 der „Zeitung für Stadt und Land“ erschienenen, offensichtlich einer kompetenten Quelle entstammenden Artikel, der weitere Kreise für die Walterstiftung zu interessieren sucht, wird die Zahl der Kinder, welche der Anstalt von 1838—83 angehört haben, auf 313 angegeben, 179 männliche und 134 weibliche. Auch heißt es daselbst, daß in dem gedachten Zeitraum 82 Knaben und 73 Mädchen, zusammen 155 Kinder, mangelnder Mittel wegen haben abgewiesen werden müssen. Die Aufzeichnungen Fr. Wahrhusens reden freilich von über 500 Kinder, die in dem genannten Zeitraum in Wolmar ihre Ausbildung genossen haben, doch scheint diese Angabe auf einem Mißverständnis oder Schreibfehler zu beruhen, da auch ein von Fr. Wahrhusens Hand geschriebenes alphabetisches Verzeichnis der Kinder nur wenig über 300 Namen aufweist.

Von diesen Kindern wäre ohne die geleistete Hilfe höchst wahrscheinlich ein großer Teil einem schmählichen Proletariat anheimgefallen, — nun aber wurden sie zu tüchtigen Leuten er-

zogen, — ein lebendiges Zeugnis der christlichen Liebe der Wolmarschen Armenpflege und namentlich der dortigen Frauen.

Wir hörten schon, daß sich diese Frauen anfänglich an jedem Donnerstag von 3—5 Uhr nachmittags zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Lektüre im Lokale der Kreisschule im Quartier der Frau Dr. Bandau versammelte. Im Jahre 1855 übernahm Frau Dr. Julie von Berg, geb. v. Berg, die Leitung der Arbeitsstunden, die dann auch viele Jahre in ihrem Hause, dem jetzigen Dr. Appingschen, stattfanden. Auch das Vorlesen hatte Frau v. Berg übernommen. An ihre Stelle trat später Frau v. Rockliff, geb. Kleberg, in deren Wohnung (Wolmarsches Müllerhaus Austring) sich die Damen zu der ihnen liebgewonnenen Arbeitsstunde zusammenfanden. Dann ist eine Zeitlang bei Frau Dr. Sally Girgensohn gearbeitet worden. Darauf ist wieder die Kreisschule und zwar das Quartier der Frau Inspektor Clara Becker, der Versammlungsort gewesen, wo Frä. Bertha Walter, eine jüngere Koufine Ferdinand Walters, das Lesen übernahm. Sodann haben sich die Damen einige Jahre im Ordnungsgerichtshause, in der Wohnung der Frau Notär Liesinka v. Erdmann, zusammengefunden und später ein Jahr — 1880 — im Hause der Frau Kaufmann Lisa Trey. Seit dem J. 1878 hatte Fräul. Emma Wahrhusen das Vorlesen auf sich genommen und von 1881 an fanden auch die Arbeitsstunden im Wahrhusenschen Hause, unserem jetzigen deutschen Hause, eine bleibende Stätte. —

Wenngleich der Bischof Walter 1857 Wolmar verließ, so hat er doch fortgesetzt das regste Interesse nicht nur an seiner Erziehungsanstalt behalten, sondern auch weiter eifrigen Anteil an ihrer Verwaltung genommen, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß er bis zum Jahre 1863 die jährlichen Berichte verfaßt und unterzeichnet hat. — Im Mai 1864 wurde der untergeklärte Bischof Ferdinand Walter veranlaßt, seinen Abschied als General-Superintendent zu nehmen. Er hielt sich durch die Umstände, unter denen das geschah, für verpflichtet, völlig in das Privatleben zurückzutreten. — Damit scheint denn auch seine unmittelbare Arbeit an der Erziehungsanstalt für die schulbedürftigen Kinder der in Livland auf dem Lande lebenden verarmten Deutschen ein Ende gefunden zu haben. — An die Spitze der Anstalt, somit auch an die Spitze des Frauen-Vereins, aber trat bis zu seinem

am 26. Mai 1882 erfolgten Tode sein Nachfolger im Wolmarschen Pfarramt, der Pastor prim. Alfred Walter. Nach dessen Tode ist die Schulstiftung ein Jahr — bis 1883 — von den Herren Kaufmann Alex. Schwand und Schulinspektor Oscar Becker verwaltet worden. — Als Kassaführer des Frauen-Vereins hat von 1838—40 der Syndikus Jul. Eckardt fungiert, von 1840 an bis zu seinem Tode — 20. März 1875 — der Ratsherr Wahrhusen. Es übernahm dann der Herr Alex. Schwand die Führung der Kassabücher des Frauen-Vereins.

Im J. 1883 hörten die Verlosungen zum Besten der Erziehungsanstalt auf. Es war das wohl eine Folge der durchgreifenden Veränderungen, die sich im Lande in politischer, nationaler, sozialer und mancher anderen Beziehung anzubahnen begonnen hatten. Es hört auch der Name „Alexanderstiftung“ oder „Frauen-Verein“ für die Schulstiftung auf. Der Frauen-Verein von 1838 überläßt die von ihm begonnene und so segensreich durchgeführte Wirksamkeit einer unterdeß entstandenen neuen Organisation, der „Walterstiftung.“

In dem Rechenschaftsbericht von Seiten der „Wolmarschen Erziehungsanstalt für die schulbedürftigen Kinder der verarmten Deutschen in den livländischen Landgemeinden“, den Pastor Alfred Walter am 11. Mai 1871 veröffentlicht, bittet er, das Werk, welches durch 34 Jahre reichen Segen gesendet, auch weiter zu fördern und sagt dann: „Wohl ist mit Beschaffung eines Kapitals zur Sicherstellung dieser Anstalt für alle Zeit durch die 1869 ins Leben gerufene Walterstiftung der Anfang gemacht worden, aber es ist eben nur noch ein Anfang, da bis jetzt erst die Summe von 2500 Rbl. beisammen ist, die jährlichen Ausgaben jedoch immer die Höhe von 1000 Rbl. erreichen, weshalb denn auch noch für längere Zeit der bisherige Modus wird beibehalten werden müssen, durch eine jährliche Verlosung die nötigen Mittel zu beschaffen.“ — Auch bittet er um Darbringung von Gaben für diese Walterstiftung. Diese Bitte wird in den Rechenschaftsberichten der folgenden Jahre wiederholt, und aus dem letzten mir vorliegenden Bericht vom 30. April 1880 erfahren wir, daß das Kapital der Walterstiftung durch Zinsenzuschlag und weitere Spenden auf 5993 Rbl. 39 Kop. angewachsen ist.

Über die Entstehung der Walterstiftung gibt uns aber ein im Archiv des Pastorats Wolmarshof befindliches Protokollbuch des sog. Armen-Komitees Aufschluß. Dieses enthält Protokolle vom 20. Februar 1868 bis 11. Dezember 1875. — Als nämlich im Winter von 1867 auf 1868 unsre Schwesterprovinz Estland von einer Hungersnot heimgesucht wurde, regten sich auch in unsrem Lande hilfreiche Hände, um zur Linderung dieser Not beizutragen. Auf Anregung des unter dem Vorsitz des wortführenden Bürgermeisters Hollander zusammengetretenen „Rigaschen Komitees für die Notleidenden in Estland“ wurde auch in Wolmar im Februar 1868 ein Zweig-Komitee gebildet, dessen Glieder aus den Herren Dr. Hermann Girgensohn, Pastor A. Walter, Schulinspektor F. Berg, Apotheker L. Antonius, dim. Rathsherr F. Silsky und Distriktsinspektor G. Walter bestanden. Dieses Komitee schickte das von ihm auf dem Wege der Kollekte und durch Verkauf von dazu dargebrachten Sachen gewonnene Geld an das im estländischen Interesse arbeitende Rigasche Komitee. Weil aber damals auch in Wolmar viele Not herrschte und namentlich ein Mangel an Roggen und Roggenmehl sich fühlbar machte, gelangte das Komitee sehr bald dazu, seine Haupttätigkeit auf die Linderung des Notstandes in der eignen Stadt zu richten — durch Aufkauf und Weiterverkauf von Roggenmehl und durch Unterstützung Bedürftiger in jeder Form.

Nun war am 29. Juni 1866 der von Allen verehrte Bischof Walter am Pernigelschen Strande gestorben und sein Tod hatte überall Teilnahme und Trauer hervorgerufen. — Es stellte jetzt auf einer Sitzung des Armen-Komitees am 26. Sept. 1869 der Präsident Dr. Girgensohn den Antrag, eine Sammlung zu veranstalten, um ein Kapital zu schaffen, das in Ferdinand Walters Sinn verwandt, sein Andenken ehren sollte. Das Kapital würde die Benennung „Ferdinand Walter-Stiftung“ führen und die Renten desselben sollten von dem Zeitpunkte an, wo der Frauen-Verein nicht mehr in der Lage sein würde, seinem ursprünglichen Gründungszwecke gemäß die Mittel für die Unterbringung armer deutscher landischer Kinder durch Verlosungen zu beschaffen, zur Erziehung landischer deutscher evangelisch-lutherischer Kinder Livlands verwandt und so das von Walter begonnene Werk fortgesetzt werden. Dem Antrage gemäß sollten zu Verwaltern dieser

Stiftung ernannt werden deutsche evang.-luth. Gemeindeglieder, und zwar der jeweilige Pastor, einer der Stadtlehrer, ein Glied der Stadtverwaltung (also damals des Rats) und zwei Gildeglieder. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und zu Kassaführern Herr Antonius und Dr. Girgensohn gewählt. Es wurden Aufrufe in der „Rig. Ztg.“ und in den übrigen Provinzialblättern erlassen und Pastor A. Walter tat in Petersburg und in allen livländischen Städten Schritte, um der geplanten Stiftung die erforderliche Teilnahme zu sichern. — Bereits am 9. Febr. 1870 wurde auf einer Komitee-Sitzung die Mitteilung gemacht, daß durch Vorlesungen eines Lehrers, Herrn Hinge,<sup>1</sup> 96 Rbl., von der Gräfin Medem-Stockmannshof 50 Rbl. von General Wrangell aus Dorpat 25 Rbl. eingegangen seien und am 17. Sept. 1870 betrug der Kassenbestand der Walter-Stiftung bereits 1060 Rbl. 25 Kop.

Am 6. Dez. 1883 traten auf Anregung des Herrn Antonius die Herren Antonius, Schulinspektor Becker, Kaufmann A. Schwand und die Pastoren Neuland von Wolmar-Wolmarshof und Hollander von Wolmar-Weidenhof zusammen und verfaßten einen Statutenentwurf für die Walter-Stiftung, den sie an zuständiger Stelle zur Bestätigung vorzustellen beabsichtigten. — Dazu ist es nun allerdings nicht gekommen und es war der Zeitpunkt, — die Aera der Manassejnschen Revision und der damit inaugurierten Russifizierungspolitik der Regierung, — wohl auch kaum dazu geeignet, für ein der Erhaltung des Deutschtums dienendes Werk die obrigkeitliche Bestätigung zu erbitten.

In diesem Statutenentwurf wurden als Gründer der Walter-Stiftung genannt: Pastor primarius Alfred Walter, Ratsherr Jakob Wahrhusen, Stadtarzt Dr. Hermann Girgensohn, Schulinspektor Ferd. Berg, Apotheker Leop. Antonius und Akziseinspektor Gustav Walter.

Die Stiftung selbst soll den Namen „Stiftung des Bischofs Dr. Ferd. Walter“ führen. — Durch Hinzuschlagen eines Teiles der alljährlichen Zinsen zum Kapital soll das letztere allmählig auf die Höhe von 50,000 Rbl. gebracht werden. — Als Zweck der

---

<sup>1</sup>) Lehrer in Kaudenhof bei Herrn Jégor von Sivers, später in Kokenhusen bei Herrn Pastor G. Pacht; hielt wiederholt Vorträge zum Besten der Walterstiftung.

Stiftung wird in § 3 angegeben, Kindern verarmter evang.-luth. Deutscher, die in livländischen Landgemeinden ihren Wohnsitz haben, durch Bezahlung des Schulgeldes, Anschaffung von Schulutensilien und Kleidern, event. Zahlung des Pensionsgeldes, die Möglichkeit zu gewähren, sich zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft heranzubilden. Auch die Bezahlung des Lehrgeldes und die Equipierung bei Eintritt in einen praktischen Beruf waren vorgesehen. Die Unterstützung sollte in der Regel nur 3 Jahre hindurch gewährt werden, doch sollte es dem Direktorium freistehen, Ausnahmen zu machen und einen länger dauernden Schulbesuch zu bewilligen. Dieses Direktorium sollte bestehen aus dem jeweiligen Stadthauptmann Wolmars, den beiden evangelischen Pastoren, dem Kreischulinspektor, und je einem Deputierten der großen und kleinen Gilde, welche letztere im Falle des Eingehens der Gilden durch 2 auf 4 Jahre von der Stadtverordnetenversammlung zu wählende Delegierte zu ersetzen wären. Außerdem sollte das Direktorium eine in Wolmar ansässige Dame wählen, welche die Unterbringung der Kinder in Pensionen und die Anschaffung alles nötigen unter Oberaufsicht des Direktoriums vermitteln und berechtigt sein sollte, sich Gehilfinnen beizugesellen.

Aus den letzten Bestimmungen ist ersichtlich, daß an eine Verdrängung des Deutschtums, wie wir sie hier erlebt haben, damals noch Niemand gedacht hat.

Diese „Walterstiftung“ trat nun im J. 1883 das Erbe des 1838 gegründeten „Frauen-Vereins“ an und zur Erziehung der Kinder wurden die Renten des auf ca. 7000 Rbl. angewachsenen Kapitals benutzt.

Im April 1885 richteten die beiden Wolmarschen Pastoren Johannes Neuland und Thomas Girgensohn zirkulariter die Bitte an ihre livländischen Amtsbrüder, durch Sammlung von freiwilligen Beiträgen die zur Verfügung stehenden Zinsen des damals über 7000 Rbl. betragenden Kapitals der Walterstiftung zu vergrößern, weil nachdem die Verlosungen und die damit im Zusammenhang stehenden jährlichen Beiträge seitens der Kirchspiele aufgehört, statt der 12—14 deutschen Kinder deren jetzt nur drei erzogen werden könnten. Diese Bitte scheint kein wesentliches Ergebnis gehabt zu haben, sonst wäre das augenblickliche Kapital

der Stiftung, das durch jährlichen Zuschlag eines Teiles der Zinsen langsam wächst und jetzt etwa 8500 Rbl. beträgt, ein größeres.

Von Jahre 1883 bis heute (1909) sind aus den Zinsen der Walterstiftung 29 Kinder unterstützt worden; zur Zeit sind es 4, von denen drei Schüler der Elementarschule der Ortsgruppe Wolmar des Deutschen Vereins in Livland sind. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Zeitumstände, die Verteuerung aller Lebensbedürfnisse usw. eine so billige Unterbringung der Kinder, wie das in früheren Zeiten möglich war, nicht mehr gestatten. Denn aus den 40 Rbl. Pensionsgeld, die vor 70 Jahren für ein Kind beansprucht und gezahlt wurden, wurden 50, 90, 100, und jetzt ist es unter 120 Rbl. nicht möglich, eine Unterkunft zu finden.

Der Kassierer der Walterstiftung, Herr Apotheker und Stadtkirchenvorsteher Antonius, verblieb auch noch 1883 in diesem Amte; das Direktorium übernahmen seit demselben Jahre die Herren Pastoren zu Wolmar-Wolmarshof Joh. Neuland und zu Wolmar-Weidenhof Karl Hollander. Als ihre Gehilfin fungierte Fräulein Emma Wahrhufen. Nach Pastor Hollander trat von 1885—90 an seine Stelle Pastor Thomas Birgensohn und von 1890—1906 Pastor Leopold Krüger.

Am 1. Januar 1895 wurde das Kapital im Betrage von 7394 Rbl. 42 Kop. der Kirchenkasse in Verwahr gegeben. Die Verwaltung besorgten, wie bisher die beiden Pastoren und der Stadtkirchenvorsteher. Es sind auch dem Riga-Wolmarschen Oberkirchenvorsteheramt Rechenschaftsberichte eingesandt, von dieser Behörde aber zurückgegeben worden, weil ja die Übergabe an die Kirchenkasse nur in privater Form geschehen war. —

Als nun im November 1899 das Wolmarsche Stadthaupt (Wilhelms) den Auftrag erhielt, der Gouvernements-Regierung über alle in Wolmar befindlichen Legate zu berichten, erschien es ratsam, das Kapital der Walterstiftung nicht mehr in privater Verwaltung zu belassen, sondern es auch formell in den Besitz der Kirche übergehen zu lassen. Es unterschrieb daher am 30. Nov. 1899, wenige Tage vor seinem Tode (2. Dez. 1899), der bereits von diesem Amte zurückgetretene frühere Stadtkirchenvorsteher Antonius, als der einzige noch am Leben befindliche Gründer der Walterstiftung eine Schenkungsurkunde, der gemäß von da an die Kirche in den Besitz der Stiftung trat. Nachher ist dann auch

die ministerielle Bestätigung der Schenkung erfolgt. — Seitdem ist die Sorge für die Verwaltung und Erhaltung dieses für die Erziehung armer landscher deutscher Kinder bestimmten Kapitals dem Wolmarschen Kirchenkonvent anvertraut worden.

Nach Antonius wurde Apotheker Johannes von Erdmann städtischer Kirchenvorsteher und die Direktion der Walterstiftung besteht eben aus ihm, den beiden Herren Pastoren Neuland und Pawassar und der an Stelle von Fr. Wahrhusen getretenen Gehilfin Frau Martha Schwand.

Da wir nun auch wieder in Wolmar eine deutsche Schule haben, so kann, den Absichten und Bestimmungen der Stifter entsprechend, deutschen Kindern vom Lande, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, eine deutsche Erziehung und deutsche Schulung geboten werden.

Der zu einem bestimmten Zweck gegründete Frauen-Verein von 1838 war 1883, wo er seine Tätigkeit im Dienste der Erziehungsanstalt für arme deutsche Kinder einstellte, als eingegangen zu betrachten, die Wolmarschen Frauen aber fanden sich nach wie vor zu den gewohnten gemeinsamen Arbeitsstunden, die, wie wir wissen, seit 1881 im Wahrhusenschen Hause stattfanden, zusammen. Das von ihnen aufgebrachte Geld wurde von 1884—1885 zu Schulzwecken für Wolmarsche Bürgerkinder verwandt. Von 1886 ab wurden die von den Damen gelieferten Handarbeiten auf dem im Herbst stattfindenden Armenbazar verkauft und die Einnahme daraus ging in eine Kasse, aus der jeweilige, momentane Not gelindert wurde. Die Arbeiten aber, die nach Weihnachten, bis zum Frühling, fertig wurden, wurden auf einer gewöhnlich im August zum Besten lettischer taubstummer Armenkinder veranstalteten Verloofung verlooft.

Im J. 1887 nahm Pastor Th. Girgensohn das Amt des Vorlesers auf sich. In demselben Jahre wurden die Arbeitsstunden auf den Dienstag von 3—5 Uhr nachm. verlegt. Nach Girgensohns Übersiedlung nach Riga 1890 übernahm Pastor Krüger das Vorlesen auf den Arbeitsnachmittagen der Damen und seit 1891 hat Pastor Neuland dieses getan und tut es bis auf den heutigen Tag, wo irgend eine bezügliche Bitte an ihn gerichtet wurde, — er tut es auch während der Arbeitsstunden

des deutschen Frauen-Vereins, wofür wir Alle ihm zu größtem Danke uns verpflichtet fühlen.

Im J. 1889 beschloß eine Anzahl Wolmarscher Frauen den Frauen-Verein auf Grund von ihnen angenommener und am 24. Sept. 1889 von zehn Damen<sup>1</sup> unterschriebener Statuten zu erneuern. Die aus 5 Abschnitten und 19 Paragraphen bestehenden Statuten stellen als Ziel des Frauen-Vereins die Erweigung von Hilfe an Arme hin, an Kinder sowohl wie Erwachsene, durch Unterstützung und Arbeitsnachweis. Die Mittel sollten aus jährlichen Beiträgen der Mitglieder, durch zu erwartende Geschenke und durch zum Verkauf oder behufs Verlosung anzufertigende Handarbeiten beschafft werden. Die Statuten wurden dem damaligen schwedischen Gouverneur General Einowjew mit der Bitte um Bestätigung eingereicht, von ihm aber mit einigen Abänderungen und Ergänzungen versehen zurückgesandt mit der Bemerkung, sie ihm in Reinschrift nochmals zur Bestätigung vorzustellen. Nachdem das geschehen, erfolgte im Oktober 1890 die Eröffnung, auch die zum zweiten Mal unterbreiteten Statuten konnten in der vorliegenden Form nicht bestätigt werden, vielmehr sei die Eingabe strikt nach den dazu beigefügten Hauskeuschen Statuten zu machen. Darauf wurde seitens der Damen beschlossen, die Bemühung um eine Statutenbestätigung zunächst zu unterlassen und sich als Zweigverein der seit 1880 bestehenden städtischen offiziellen Armenpflege anzugliedern. Die Berichte über die Tätigkeit des Frauen-Vereins wurden dem derzeitigen Präses der Armenpflege, Herrn Stadtrat Alex. Schwand, zur Durchsicht und Beprüfung übergeben und als er im J. 1893 nach Riga verzog, übernahm das Stadthaupt, Herr L. Antonius, das Präsidium in der offiziellen Armenpflege und die Durchsicht der Rechnungen des Frauen-Vereins. Am 26. Sept. 1889 wählten die Damen Fräulein Wahrhusen zur Präsidentin des Vereins, zu Komiteegliedern Fräulein Julie von Buddenbrock, an deren Stelle später Frau Helene von Erdmann trat, und Frau Marie Döbbeling. Das Komitee wurde

1) Diese 10 Damen waren: Baronin Taube, geb. v. Berg, Julie von Buddenbrock, Helene von Lunzelmann, Sophie v. Knieriem, Marie Döbbeling, Amalie Friedenstein, Emma Wahrhusen, Minna Weyrich, Minna v. Berg, geb. Winter, Auguste Preuß, geb. Schroeder. Von ihnen lebt in Wolmar nur noch Fräulein Weyrich.

auf 3 Jahre gewählt und die letzte Wahl scheint im September 1899 stattgefunden zu haben. Die letzten Protokolle aus dem J. 1904 sind von Frä. Wahrhusen und Frau Helene von Erdmann unterzeichnet. Die Arbeitsstunden begannen alljährlich Anfang September und dauerten in der Regel bis Anfang Mai, und der Verkauf der Handarbeiten geschah, wie schon in den Jahren 1886 bis 1889 auf dem Bazar zum Besten der offiziellen Armenpflege und durch eine Verlosung im Juli oder August.

Im September 1903 schreibt Frä. Wahrhusen: „Die Damen-Handarbeitsstunden, begründet durch Pastor Ferd. Walter im J. 1838, bestehen nun 65 Jahre. Sinn und Zweck dieser Arbeitsstunden war und ist: Liebe zu geben und zu üben, nach der Lebensweise Pastor Ferd. Walters: So viel Einer liebt, so viel lebt er.“

Im Herbst 1905 wurden die Damen-Handarbeitsstunden um der Kränklichkeit Frä. Wahrhusens willen nicht aufgenommen, doch hatten, nach einer Aufzeichnung von ihr vom 5. Jan. 1906, einige Damen in treuer Anhänglichkeit an die gute Sache, einige hübsche Arbeiten zum Verkauf zum Besten der Armen geliefert.

Als dann die bekannten Ereignisse von 1905 und 1906 endlich den so notwendigen Zusammenschluß der baltischen Deutschen zu Wege gebracht hatten, taten sich die Frauen und Jungfrauen der Ortsgruppe Wolmar des Deutschen Vereins in Livland im August 1906 zu einem Frauen-Verein zusammen, der, in Nachahmung der Wolmarschen Frauen von 1838, die von diesen gehegten Traditionen hochhält und seine Arbeit und seine Kräfte der Erhaltung und Wahrung deutschen Volkstums und der Sorge für bedürftige Volksgenossen geweiht hat.

Zum Schluß möchte ich mir erlauben, in Kürze eines Liebeswerks Erwähnung zu tun, welches 60 Jahre in engem Zusammenhange mit den oben vorgeschriebenen Bestrebungen gestanden hat und wie diese den Bedürftigen dienen, sie erfreuen sollte, in erster Reihe die Kinder, — doch auch die Großen. Es ist das die Weihnachtsfeier für arme Kinder, die 1846 vom Ratsherrn Wahrhusen ursprünglich für die Kinder verarmter landscher Deutscher, die in Wolmarschen Schulen erzogen wurden, ins Leben gerufen und zuerst am 24. Dez. 1846 für 21 Kinder ausgerichtet wurde. Die dazu erforderlichen Mittel wurden hauptsächlich durch Beiträge

und Kollekten aufgebracht, — eine solche fand z. B. damals alljährlich auf dem Diner zur Feier des Stiftungsfestes der Muffe statt, sodann aber auch durch gelegentliche Veranstaltungen. Den Grundstock legte ein am 10. Dez. 1846 von dem später in Libau als Kantor und Organist lebenden Herrn Adolf Wendt gegebenes Orgelkonzert, dessen Ertrag dazu bestimmt war, den Kindern einen Baum aufzubauen. — In den Jahren 1847 und 1848 fanden zu demselben Zweck Konzerte von Wolmarischen Dilettanten statt, die der damalige Seminarlehrer Johann Zimse dirigierte, — im J. 1851 gibt die ihrer Zeit in unseren Provinzen bekannte Theatergesellschaft Nielitz eine Vorstellung zum Besten der Weihnachtsfeier, — und auch sonst haben Wolmarische Damen und Herren in ähnlichen Veranstaltungen zu dem gleichen Zwecke mitgewirkt.

Endlich sind durch Schenkungen, namentlich seitens der Herren Kaufleute, Kleidungsstücke, Schreibmaterialien, Spielsachen, Räschereien und dergleichen vielfach gespendet worden. Wenngleich nun die Weihnachtsfeier anfänglich für die vom Lande kommenden deutschen Armenschüler geplant war, so wurden doch bald arme Kinder ohne Unterschied der Nationalität zum Baum hinzugezogen, auch wurde die Bescheerung auf Erwachsene, namentlich arme Witwen, ausgedehnt, denen die Gaben ins Haus gesandt wurden.

Am Stiftungstage der Muffe im J. 1866, — nachdem im Laufe von 20 Jahren der Weihnachtsbaum für arme Kinder gebrannt hatte, — erstattete der Ratsherr Wahrhusen darüber einen Bericht, aus dem hervorgeht, daß in diesen 20 Jahren 1306 Kindern bescheert worden war, darunter 604 Zöglingen der Alexanderstiftung oder des Frauen-Vereins. Auch waren 372 Erwachsene, hauptsächlich mit Brennholz und Nahrungsmitteln, beschenkt worden. Im J. 1871 hatte der Ratsherr Wahrhusen die Freude, auf 25 Jahre dieser durch seine Bemühungen ins Leben gerufenen Feier zurückblicken zu können. Pastor Alfred Walter hielt damals eine warme Ansprache. Am 22. Dez. 1896 brannte der Baum zum 50. Mal im Saale der Muffe, wobei Pastor Krüger in deutscher und Pastor Neuland in lettischer Sprache redeten.

Von 1846—1874 brannte der Weihnachtsbaum alljährlich am Christabend im Wahrhusenschen Hause, sodann, meist am vierten Adventssonntag oder an einem der drei Feiertage — von 1875

bis 1887 im Gewerbe-Verein von 1888—1895 in der Taubstummenanftalt, fpäter meift in der Muffe, und von 1900—1905 wieder bei Fräulein Wahrhufen.

An der Feier haben ftets einer der Herren Pastoren und eine Anzahl von Damen, auch einige Herren, teilgenommen. Die Seele der Feier aber ift wohl Fräulein Wahrhufen gewesen, die fchon als Kind dem Vater dabei zur Hand gegangen und die Sorge dafür mit als ein väterliches Vermächtnis betrachtete. — Im J. 1906 fesselte fie ihr Gesundheitszustand ans Bett und eine Feier des Armen-Weihnachtsfestes in dem Sinne wie früher fand nicht ftatt.

Am 25. Jan. 1907 diktierte fie einem Freunde den Schluß ihrer Aufzeichnungen und nahm damit gleichfam Abfchied von den Aufgaben, die fie mit fo viel Liebe betrieben, die den Inhalt ihres ganzen Lebens ausgemacht. — Im Mai ift fie dann geftorben. —

Wenn wir die vorftehend gefchilderten Werke tatkräftiger Nächftenliebe deutscher Männer und Frauen, die zugleich ein offenes Zeugnis von deren Liebe zum eignen Volkstum und von dem Streben, dem fchwächeren Volksgenossen zu helfen, ablegen, an unsrer Erinnerung vorüberziehen laffen, — follte da nicht in uns die Mahnung fich regen, auch in diesem Stücke in ernfter Zeit nicht hinter unseren Voreltern zurückzuftehen?



## Das Kirchenlied im Baltenslande.

Von

Paul Th. Falt.

Das evangelische Kirchenlied hat sich seit der Reformation im 16. Jahrhundert entwickelt und bekanntlich ist unsre Heimat eins der ersten Länder, wo die Lehre Luthers angenommen wurde. Soviel ich aber weiß, ist von Niemand noch die Frage aufgeworfen, wie groß oder klein der baltische Anteil am evangelischen Kirchenliede gewesen ist? Oder haben wir wirklich — wie es den Anschein hat — nichts zur Entwicklung „des köstlichen Schazes“ beigetragen, „den unsre evangelische Kirche in ihren geistlichen Siedern hat?“

Es könnte scheinen, daß letzteres der Fall sei, findet man doch z. B. in der acht starke Bände umfassenden „Geschichte des Kirchenliedes“ von E. C. Koch (Stuttg. 1866—76), nicht einen einzigen baltischen Dichternamen verzeichnet.

Über entspricht das wirklich den Tatsachen?

Das erste, was ich tat, war unser „Evangelisch-Lutherisches Gesangbuch“ (Riga und Mitau, 1900, 12. Aufl.) zur Hand zu nehmen, welches Werk für ganz Liv- und Kurland maßgebend ist, um im Register die Namen der baltischen Kirchenlieder-Dichter festzustellen. Mein Schreck war nicht gering; ich fand in der Tat keinen einzigen genannt.

Nun, könnte man meinen, wenn das In- und Ausland so einstimmig unsre Sterilität auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenliedes bestätigen, wird es wohl keine Nichtigkeit haben, daß wir an diesem „köstlichen Schaz christlicher Erbauung“ keinen Anteil haben. Indessen, ist das wirklich der Fall? Wie heißt denn die Dichterin des in aller Welt Munde berühmten Kirchen-

liedes: „So nimm den meine Hände und führe mich, Bis an mein selig Ende und ewiglich!“ Heißt die Verfasserin nicht Julie Hausmann? Ist sie nicht eine geborene Rigenlerin und stammt sie nicht von baltischen Eltern? Daran ist nicht zu zweifeln; doch dieses berühmte Kernlied der evangelischen Kirche ist in Riga nur im Gesangbuch der reformierten Kirche zu finden.

Nun, Riga ist die Metropole des Baltienlandes, aber deshalb jowenig das Baltienland, wie Moskau nicht Rußland, oder Paris nicht Frankreich ist. Also sehen wir uns das Gesangbuch unserer zweitgrößten Stadt Reval an; vielleicht tritt uns hier ein größeres Verständnis für einheimische Erzeugnisse entgegen.

Das Revaler Gesangbuch führt den Titel: „Sammlung geistlicher Lieder der evangelisch-lutherischen Kirche“ (Reval 1887). Zu meiner nicht geringen Freude finde ich einige Baltien und zwar drei aus alter Zeit: Gustav v. Mengden, Reinhold v. Patkul und die Herzogin Benigna Biron von Kurland, geb. v. Trotta-Treyden. Dazu Christoph Fr. Reander, Karl Chr. Ulmann und August Fr. Puhn. Doch wird die Dichterin unter Nr. 674 als unbekannt bezeichnet; ebenso Ulmann unter Nr. 265 und 267. Also ganze 6 Dichter auf einmal! Sehen wir uns somit diese Poeten etwas näher an.

Der Livländer Gustav v. Mengden (1627 † 1688) ist nicht nur der Vater unsrer „musica sacra“ durch seine „36 Choräle“, herausgegeben von Wold. v. Boß (Dorpat 1863) und unsres Volksliedes: „Der müde Tag geht nun zu Ruh und schließt die müden Augen zu“ (Nr. 18 seiner Choräle), sondern auch unsres baltischen Kirchenliedes durch seinen Choral: „Freut Euch, Gottes Kinder.“ Man findet es zuerst gedruckt in unsrem zweitältesten Gesangbuch von 1664 (herausgegeben v. Magister Joh. Brevern) unter Nr. 225 und noch jetzt pietätvoll im Revaler Gesangbuch Nr. 170 und dazu noch ein zweites Lied von G. von Mengden: „Jesu, hast Du mein vergessen?“ unter Nr. 532. Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß wir vielleicht noch ein älteres Kirchenlied als baltisch bezeichnen können, welches sich in unsrem ältesten Rigaer Gesangbuch von 1567 befindet und mit den Worten: „Zu Dir allein in dieser Not, wir Deine Kinder rufen“ beginnt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup>) Über dies Lied vgl. Nicnemann, Katastrophe d. Stadt Dorpat, II. T. S. 19. Es findet sich noch im Riga'schen Gesangbuch von 1777.

Unfrem Gustav v. Mengden jedoch schließt sich als zweitältester baltischer Kirchenlieder-Dichter Joh. Reinhold v. Patkul (1660 † 1707) an. In seinen letzten schweren Lebenstagen suchte er im geistlichen Liede seinen Trost und fand ihn in seinem Choral: „Ich will meinem Gotte klagen, meiner Seele schwere Not, die in Sünden lieget tot.“ Das Lied wurde zuerst aufgenommen im alten Rigaer Gesangbuch von 1721 unter Nr. 534 und findet sich noch jetzt pietätvoll im Revaler unter Nr. 317. Erwähnt sei dabei, daß Patkul in seinem letzten Liede: „Ich hab' beschlossen, will mich nicht kränken und sollt's noch einmal so wunderbar gehn“ seine einzige Rettung in der Unsterblichkeit des geistigen Ichs erkannte.

Nicht weniger bekannt durch ihr Schicksal ist die Herzogin Benigna Gottliebe von Kurland, geb. Trotta v. Treyden (1703 † 1782). Ihr Schicksal hat sie auf Höhen und durch die Tiefen des Lebens in gar seltsamer Weise geführt. Sie, die Gemahlin des Herzogs Ernst Johann Biron von Kurland und Regenten von Rußland 1740, konnte nach 22-jähriger Verbannung 1762 doch immer nur auf Gott vertrauen und singen:

„Soll's sein, daß ich mein täglich Brot  
mit Tränen noch muß essen,  
so wirst Du doch in feiner Not  
mich, als Dein Kind vergessen;  
Dein Kind, das Du von Kindheit an  
auf mancher Dorn- u. Rosenbahn  
recht wunderbarlich geführet.“

Ihre 22 geistlichen Lieder mit einigen ihrer Gebete erschienen unter dem Titel: „Eine große Kreuzträgerin“ (Mitau 1777), herausgegeben von ihrem General-Superintendenten Christian <sup>u</sup> ~~W~~ohn. Von allen ihren Liedern hat sich bis heute in unsren Gesangbüchern nur ein einziges: „Fang' Dein Werk mit Jesu an, Jesus hat's in Händen“ erhalten, wenn auch auffallender Weise ohne ihren Namen, sowohl im Riga-Mitauer Gesangbuch von 1900 Nr. 60, wie im Revaler Nr. 674, obgleich es in ihren Gedichten zu finden ist.

Für meine Ansicht, daß wir einige eigene Kirchenlieder-Dichter haben, spricht außer dem Revaler Gesangbuch noch der verstorbene Oberpastor Dr. C. A. Bernholz in seiner kleinen Abhandlung: „über das Kirchenlied“ in seinem Sammelwerke: „95 geistliche Gesänge“ (Riga 1850). In dem Text erwähnt er neben

den vielen Reichsdeutschen, auch die in Riga begrabenen Ausländer: Andreas Knöpfen und Karl Gustav Sonntag als Kirchenlieder-Dichter. Besser natürlich wäre es gewesen, wenn er statt dessen Mengden, Patkul und die Herzogin genannt hätte. In dessen, er nennt doch noch einige Inländer — was ich ihm hoch anrechne — nämlich Christoph Fr. Neander, Karl Graß und Karl Chr. Ulmann als Kirchenlieder-Dichter.

Der Kurländer Christoph Friedr. Neander (1724 † 1802) ist durch seine „Geistlichen Lieder“ (Riga u. Lpz. 1766 u. 2. u. letzte Sammlung 1774) als Dichter in Deutschland bekannt. So finde ich z. B. im Hallschen Gesangbuch (10. Aufl. 1834) noch folgende 6 Lieder von Neander aufgenommen: „Dich bet' ich an, erstandener Held“ (Nr. 215), — „Dich, Herr und Vater aller Welt“ (Nr. 319), — „Erhabener Gott, ich Staub und Sünder“ (Nr. 426), — „Gott, mein Vater, ich das Kind“ (Nr. 428), — „Christ, alles was Dich kränkt“ (Nr. 606), — „Er eilt, der letzte von den Tagen“ (Nr. 930). — In seiner Heimat hatte man über ihn als Dichter eine geringere Meinung. Bertholz (S. 72) kennt nur noch ein Kirchenlied von Neander: „Lobfinge, meine Seele dem Welterlöser“ (Nr. 59 bei Bertholz u. im Rig. Gesangbuch v. 1855 unter Nr. 160), doch das Revaler Gesangbuch von 1887 Nr. 586 kennt nur sein Lied vom Tode:

„Gern will ich mich ergeben,  
dich zu verlassen Welt.  
Ich geh' zum bessern Leben  
sobald es Gott gefällt. . . .  
So ist, obgleich ich sterbe,  
doch Sterben mein Gewinn,  
ich bin des Himmels Erbe;  
Dein Wort sagt, daß ich's bin.“

Über Neander hat wohl am ausführlichsten seine Freundin Elise v. d. Necke: „Über C. F. Neanders Leben und Schriften“ (Berlin 1804) geschrieben. Auffallend aber ist es, daß man über diese so bekannte Poetin als Kirchenlieder-Dichterin bei uns im Lande so gut wie garnichts weiß, obgleich sie recht tief-religiöse Gedanken in ihren „Geistlichen Liedern“ (Lpz. 1833) herausgegeben von C. A. Tiedge, veröffentlicht hat. Im zitierten Hallschen Gesangbuch von 1834 finde ich z. B. unter Nr. 343 ein Lied „Durch Dich, Du höchstes Gut“ von Elise v. d. Necke (1756 † 1833), aber kein einziges in unsern Gesangbüchern.

Noch bekannter in der Weltliteratur als diese Kurländerin, ist die Rigenserin Juliane v. Krüdener, geb. v. Vietinghoff (1764 † 1824). Auch sie ist Verfasserin einer Anzahl religiöser Lieder. So unter anderen des Liedes:

„Ich lag in tiefen Todesbanden,  
begraben unter Sündenlast;  
ich war verbannt in fremden Landen,  
ich hatte weder Ruh' noch Rast . . .  
So lag ich da in heißen Schmerzen  
und brachte alle Schulden mit.  
Ich war gefallen aus dem Herzen  
der Liebe, gegen die ich stritt.“

oder des Liedes „Ozean, du bist erschienen, Sonne, du entsteigst dem Meer“, in dem es heißt:

„Deiner Liebe Glanz und Größe,  
Deine unnennbare Huld,  
fiel auf meine Sündenblöße  
und verzehrte meine Schuld!“

Bekannter als Dichter unter uns ist der Livländer Karl Gotth. Graß (1767 † 1814). Er war ein Freund Schillers, mit dem er bis zu dessen Tode korrespondierte. Unter seinen geistlichen Liedern erwähnt J. v. Sivers (Deutsche Dichter in Rußland. Brln. 1855) S. 129, daß ihm im Rigaschen Gesangbuch (Jahrgang fehlt) 10 Lieder (Nr. 23, 285, 327, 424, 614, 632, 640, 690, 734 u. 781) angehören. Nach langem Suchen fand ich die Graßschen Lieder in der „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder“ (Riga 1825, 3. verb. Aufl.) und Seite 818 bestätigte mir die Siverssche Angabe der 10 Nummern. Die Lieder haben folgende Anfänge: „Die Welt ist meines Gottes Welt“, — „Wir sammeln uns vor Dir, o Herr“, — „Ich geh' hinaus zur Frühlingsflur“, — „Schau, mein Geist, zu Gott empor“, — „Steig empor, mein Dank, werde Lobgesang“, — „Sei willkommen Abendstille“, — „Es strömen unsre Lebens Tage“, — „Ich habe Gottes Weg gesehn, und falte meine Hände“, — „Weggehn ist des Pilgers Loos“, und

„Wenn oft in feierlicher Stille  
vom Todesgram der Welt entführt,  
mein Herz in tiefer Wehmuthsfülle,  
sich über Zeit und Grab verliert;  
dann hör' ich, daß es in mir spricht:  
Ich bin! und d'rum vergeh' ich nicht.“

Aus allen diesen Graßschen Liedern spricht ein religiös-poetischer Geist in allgemein verständlicher Sprache. Weshalb sie alle aus den weitem Auflagen verschwunden, ist mir nicht bekannt.

Einen andren Kirchenlieder-Dichter lernte ich nur durch unser Schriftsteller-Verikon kennen, nämlich unsern verstorbenen Oberpastor Dr. Karl Grave (1784 † 1840). Er ist der Dichter von zwei Kirchenliedern, die sich in der „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder“ (Riga, 1810 u. 1825) unter Nr. 844 u. 850 befinden :

„Zu des ernsten Lebens Weihe  
brach der Feiernmorgen an ;  
wir betreten heut auf's Neue,  
Pilger, uns're Lebensbahn.  
Durch der Erde Staubgewimmel  
leitet sie uns auf zum Himmel“ zc. und

„Was jetzt Herz und Mund beschworen,  
was mit Schauern euch durchsbebt,  
übt es, übt es, neugeboren  
durch den Gott, der euch erhebt !  
Zu des Heiligtumes Stufen  
werdet ihr jetzt hingerufen,  
eure Herzen, treu und rein  
dem Unsterblichen zu weihn“ zc.

Auch diese Konfirmations-Lieder sind aus unfrem Gesangbuch verschwunden. Ebenso sind die Karl Ulmanschen Lieder ausgemerzt worden, von denen freilich Dr. C. A. Bertholz meinte, sie wären „schön“, doch da der Name des Verfassers in dem sog. Ulmanschen Gesangbuch von 1843 „nicht namhaft gemacht“ ist, so kennt man eben den Verfasser nicht.

Nun, Karl Ulmann, der berühmte Rektor der Dorpater Univerität und nachmalige Bischof (1793 † 1871) war schon als Student in Jena einer der ersten Dichter der 1815 gegründeten „Burschenschaft“, indem er zur Erinnerung der Pariser Friedensfeier ein Lied dichtete, welches die vereinigte Jenaer Studentenschaft mit entblößtem Haupte am 18. Januar 1816 auf dem Jenaer Marktplat sang. Das Lied ging nach der Melodie : „Nun danket alle Gott“ und wurde besonders der letzte Vers mit Begeisterung gesungen, den uns die Gebrüder Keil (Geschichte der Jenaer Studentenschaft S. 374) wie folgt überlieferten :

„Laß stets mit treuen Sinn  
an Deine Hülf' uns glauben,  
laß, sinkt auch alles hin,  
dieß keine Macht uns rauben.  
Erfülle uns mit Mut  
für Freiheit, Licht und Recht,  
dann strebt zum höchsten Gut  
ein besseres Geschlecht.“

So wenig Karl Ulmann je davon sprach, daß er ein „Burschenschaftler“ war, so verlor er auch nie ein Wort darüber ein „Dichter“ zu sein. Dennoch war er Beides und ich stehe nicht an, ihn als den Dichter der Lieder anzusehen: „Heiland, bittend kommen wir zu Dir“, — „Herr, laß zu Deines Namens Ehr“, — „Ich weiß ein schön'res Vaterland“, und

„Unsre Tage sind gezählt,  
und gezählt die Stunden;  
was uns ängstet, drückt und quält,  
bald ist's überwunden.  
Ein Befreier uns der Not  
naht, von Gott gesendet;  
ein Befreier ist der Tod,  
der die Mühen endet“ zc.

Diese 4 Lieder finden sich zuerst im Ulmannschen Gesangbuch 1843 gedruckt vor und sind auch bei Bertholz 1845 unter Nr. 32, 37, 48 u. 78 zu finden. Die beiden ersten Lieder sogar noch jetzt im Nevaler Gesangbuch von 1887 Nr. 265 und 267, wenn auch mit dem Vermerk: Verfasser unbekannt. Wie die Graßschen Lieder alle seinen Geist verraten, so auch die Ulmannschen hier, seinen Geist, seine Liebe und sein Vertrauen auf die Allmacht Gottes.

Wie wenig wir mit unsren Dichtern und Komponisten vertraut sind, konnte man aus der Anfrage: „Wer ist unter dem „Kettlerschen Choral“ als Dichter und Komponist zu verstehen?“ („Düna-Ztg.“ 1895 Nr. 173). Es erwies sich, daß weder der Herzog Jakob, geschweige denn der Herzog Gotthard Kettler von Surland der Dichter und Komponist ist, sondern daß der Komponist, wie ich in der „Düna-Ztg.“ 1896 Nr. 28 mitteilen konnte, der Hofrat Alexander v. Kettler (1801 † 1875) gewesen ist. Der Text des Liedes

„Heiland, Du nur kannst mich retten,  
wenn mir Niemand helfen kann;  
beten will ich, ich will beten,  
schau mich mit Erbarmen an.  
Reiß die Wurzel meiner Schmerzen  
reiß die Sünd' aus meinem Herzen;  
meine Seele fleht zu Dir,  
sende Deinen Geist zu mir“ zc.

ist unterzeichnet: „J. C. L.“ und war von Alex. v. Kettler dem Hofnerschen Gesangbuch (1825, 3. Aufl.) Nr. 395 entnommen. Die Komposition gelang unsrem Landsmann in großartiger Weise. „Die Harmonie ist wunderschön und die Melodie erhaben, maje-

stättisch in der Wirkung.“ Sie entstand in Hapsal, wo er lebte, wahrscheinlich 1833. Der erste Pastor, der diesen prachtvollen Choral in unsren Kirchengesang einführte, war der fromme Prediger August Fr. Huhn an der Olai-Kirche in Reval, aber sein Nachfolger strich diesen Choral wieder aus dem Gottesdienst, vielleicht weil er ihm zu weltlich klang. Nun, diesen Choral habe ich bei Karl Blossfeld, Riga 1899, drucken lassen und er ist somit für jedermann leicht zugänglich, der sich für erhabene Kirchenmusik interessiert. Bemerken will ich dabei, daß der Choral seitdem in verschiedenen Kirchengemeinden z. B. in Ürgüll usw. eingeführt ist und den Komponisten und Orgelvirtuosen Adam Dre zu einer Orgelphantasie über diesen Choral begeisterte, die er in vielen Städten Deutschlands und auch in Riga in seinen Kirchenkonzerten uns vorgeführt hat.

In meiner musikhistorischen Anregung: „Zur Geschichte der Musik im Baltenslande“ (Balt. Monatschr. 1912 S. 153 f.) erlaubte ich mir in Betreff des Volks- und Kirchenliedes zu bemerken:

„Bereits Rob. Schumann, wie besonders unser Landsmann Julius Grimm betrachteten als die Grundlage aller echten musikalischen Bildung das Volkslied und den kirchlichen Volksgefang. Sie waren beide dafür, daß in unsren protestantischen Kirchen der liturgische Gottesdienst größere Verbreitung finden sollte. In diesem Sinne veröffentlichte u. a. auch Julius Grimm eine der ältesten deutschen Kirchenkompositionen. Ich meine hier die seelenvolle Komposition des Minnesängers Heinrich von Laufenberg von 1430: „Ich wollt, daß ich daheim wär“ in neuer, schöner und sinniger Bearbeitung 1899. (Zu beziehen von der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst in billigen Extrablättern durch jede Buchhandlung).“

Hier will ich nur die Aufmerksamkeit unsrer Geistlichkeit auf die große Wirkung des erhebenden griechisch- und römisch-katholischen Kirchengesanges lenken, wie diese Macht der Töne zur inneren Andacht die Andächtigen lenkt. Ich möchte sagen: diese religiös-poetische Musik verbindet uns mit diesen Kirchen. Nahm doch die griechisch-katholische Kirche unsern Gesang: „Ich bete an die Macht der Liebe“ (gedichtet von Gerhard Tersteegen † 1769)

auf, welches Lied der Lieblingschoral Kaiser Wilhelms I. war, warum sollen wir nicht auch Palastrina und andre Gefänge aufnehmen? Freilich gehören dazu tief religiöse allgemein verständliche Texte und unsre Kirchenlieder sollten daraufhin streng geprüft werden.

In diesem Sinne habe ich die Dichterin des in zahlreiche Sprachen übersehten Liedes

„So nimm denn meine Hände und führe mich  
bis an mein selig Ende und ewiglich.

Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt,  
wo Du willst geh'n und stehen, da nimm mich mit.“ zc.

zu werten versucht; (im Rigaer Almanach 1912). Julie Hausmann (1826 † 1901) steht in diesem Kirchenliede in ihrer Wort- und Tondichtung so hoch da, wie nur wenige der Allergrößten. Und diese Rigenlerin hat so manches andere tief religiöse Lied verfaßt, welches überall in evangelischen Gemeinden Aufnahme fand, nur nicht bei uns — in ihrer Heimat! Lieder wie: „Eine Sprache kenne ich, die in aller Welt viele tausend Seelen eng zusammenhält“ (nach der Mel. „Jesu Gnaden Sonne“) und „Wem Liebe fehlt, der geh' zu Dem, der Liebe geben kann“ (nach der Mel. „Ich singe Dir mit Herz und Mund“) wiegen ganze Gesangbücher auf.

Ihr ganzes Leben ging in Liebe auf, Wohlthaten nach ihren Kräften und Vermögen anderen Menschen zu erweisen, war und blieb ihr Lebensinhalt. Von ihr stammt auch das Lied

„Freuet euch, kein Scheiden mehr unsrer Liebe droht!  
Hölle, wo ist dein Sieg? Wo dein Stachel Tod?  
Unser ein und alles Er, Leben, Licht und Heil,  
Herrlichkeit und Ewigkeit mit ihm unser Teil.“

Auch nachfolgendes Lied mag hier angeführt werden, das nach ihrer eignen Melodie „So nimm denn meine Hände“ zu fingen ist:

„Es gibt nur eine Freude, die Freud' in Gott,  
wo diese Freude fehlet, ist alles tot;  
da ist die Frucht verdorben und ohne Kern,  
der Himmel ohne Sonne und ohne Stern.

Ich hab' es ja erfahren, unzähl'ge Mal,  
wo ich den Herrn nicht hatte, war alles schal.  
Der hellste Freudenschimmer, er wurde bleich,  
war ich in meinem Herzen in Gott nicht reich.

Wie wird mir jede Gabe durch Jhn versüßt,  
könn't ich die Hand nur sehen, aus der sie fließt.  
Herr Jesu, Du mein Leben, Gott alles Licht's,  
O laß mich Dich nur haben, sonst hab' ich nichts.“

Ihre Lieder erschienen zuerst unter dem Titel „Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande. Dargereicht von Pastor Gustav Knaf“ (Berlin 1863) und als ihr Name gegen ihren Wunsch bekannt wurde, nach ihrem Tode mit ihrem Namen unter dem Titel: „Blumen aus Gottes Garten“ (Herborn 1902).

Von der Entstehung des Kettlerschen Chorals 1833 bis zur Entstehung des Hausmannschen Chorals 1863 ist nur ein kurzer Weg von 30 Jahren, doch von der Geburt Alexander v. Kettlers 1801 bis zum Tode der Julie Hausmann 1901 ist ein ganzes Jahrhundert dahingegangen. Was wir Baltens aber während dieser Zeit an Kirchenliedern hervorbrachten, ist kaum der Rede wert. Weder das Lied des Bischofs Dr. Peter A. Poelchau (1803 † 1871) „Bricht ein Menschenherz, fühlt die Liebe Schmerz“ (Rigaer Gesangbuch von 1853 Nr. 676), noch das Lied des Oberpastors Dr. C. A. Bertholz (1805 † 1889) „Herr Jehovah Zebaoth, was Du sprachst im alten Bunde“ (Rigaer Gesangbuch v. 1853 Nr. 368), noch das Lied des Pastors August Ferd. Huhn (1807 † 1871) „Des Herren Güte ist's alleine, daß es mit uns noch nicht gar aus“ (Revaler Gesangbuch von 1887 Nr. 302) werden sich vermutlich lange halten.



# Historische Miscellen.

## Der Empfang der Russen in Lübeck 1813.

Mit welcher Begeisterung im März 1813 die russischen Truppen in Lübeck als Befreier begrüßt wurden, darüber berichtet nachstehender Brief eines Lübeckers, den dieser am 11./23. März an seinen in Riga lebenden Sohn schrieb und der damals in der „Rig. Ztg.“ (Nr. 25 vom 26. März) veröffentlicht wurde:

„Lange habe ich nicht mit so frohen Gefühlen die Feder ergriffen, um an Dich zu schreiben, wie heute. Mehr als wir hoffen durften, ist uns in diesen Tagen geworden. Alexander hat uns unsre Freiheit wiedergegeben. Der Himmel wird geben, daß wir sie behaupten können. Ghegestern den 21. März, gegen 1 Uhr rückten unter Anführung des Oberstleutnants Benkendorff die ersten 200 Mann Kosaken ein. Den Jubel Lübecks zu beschreiben würde ein fruchtloses Unternehmen sein. Er läßt sich garnicht denken, und die lebhafteste Imagination kann sich das nicht vorstellen, was unser Auge sah.

Ich will Dir in Kürze die Geschichte der letzten Wochen erzählen; da ich aber eilend und daher auch flüchtig schreiben muß, darfst Du es mit den Worten so genau nicht nehmen.

Am 25. Febr. hatten wir, da die Köpfe durch die Nachricht von der Ankunft der Russen in Berlin bereits exaltiert waren, einen kompletten Volksauflauf. Einige Chefs von der Douane und Regie, welche mit Geldern abreisten, wurden insultiert und vom Pöbel verfolgt; der Polizeikommissär, der Ruhe gebieten wollte, mit Kot und Steinen begrüßt; das Reichswappen über dem Bureau der Regie ward nicht nur herunter gerissen und mit Füßen zertreten und zer schlagen, sondern unter fürchterlichem Lärmen

zog der Pöbel alle Straßen durch und ruhte nicht eher, als bis alle Schilder und Adler, deren es eine große Menge in der Stadt gab, abgenommen waren; die Trümmer derselben wurden als Trophäen umhergetragen und: es lebe Alexander! gerufen. Gegen Mittag ward Generalmarsch geschlagen. Das Militär (es bestand aus der 54. Kohorte des 1. Banns der Nationalgarde) besetzte die Hauptplätze der Stadt und patrouillierte stark. In der Gegend des Kuhsootes ward von Gassenbuben nach einer Patrouille mit Steinen geworfen, diese gab Feuer und tötete einen Berückmacher. Nächst dem formierte sich eine Bürgerwache und die Ordnung ward völlig wieder hergestellt. Am folgenden Morgen verließ uns das sämtliche Militär. Mit ihm entfernten sich zugleich alle Autoritäten mit ihren Employés, Polizeikommissär, Douanen, Gensdarmierie, kurz alles was nur als Franzose angesehen werden konnte, mit der größten Eilfertigkeit; um sie gegen die Insultierungen des Pöbels zu schützen wurden sie von starken Bürgerwachen eskortiert. Die Douanen, welche sich aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengezogen hatten, zogen an 150 Mann stark mit Trommeln ab und hatten eine besonders starke Bürgereskorte. So waren wir uns denn schon gewissermaßen selbst überlassen und ohne Schutz. Die Bürger besetzten die Tore und Wachen in der Stadt. Mit diesem Augenblick hörte denn auch aller Regie und Douanen-Zwang, der hier wie die Hölle verhaßt ist, auf. Kleine Erzeße abgerechnet, erhielt sich nun die Ruhe bis zum 13. März. Der Postmeister Le Jeune hatte nämlich die Dreistigkeit wieder zurückzuführen, und ohnerachtet er wegen mancher Brellerei und willkürlicher Portoerhöhungen verhaßt war, seine Funktionen fortzusetzen. Das Volk versammelte sich Nachmittags vor dem Schütting, wo er wohnte und verlangte seine Person. Man fing an die Fenstern einzuwerfen und die Unruhen nahmen in dem Maße zu, daß die Lärmtrommel geschlagen und ein bedeutender Teil der Bürgerschaft zu den Waffen gerufen werden mußte. Mit der Bürgerwache drang auch der Pöbel ins Haus, spolierte und zernichtete manches in demselben, und nicht ohne alle Schläge ward Le Jeune, von der Bürgerwache eskortiert, bis zu ihrer Hauptwache gebracht, von wo aus man ihn, da es dunkel zu werden anfang, durch das Holsteintor nach Fackenburg begleitete und hier dem Schutze der Dänen übergab. Da schon eine Menge Menschen sich im voraus vors Tor begeben hatte, so war man doch nicht imstande, ihn gegen alle Gewalt des Pöbels zu schützen. Er wurde vielfältig gemißhandelt, an die Erde geworfen,

geschlagen, mit den Füßen getreten, seiner Uhr, Geldbörse und selbst seiner Kleider beraubt und mußte froh sein, mit dem Leben davon zu kommen.

Der 19. März war ein für Lübeck unvergeßlicher Tag. Nachdem russische Truppen sich in der Nähe Hamburgs gezeigt hatten, waren die Herren Coht und Dr. Sach nach Hamburg gesandt, um die Stadt der Milde und dem Schutze des Befehlshabers zu empfehlen. Dieser wollte keine Deputation vom Maire und der Municipalität, sondern nur vom alten Senate annehmen. Er erklärte: der Kaiser wolle die Freiheit der Hansestädte, wie sie ihre Regierungsformen einrichten wollten, wäre ihm gleich; nur müsse alles Französische sogleich abgetan werden und keine von Franzosen eingesetzten Behörden sich mehr finden. Diese und andre Erklärungen überbrachte eine Stafette in der Nacht auf den 19. Des Morgens früh löste der Mair die Municipalität auf, ersuchte die Herren Bürgermeister Lindenberg und Tesdorpf das Regiment wieder zu übernehmen. Sie konvocierten die vorhandenen Mitglieder des Senate. Man wußte sich dieses nicht zu erklären. In der Gegend des Rathhauses fing es an lebhaft zu werden, als aber unerwartet die Lübeckische Flagge aufgesteckt ward, entstand ein allgemeiner Jubel. Mehrere Flaggen wurden eiligst hervorgehoben, durch die Stadt getragen und alle Straßen wurden mit Menschen und Hurra! ausgefüllt. Der Senat konstituierte sich provisorisch aufs neue. Herr Tesdorpf übernahm das Direktorium und hob die Sitzung auf, um gegen 2 Uhr wieder zusammen zu kommen. Die Bürgerschaft veranlaßte eilend manche Feierlichkeiten. Der Jubel war über alle Beschreibung, und nie sah wohl Lübeck einen froheren Tag, wie den heutigen, den das schönste Frühlingswetter begünstigte. Unter Vergießung vieler Tränen des Dankes und der Freude verkündigte einer dem andern die frohe Begebenheit. Das Rathhaus ward mit vielen Flaggen geschmückt, alle Ämter hingen ihre Fahnen an demselben aus und über alle reichte aus dem Dache eine große russische Flagge. Ein noch aufbewahrter Lübeckischer Adler wurde hervorgehoben und über der Rathauswache befestigt. Jeder Mensch hatte seinen Hut mit grünen Zweigen geziert, zum Teil auch mit roten und weißen Bändern. Es bildeten sich mehrere Bürgerkorps zu Pferde und zu Fuß. Ein starkes Korps begleitete den Bürgermeister Tesdorpf ins Rathhaus. Der Zug ward mit Musik eröffnet. Man hatte die Pferde abgespannt, er ward von Bürgern, zum Teil den angesehensten, gezogen. Während der Senat versammelt war, etwa

um 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr, wurde mit allen Glocken geläutet; die Bürgerkorps zogen mit ihrer Musik nach dem Markt, schlossen einen Kreis und sangen: Nun danket alle Gott! und nie ward wohl ein Danklied in Lübeck feierlicher und unter Vergießung mehrerer Tränen gesungen als dieses. — Wahrlich, es griff mächtig ans Herz! — Gott lebt noch! — Gibt's noch eine Vorsehung? — und dergleichen hörte ich laut hie und da unter Tränen zurufen; Freudenschüsse hörte man den ganzen Tag außer der Stadt wie in den Straßen bis spät in die Nacht. Des Abends war die ganze Stadt freiwillig erleuchtet. Die russischen, preussischen und schwedischen Konsuls ließen die Fahnen ihrer Nationen aus ihren Häusern wehen. Beim Wegfahren aus dem Senate wurden beide Bürgermeisterwagen wieder auf einem Umwege von den Bürgern nach Hause gezogen. Am folgenden Tage währte dieser Jubel noch fort.

Wie war aber wohl die Volksfreude allgemeiner und größer, der Ausdruck derselben herzlicher, lebhafter und ausgezeichneteter, als am 21. beim Einrücken der ersten russischen Truppen. Schon nach Grünau (1 Meile) waren ihnen die Herren Coht und Hach als Deputierte entgegengesandt, sowie die bürgerliche Kavallerie, wo sie mit einem Frühstück bewirtet wurden. Etwas näher der Stadt wurden sie von den übrigen, zu verschiedenen Korps sich gebildeten Bürgern erwartet. Den Zug eröffnete Bürgerkavallerie, zwischen welcher die beiden Deputierten in einem Wagen und Herr von Schlözer<sup>1</sup> (russ. Konsul) in einem andern fuhren, hierauf folgte das Amt der Zimmerleute, der Maurer, der Weber usw. mit ihren Fahnen und Insignien, die zahlreiche Bürgergarde in einer gleichen Uniform, ein anderes bewaffnetes, aus jungen Leuten gebildetes Korps, die Judenschaft mit ihren heiligen Decken, die Schiffer und Seefahrenden mit einem Schiffe, das auf Stangen getragen wurde, und vielen Flaggen. — 30 Töchter der angesehensten Bürger, weiß gekleidet mit grünen Guirlanden und Blumenkränzen, welche ein Lied sangen, von welchem ich Dir eine Abschrift beilege<sup>2</sup> (es ist vom Prof. Hermann) und Blumen streuten. Beim Empfange hatten sie dem Chef bereits ein andres Gedicht und einen Blumenkranz, den er beim Einzuge überm Arm

1) Karl von Schlözer, der Vater des bekannten Geschichtschreibers und Diplomaten Kurd v. Schlözer.

2) Das Gedicht ist zu langatmig, um hier wiedergegeben zu werden; es endete mit dem Refrain:

Alexander leb' und sein siegreiches Heer!  
Wer zum Schirme sie hat — was bedarf der mehr?

trug, überreicht. Den Zug vermehrten die Schüler einiger zahlreicher Schulen, mit Bändern, Säbeln und Fahnen geziert, angeführt von ihren Lehrern, und sämtliche Waisenkinder. Bei der Annäherung des Zuges an die Stadt erhob sich das Geläute aller Glocken und vom Walle wurden die dort aufgepflanzten Lustkanonen abgefeuert und diese Freudenschüsse den ganzen Tag über von Zeit zu Zeit wiederholt. Ein allgemeiner und froher Jubel begleitete die Sieger, unsere Erretter, durch alle Straßen, bis auf den Kaufberg. Alle Fenster waren mit Damen besetzt, die mit ihren Schnupftüchern weheten. Vor dem Rathause proklamirte der Rat Lübeck's und Deutschlands Freiheit. Eine ungeheure Menschenmenge füllte den ganzen Tag die Straßen und besuchte die Kosaken, die sich bei ihren Pferden gelagert hatten. Der Anblick dieser Menschen erregte bei mir ganz eigene Gefühle. Es gab auch possierliche Anblicke. Fast alle hatten einiges von französischen Kleidungsstücken an sich. Einer trug sogar bei seinem übrigen Anzuge eine gestickte General-Uniform, ein anderer hatte seine Säbelskuppel mit vielen Croix d'honneur behangen, noch ein anderer soll ein ganzes Taschentuch voll dergleichen Dekorationen gehabt haben. Da ihre Fasten sind, so waren ihnen einige Tonnen Heringe, auch geräucherte, und Kartoffelsalate nebst reichlichem Branntwein hingeschickt und sie schienen himmlisch vergnügt zu sein, hatten auch zum Theil schon ihre Mützen mit roten und weißen Bändern geziert. Des Abends war die ganze Stadt wieder illuminirt. Man sah hie und da sinnreiche Inschriften und Verzierungen, an unzähligen Stellen Alexanders Büste mit Lorbeeren gekrönt. Die einzelnen Korps zogen mit Musik durch die Stadt, brachten dem russischen Chef, sowie dem Bürgermeister und Konsuls ein Vivat. Es wurde unter andern auch ein Siegeswagen mit weißen Pferden durch die Stadt gezogen. Er war transparent erleuchtet und hatte die Inschrift: „Vor mir der Schrecken! hinter mir der Sieg! unter mir die Lüge!“ — So groß auch das Gewühl der Menschen überall war, so ward doch das allgemeine Vergnügen auch nicht durch den geringsten Erzeß gestört. Der Tag war der schönste Frühlingstag, den man sich nur denken konnte. Morgen, da man den General Tettenborn erwartet, werden, wie ich höre, alle diese Feierlichkeiten wiederholt werden, die, wenn der gute Kaiser selbst käme, durchaus nicht größer sein könnten. Schon des Nachmittags wurden einige Proklamationen angeschlagen, welche theils die Freiheitserklärung der Stadt, theils die Auslieferung des franzö-

fischen Gouvernements-Eigentums, teils die Aufforderung an junge Leute, zu den Waffen zu greifen und zu dem zu errichtenden hanseatischen Korps freiwillig zu treten, betreffen. Zu diesem hatten sich gegen Abend schon 33 Jünglinge aus unsern ersten Familien gemeldet. 180,000 Mark werden zur Equipierung dieses Korps gefordert. Die Senatoren haben sich für diese Summe vorläufig unterschrieben. Auf unserer Trave fängt schon wieder Leben an. Man arbeitet an unsern halbvermoderten Schiffen. Übermorgen wird das erste auslegen und mit Korn nach Schweden gehen!"

\*

Tettenborns Proklamation an die Lübecker („Nig. Btg.“ 1813 Nr. 26) lautete:

„Ihr seid dem Beispiel der Stadt Hamburg gefolgt, und habt die französischen Autoritäten abgesetzt, noch ehe die russischen Truppen euer Gebiet betraten; nehmt dafür die Versicherung der Zufriedenheit meines erhabenen Monarchen und den Dank eurer deutschen Brüder. — Jetzt, ihr braven Lübecker! gilt es, eure Freiheit zu behaupten und die Unabhängigkeit Deutschlands erschreiten zu helfen. Das Schwert zur Hand! zeigt euch eurer tapfern Vorfahren würdig und gedenkt des Ruhmes, den Lübeck einst als hanseatische Bundesstadt genoß. Es wird ein hanseatisches Korps errichtet und nur Freiwillige werden darin aufgenommen werden, herbei demnach, wer sich wehrhaft fühlt und wem die Liebe zum Vaterlande und die Schmach der Unterdrückung nicht leere Worte sind.“



## Literarische Rundschau.



### Das akademische Album des Rigaschen Polytechnikums.

Zur 50-jährigen Jubelfeier des baltischen Polytechnikums ist im Verlage von Jond & Poliewsky, Riga, eine neue Ausgabe des akademischen Albums erschienen,<sup>1</sup> und zwar zugleich in deutscher und russischer Sprache. Eine große, unendlich mühevollte Arbeit, der sich die Philister der drei ältesten Korporationen M. Rosenfranz, Fr. Balt., P. Niebenschahm, Conc. Rig. und J. Dahlsfeld, Rub., sowie der Adj:Prof. E. Brizke mit außerordentlicher Sorgfalt unterzogen haben, während die Redaktion der russischen Ausgabe von Ing:Techn. G. Schmaehling besorgt wurde. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Beschaffung der Lebensdaten der ehemaligen Polytechniker auf bedeutend größere Schwierigkeiten stoßen mußte als das etwa beim Album academicum der Universität Dorpat der Fall war. Daher ist es gewiß kein Wunder, wenn hier viel häufiger als dort bei einzelnen Namen die Bemerkung hinzugefügt werden mußte: Nähere Daten fehlen. Immerhin ist aber doch erstaunlich, wieviele genaue Lebensdaten hier zusammengebracht werden konnten und das spricht laut und deutlich für das lebendige Interesse, das sich die ehemaligen Studierenden des Polytechnikums für ihre alma mater bewahrt haben.

Die Anordnung ist eine etwas andere als beim Dorpater Album, indem die fortlaufende Reihe der Matrikelnummern nicht durch die Angabe der Lehrjahre (Semester) gegliedert ist. Das hätte indessen mit leichter Mühe etwa durch die Angabe der betr.

<sup>1</sup>) Alb. acad. des Polytechn. zu Riga 1862—1912. Mit c. Abbild. u. einer graphischen Tabelle. 826 S. Preis 5 Rbl. — Die russ. Ausgabe, 815 S., Preis auch 5 Rbl.

Jahreszahlen über den einzelnen Kolonnen geschehen können. Sehr dankenswert ist dagegen, daß überall die etwaige Zugehörigkeit zu einer der neun studentischen Korporationen vermerkt worden ist, was im Dorpater Album ja nicht der Fall ist. Andererseits scheint uns hier des Guten in einer Hinsicht auch zuviel getan, indem von den noch lebenden ehemaligen Studierenden nicht bloß ihr jetziger Wohnort, sondern sogar die nähere Adresse, d. h. Straße und Hausnummer angegeben ist. Indessen sind das ja doch Angaben, die in zahllosen Fällen schon nach wenigen Monaten nicht mehr stimmen, also wertlos sein werden; man darf sie daher wohl als überflüssig bezeichnen.

Hinzugefügt ist ein kurzer Überblick über die wichtigsten Daten aus der Entwicklung des Instituts, ein Verzeichnis der Lehrkräfte und einige statistische Tabellen, alles bearbeitet von Ing: Techn. G. Schmächling.

Von 1862 an bis zur Gegenwart haben im Ganzen 287 Lehrkräfte am Polytechnikum gewirkt, von ihnen sind wohl nicht weniger als 143, also genau die Hälfte, als baltische Landsleute anzusprechen.

Das Album zählt bis zum Beginn des J. 1912 im Ganzen 9931 Studierende auf. Von diesen stammten 4037 d. h. 40,65% aus den Ostseeprovinzen, 4981, d. h. 50,15% aus dem übrigen Rußland und bloß 260 Personen anderswoher. Berücksichtigt man aber die beiden Abschnitte der Entwicklung des Polytechnikums, in die sie durch die „Reorganisation“ zerfällt, dann stammten in der ersten Periode bis 1895 — 31,52%, in der zweiten Periode bis 1912 — 52,7% aus den baltischen Provinzen, ein deutliches Zeichen dafür, wie stark bei uns in den letzten 20 Jahren das Interesse an Technik und Industrie gewachsen ist; dagegen stammten aus dem übrigen Rußland in der ersten Periode 65,38%, darunter die meisten aus Polen, in der zweiten Periode — 44,7%.

Die Frequenz unsres Polytechnikums hat seit 1863 bis jetzt ganz stetig zugenommen und ist allmählig von 16 auf 1860 gestiegen. Nur zweimal im Laufe dieser 50 Jahre ist ein Rückgang zu bemerken: von 1900—1903 fiel die Zahl der Studierenden von 1753 auf 1527 und im Revolutionsjahre 1906 von 1681 auf 1319; seitdem ist sie wieder in stetigem Steigen be-

griffen. Von Interesse ist auch die Frequenz, welche die einzelnen Studienggebiete aufweisen. Ihre höchste Zahl erreichten im letzten Lehrjahre 1911/12 die Maschineningenieure mit 513, die Handelswissenschaftler mit 351, die Landwirte mit 274 und fast um dieselbe Zeit (1910/11) die Architekten mit 152 Studierenden. Dagegen ist das Studium der Chemie seit 1900 von 382 auf 298, das der Ingenieurwissenschaft seit 1905 sogar von 417 bis auf 273 zurückgegangen.

Von allen bisherigen 9931 Studierenden oder vielmehr, da wir von dieser Zahl die gegenwärtig noch studierenden Polytechniker also etwa 1860 billig abziehen müssen, von 8071 Personen, die unsre Hochschule besuchten, haben nicht weniger als 3831, d. h. volle 47,46% ihr Studium mit dem Diplom zum Abschluß gebracht; man wird das als ein sehr erfreuliches Resultat bezeichnen dürfen. Die beiden ersten, die im J. 1865 ihr Diplom erhielten, waren zwei Balten: Fr. Wilh. v. Bergmann aus Livland als Landwirt, der gegenwärtig Arrendator von Saddingüll bei Dorpat ist, und Oskar Hensell aus Dagö, bis 1908 im Ausland wie im Inland an vielen Orten als Fabrikingenieur tätig, seitdem aber Bibliothekar des Deutschen Vereins in Riga.

Das Album ist von der Müllerschen Druckerei in Riga gedruckt worden, überaus klar und geschmackvoll, und wenn man bedenkt, daß diese Offizin beide Ausgaben in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünf Monaten hergestellt hat, so wird man einräumen, daß sie ihrer Leistungsfähigkeit ein ganz vortreffliches Zeugnis ausgestellt hat.

Wir möchten es uns nicht versagen zum Schluß die Worte herzusagen, mit denen die Bearbeiter im Vorwort ihrer Arbeit das Geleit auf den Weg geben: „Das Album academicum möge das erhoffte Interesse finden und mit dazu beitragen, den Konnex zwischen den einzelnen Gliedern der alma mater unter sich und mit ihrer Bildungsstätte, der technischen Hochschule zu Riga, zu fördern und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen dem ältesten Philister und dem jüngsten Studenten zu beleben und zu festigen, zum Gedeihen des Ganzen wie des Einzelnen, zum Nutzen der Hochschule sowie der Industrie, des Handels und Verkehrs unsrer Heimat.“

FB.

## Der Narr in Christo.

Zwei Meinungsäußerungen zu Gerhart Hauptmanns Roman.

### I.

Im Mittelpunkte des Buches steht die Gestalt des Narren Emanuel Quint. Ein guter und wahrhaft religiöser Mensch, der in seinem inneren Erleben immer weiter und weiter getrieben, dazu gelangt, sich für den Heiland zu halten. Aus diesem Grunderlebnis heraus wächst nun eine ans Fabelhafte streifende Ähnlichkeit mit dem Leben Jesu. Quint lebt bei der Mutter und dem Stiefvater, einem Tischler, er zieht sich von ihnen zurück, tut auf einem Marktplatz seine erste Bußpredigt, begibt sich in die Einsamkeit, wo er immer größerer Offenbarungen teilhaftig wird, überwindet Versuchungen, wird getauft von einem schwärmerischen Prediger, beginnt ohne sein Zutun Jünger an sich zu ziehen, die ihn mit schwärmerischer Glut verehren, wengleich sie seine mystische Vereinigung mit Gott-Christus nicht verstehen, sondern die Hoffnung auf ein 1000-jähriges glückseliges Reich an ihn knüpfen. Bald meldet sich auch die Feindschaft der Welt, die sich nicht nur in Verachtung und Verspottung, sondern auch in wütender Verfolgung Bahn bricht. Während Quint durch eine wohlhabende Gönnerin ein Asyl findet, schließt sich seine Gemeinde, durch einige seltsame Krankenheilungen und ähnliche Vorgänge, in ihrem Messiasglauben bestärkt, immer enger zusammen, ohne ihr Haupt in chiliaistischen Hoffnungen und enthusiastischen Stimmungen verwilbernd. Alle seine Predigten, die sich meist wirklich an Jesu Wort anlehnen, sind unvermögend, ihren Köhlerglauben zu reinigen. Die Jüngerschar, unter denen zwei Brüder an die Söhne Zebedäi erinnernd, ein Schmuggler und eine Sünderin hervorragen, setzt unbeirrt ihre fleischlichen Hoffnungen auf den Messias, der sie nur durch seine Untätigkeit bei erneuten Feindseligkeiten der Welt enttäuscht. Quint begibt sich endlich in dem unbestimmten Gefühl, daß nur der Tod ihn retten könne, nach Breslau, der Hauptstadt. Und auch jetzt entwickeln sich, scheinbar ganz aus den Innern heraus, eine Reihe von Vorgängen, die der evangelischen Geschichte analog sind: eine Kirchenreinigung, Abschiedsreden, das Hervortreten eines Lieblingjüngers, eine Fußwaschung, Anfeindungen der Welt und Verwicklung in einen lebensgefährlichen Prozeß. Erst das Ende bringt dann eine größere Abweichung.

Was soll Emanuel Quint bedeuten? Selbstverständlich soll er eine Form religiösen Wahnes veranschaulichen. Weshalb aber diese beängstigende Analogie mit der Geschichte Jesu? Es hat viele Messiasse gegeben, die außer ihrem eigentümlichen Selbstbewußtsein durchaus nicht in ähnliche Ereignisse, wie Jesus sie erlebt, hineingeführt worden sind. Wenn Hauptmann Schritt vor Schritt diese Ähnlichkeit in der Geschichte Quintens mit der Jesu entwickelt, dann gewinnt man immer mehr den Eindruck, daß es ihm darauf ankommt. Er will gerade die Analogie betonen. Und zwar nicht im Sinne einer Kopie. Vielmehr soll bei Quint alles aus gewissen Voraussetzungen hervorstammen. So entsteht freilich eine Karikatur des Lebens Jesu, aber durchaus nicht im frivolen Sinne. Schon die Aufrichtigkeit und Güte Quintens, sowie der Ernst, der über dem ganzen Buche lagert, schießt jede Frivolität aus. Es läge nun nahe anzunehmen, daß Hauptmann durch seine Analogie den Versuch einer psychologischen Erklärung des Selbstbewußtseins und damit auch der inneren und äußeren Geschichte Jesu habe liefern wollen. Wie ich höre, hat man Hauptmann direkt gefragt, ob er diese Absicht gehabt und er hat die Frage verneint. In der Tat mußte der scharfsinnige Hauptmann sich ja auch gesagt haben, daß die bei aller Güte und Frömmigkeit im Grunde doch unbedeutende Seele seines Narren eine Erklärung des weltbewegenden Geistes Jesu unmöglich bieten könne.

Trotzdem aber verlangt die so geistlich herausgearbeitete Analogie eine Beachtung, es muß in irgend einer Weise gerade mit dieser Analogie etwas gewollt sein. Jedenfalls legt sich folgende Betrachtung nahe. Wenn schon eine schwärmerische, auf Gottes- und Nächstenliebe hin angelegte Natur wie die Emanuel Quintens, auf Grund gewisser innerer Erfahrungen, ohne schöpferisch oder auch nur geistig hervorragend zu sein, doch zu einem so eigentümlichen und hochgespannten Selbstbewußtsein kommen kann, einem Selbstbewußtsein, das dann alle seine weiteren Schicksale nach sich zieht, wiewielfach muß dann eine religiöse und zugleich schöpferisch-geniale Natur, wie die Jesu gewesen, sich ein solches inneres und damit auch äußeres Leben geschaffen haben. Ich meine, dieser Analogieschluß a minori ad majus liegt immerhin nah, und ist er gerechtfertigt, so wäre indirekter Weise zu einer psychologischen Betrachtung Jesu immerhin ein Beitrag geliefert.

Ich betone das Wort *i n d i r e k t*, denn *direkt* haben der gewaltige, die Welt aus den Angeln hebende Geist Jesu Christi und der bemitleidenswerte Schwärmer Emanuel Quint nur wenig mit einander zu tun.

Freilich damit diejer indirekte Wert des Romans für eine Psychologie Jesu vorhanden sei, ist eines nötig: der Narr in Christo muß glaublich sein. Nun macht ihn freilich die große Kunst des Dichters vollständig glaublich. Aber ich möchte auch das Urteil des Religionshistorikers, des Sektenkenners hören. So viel mir bekannt, haben die zahlreichen Messiasse in Sekten usw. neben ihrem hohen Selbstbewußtsein auch stets ein straffes, energisches, aktives, unter Umständen sogar ein grausames Wesen gehabt. Quint dagegen ist nicht aktiv, energisch. Er hat beinahe etwas Schlaffes in seinem Wesen. Erscheint seine Gestalt glaubhaft, wenn man das weite Gebiet des religiösen Wahnes, der Messiasse überblickt? Ist z. B. die Fesselung, die er längere Zeit hindurch auf so manche grobe und feinere Leute ausübt, wahrscheinlich? Ich wünschte eine ernsthafte Prüfung dieser und ähnlicher Fragen durch einen Mann, der ein reiches Material auf diesem Gebiete kennt und überblickt.

Erich v. Schrenk.

## II.

Nicht als ästhetisches Kunstwerk will ich den „Roman“ des hervorragenden Dichters würdigen, sondern als Versuch, messianisches Selbstbewußtsein verständlich und anschaulich zu machen. Daß Gerhart Hauptmanns Buch auch ein solcher sein will, beweisen seine zahlreichen in die Erzählung eingestreuten psychologischen, religionsgeschichtlichen und theoretischen Reflexionen.

Es läßt sich ein doppelter Messiasstypus unterscheiden. Vertreter des einen finden sich nicht selten in Irrenhäusern. Es sind Paranoiker, die an der besondern Art von Größenwahn leiden, die man *paranoica reformatoria* nennt. Sie werden leicht von der Umgebung als Verrückte erkannt und daß sie auf dieselben einen faszinierenden Einfluß geübt, davon ist keine Rede. Höchstens lassen sich einige abergläubische Weiblein und gleichfalls schwachsinelige Männer auf ihre krankhaften Ideen ein. Einen in Riga aufgetretenen Pseudomesias evang.-luth. Konfession hat der jüngst

als Opfer seines Berufes so jäh aus dem Leben gerissene Dr. Mag Schönfeldt beschrieben und mehrfach abgebildet („Das induzierte Irresein“, Dorpat 1893). Eine ganze Reihe von Fällen beschreibt gleichfalls aus eigener Anschauung z. B. Dr. H. Schäfer, früher Oberarzt an einer Hamburger Irrenanstalt in der leicht zugänglichen Schrift „Jesus in psychiatrischer Beleuchtung (Verl. 1910).

Die Vertreter des andern Typus sind Gründer von Sekten oder Leiter von schon bestehenden sektiererischen Gemeinden. Das sind Männer, die durch Geist und Energie ihre Umgebung überragen, auf sie einen anziehenden und beherrschenden Einfluß ausüben. Ihr eigentümliches Selbstbewußtsein erklärt sich aus einer eigenartigen, von der christlichen abweichenden Glaubenslehre, wonach das Messiasstum nicht durch Jesus erschöpft, sondern wiederholbar ist. Daß sie gerade sich als ihren Träger ansehen, rechtfertigen sie mit erlebten Visionen und Ekstasen.

Auch Hauptmann läßt seinen schlesischen Pseudomesias Emanuel Quint von einer eigentümlichen Glaubensanschauung beherrscht sein: „Gott ist ein Geist. Jesus, der Nazarener, gilt nicht so sehr als Gottes Inkarnation, sondern er wird für sein Gefäß gehalten. Quint wußte in sich, oder glaubte in sich den Gottesgeist, den Geist des Herrn“ (S. 338). Weil er den Geist Gottes in sich fühlt, ist er „Gottes Sohn“. Aber ein jeder kann durch den Geist Gottes zum Sohne Gottes werden.

Gerade dieser, auf die Gnosis der ersten christlichen Jahrhunderte zurückgehende Glaube hat in Rußland hunderte von volkstümlichen Messiasen erzeugt und erzeugt sie immer weiter. Daß wir es hier mit Verrückten zu tun haben, davon kann keine Rede sein. Es sind Männer ohne Bildung, aber von gutem Verstande und großer Energie. Es sind Herrschernaturen, die zum großen Teil nur durch ihren persönlichen Einfluß ihre Anhänger über das Niveau der russischen bäuerlichen Lasterhaftigkeit hinausheben, zu nüchternen, fleißigen und tüchtigen Menschen machen, oder, falls sie das Erbe eines Vorgängers antreten, ihre sektiererische Gemeinde auf einem solchen Niveau erhalten. Sie sind freilich auch Virtuosen in der Ekstase, aber in diese versetzen sie sich zumeist künstlich durch die rasenden Tänze ihrer Gottesdienste am Sonnabend abend. Solches hindert sie nicht, ebensowenig wie ihre Anhänger, nachdem sie sich am Sonntag ausgeschlafen,

die Woche über ruhig, vernünftig und mit Erfolg ihrem Brod-erwerb nachzugehen. Ihre Ekstasen und Visionen sind roh und wie nichts gegenüber den wundervollen Traumgesichten und Ekstasen, die Hauptmann seinen Quint erleben läßt. Ihm träumte im Kerker, daß der Heiland Jesus erscheint und körperlich in ihn eingeht. Und in der freien Natur überfällt ihn ein überströmendes Gefühl der Einheit mit der Natur, der Einheit mit Gott, die sein ganzes Wesen ausfüllt und dieses im Gefühl ins All aufgehen läßt. Können derartige Träume und derartige Ekstasen nur Berrückte haben? Das prächtige Buch William James „The varieties of religious experiences“ (deutsch von Wobbermin, Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit, Leipzig 1807) bietet authentische Zeugnisse dafür, daß derartige Ekstasen noch heute mitten in der Kulturwelt sogar von solchen, die zu ihr gehören, erlebt werden. Zumal, da Hauptmann ausdrücklich erklärt (S. 80), daß jene oben skizzierten Glaubensanschauungen, die „anscheinend ganz vernunftgemäße Ermägungen“ seien, „sich nach und nach zu einem in sich geschlossenen, festen System verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausschließlicheren Botmäßigkeit hielt, als der reine Gefühlsrausch“, — so wäre es m. E. möglich gewesen, wenn man den letzteren hinzunimmt, das Bild eines klugen und energischen, wenn auch nicht gerade sehr gebildeten Pseudomesias zu zeichnen. Dann hätte begreiflich gemacht werden können, wie dieser Mann einen solchen faszinierenden Einfluß ausübte, daß die Massen der dörflichen Bewohner ihm nachströmen, die Kinder in Scharen seinen Erzählungen im Evangelium lauschen, sich begeisterte Jünger ihm anschließen, ja vielleicht auch, daß in Breslau Baronessen und Gräfinnen, Militärs jeden Ranges sich zu ihm drängen, um sich seelsorgerisch beraten zu lassen.

Aber Hauptmann hat es vorgezogen, seinen Quint einen schwach sinnigen, energielosen Menschen sein zu lassen, der ein reines Traumleben führt, aus welchem er den Weg in die nüchterne Wirklichkeit nicht zurückfindet. Und so gelingt es auch der großen Kunst des Dichters nicht, seinen großen Erfolg bei den Menschen anschaulich zu machen. Er muß allerlei Zufälligkeiten zu Hilfe nehmen, die das Leben des Narren Schritt für Schritt dem Leben Jesu analog gestalten, wozu er nur wie im Traume

hie und da selbst die Hand bietet. Die populären Messiasse der Wirklichkeit passen vielmehr bewußt und überlegt ihre Erscheinung und ihr Leben dem aus den Evangelien und der kirchlichen Überlieferung gewonnenen Bilde an. Freilich soweit entfernt sich der Dichter von der Wirklichkeit nicht, daß er seinen Helden einen guten sittigenden Einfluß auf seine Umgebung ausüben läßt. Ein „Narr“ kann natürlich einen solchen nicht haben. Seine Reden an das Volk sind zumeist nur ein blödes auswendiges Herfagen von aus dem Zusammenhang gewisser Worte Jesu und sonstiger Bibelworte, deren Auswahl nur ungefähr der Situation angepaßt ist und haben daher auf niemand einen sein Leben sittlich bestimmenden Einfluß. Nur daß die langen Bibelzitate in ihrer Wucht und urwüchsigem Kraft gegen diese Benützung protestieren. Es fällt dem Leser auf die Dauer schwer, sie im Munde des „Narren“ als das zu verstehen, was sie hier sind und sein sollen, eben ein blödes Gerede. Sogar die eigentliche Jüngerschaft ergibt sich, sobald sie für eine kurze Zeit allein gelassen ist, in ihren Andachten Orgien sexueller Natur. Freilich diese wirklich anschaulich und durch die Anschaulichkeit wahrscheinlich zu machen, ist m. E. gleichfalls dem Dichter nicht gelungen. Dasselbe wird den russischen Sektierern nachgesagt, freilich mit Unrecht, obgleich es sich viel eher denken ließe, daß ihre rasenden Tanzgottesdienste in sexuelle Orgien übergehen, als das automatische Hin- und Herschwenken des Kopfes u. d. ähnliches in Hauptmanns Schilderung (S. 319 ff.). Doch ist es auch Mereschkowski nicht gelungen (in seinem Roman „Peter der Große und sein Sohn Alexei“, deutsch von v. Hütschow, Leipzig 1905), es dort wirklich anschaulich zu machen. Dieses wüste Treiben seiner Jünger vermag ausnahmsweise den „Narren“ aus seinen Träumereien herauszureißen. Er löst ihr gemeinsames Leben auf und begibt sich mit mit ihnen nach Breslau-Jerusalem, um aber hier sofort wieder in sein Traumleben zu versinken. Auf seine neue Umgebung z. T. zweideutiger Natur gewinnt er auch hier keinen wirklichen Einfluß. Ein Briemaner mit seiner Geliebten, die sich ammeisten in seiner Gesellschaft aufhalten, tragen sich mit offen ausgesprochenen Selbstmordgedanken und führen sie aus, ohne daß Quint auch nur einen Finger rührt und ein Wort spricht, um sie für ein nützliches Leben zu gewinnen. Ja er selbst sehnt sich aus diesem Leben

fort, sodaß er sogar, als der Verdacht auf ihn fällt, ein junges Mädchen seiner früheren Bekanntschaft, die ihm nach Breslau nachgereist, ermordet zu haben, fälschlicher Weise sich als Mörder bekennt. Tatsächlich hat sein „Judas Ischariot“ den Lustmord begangen und straft seinen „Meister“ durch einen Brief, den man bei ihm, nachdem er sich an dem Ort der Tat erhängt, findet, Lügen. Schuld an dem Untergang des Mädchens ist Quint im Grunde doch. Obgleich nun fast bis zuletzt die Analogie mit dem Leben Jesu festgehalten wird, es nicht in dem letzten Wahl, der schließlichen Flucht aller Jünger, dem „Backenstreich“, der Verantwortung vor Kaiphas (= evangelischer Gefängnisgeistlicher) fehlt, so scheut Hauptmann doch davor zurück, sei es auch nur dichterisch den Breslauer Behörden einen Justizmord an einem armen „Narren“ zur Last zu legen. Aus dem Gefängnis entlassen, weiß freilich der sich nach dem Martyrium sehrende „Heiland“ mit sich selbst nichts mehr anzufangen. Und auch der Dichter weiß nichts mehr mit ihm anzufangen. Er läßt ihn nach zwecklosem Umherwandern ruhmlos beim Übergang über den St. Gotthard erfrieren. Von einem nachträglichen Sichwiedersammeln der Jünger ist nicht die Rede und so schließt das Leben des „Narren“ resultatlos, wie es während seines Verlaufs nichts Gutes gewirkt, sondern nur Unheil und Verwirrung angerichtet hat. Von Nartheit kann ja auch nichts anderes kommen! Das ist begreiflich. Unbegreiflich aber bleibt die persönliche Anziehungskraft, die dieser „Heiland“ ausübt und das große Aufsehen, das er erregt. Das auch künstlerisch so unbefriedigende Ende, das doch niemand mit einem befriedigenderen ersetzen könnte, verrät, daß in der ganzen Anlage des Werks ein kapitaler Fehler stecken muß.

Unter den russischen Pseudomessiasen, die eine große Bewegung hervorgerufen, ja eine bleibende Gemeinde gegründet, kenne ich nur einen einzigen, der notorisch verrückt war. Das ist der auch von Schönfeldt erwähnte Kondratij Maljowannj, der von zwei so namhaften Psychiatern, wie Sikorski und Bachtew („Die Suggestion und ihre Rolle im sozialen Leben“, deutsch von Weinberg, 2. Aufl. Wiesbaden 1905) beschrieben worden ist, freilich von einseitig medizinischem Standpunkt (zu vergl. m. Russ. Sekten B. I S. 584 ff.). Aber es handelte sich bei ihm nur um ein

zeitweiliges Kranksein, wie er denn aus der Kasaner Irrenanstalt schließlich wieder entlassen wurde. Die wahrlich in religiöser Hinsicht vorurteilsfreie Seltenforscherin Jasewitsch-Borodajewskaja hat es mir aufs entschiedenste versichert, als sie ihn gekannt, sei er durchaus vernünftig gewesen, aber mit „irgend einer rätselhaften Kraft“ begabt, welche die Menschen zu ihm zwang.

Prof. Karl Graß.



### Notiz.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

#### **Noch einmal „Baltland“.**

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Nochmals muß ich Sie in Ihrer gesch. Monatschrift ums Wort bitten zur Verteidigung der von mir vertretenen Neubildung „Baltland“, die nach Ihrer Meinung den „Stempel des Künstlichen an sich trägt“, wennschon Sie zugeben, sie sei „sprachlich vielleicht sehr folgerichtig gebildet“ (i. Märzheft S. 186); und, — im direkten Widerspruch hierzu! — als „recht ungewöhnliche Bezeichnung für unsre Heimat“, ein „nicht sehr glücklich gebildetes Wort“ sei, das sich Ihrer „festen Überzeugung nach“ bei uns niemals werde einbürgern können (i. Juli/Augustheft S. 25). Meine Gegengründe sind nun folgende: Erstens glaube ich im Märzhefte der Balt. Monatschr. an bereits erwähnter Stelle klar und deutlich nachgewiesen zu haben, daß Baltland genau dieselbe Wortbildung ist wie Kurland, Livland, Estland, Finnland, Rußland, wozu heute noch Lettland, Deutschland, England, Schottland, Irland hinzugefügt werden mögen. Alle diese Eigennamen sind m. A. n. Zusammensetzungen aus dem Völkernamen: die Kuren, Liven, Esten, Finnen, Russen usw. und dem Gattungsnamen „Land“, und die Bildung Baltland steht und fällt daher mit ihnen. Wenn man nun aber „Baltenland“ gelten läßt, „Baltland“ dagegen nicht, so müßte man, glaube ich, folgerichtig auch nur Kurenland, Livenland, Estenland usw. sagen, und damit würde man sich zu allem Hergebrachten in Widerspruch setzen.

Zweitens ist man daher, folgere ich weiter, keineswegs berechtigt, eine auf allgemeinsten sprachlicher Grundlage fußende Wortbildung wie Baltland als „ungewöhnlich“ zu bezeichnen, es sei denn, man gebe ihr den Sinn: ungewohnt, d. h. noch nicht eingebürgert. Aber bei sprachlichen Neubildungen darf meines Erachtens nicht das noch Ungewohnte in Betracht kommen, sondern einzig und allein die sprachliche Bodenständigkeit und grammatische Zulässigkeit. Sonst wäre eine Sprache zum Stillstande und zur Verkümmern verurteilt, wie der Fuß der Chinesinnen durch den eisernen Schuh. Unsere heutige deutsche Sprache hat nicht mehr die Laut- und Wortbestände, wie zur Zeit Luthers, oder gar Walthers von der Vogelweide, und ihr Wortschatz muß auch in Zukunft ein anderer als heute sein und werden.

Drittens scheint es mir ein Irrtum zu sein, daß sogenannte „künstliche“ Wortformen sich nicht einbürgern könnten, und nur das „Spontane“ sich durchsetze (s. Märzheft). Als ob unsere heute gebräuchlichen Ländernamen seit Erschaffung der Welt schon dagewesen und nicht erst allmählich durch Einzelne in der Umgang- oder Schriftsprache verbreitet worden wären, wobei es doch sicherlich keineswegs darauf ankommt, ob diese Verbreitung auf mündlichem oder schriftlichem Wege vor sich gehe. War es denn nicht eine sehr kühne Neuerung, die Bezeichnung „baltisch“ von dem Meere auf seine östlichen Ufer zu übertragen, was nachweislich zuerst von Paul Fleming um die Mitte des 17. Jahrh. in seinem Lobgedichte auf die „baltischen Sirenen“, d. h. die schönen Revalenserinnen, geschehen sein soll. Nach etwa 200 Jahren kommt als Gesamtbezeichnung für die nach jahrhundertelanger Trennung seit 1795 wiedervereinigten Provinzen des alten Livland der Name „Baltische Provinzen“ auf, den unser bekannter Dichter Jeannot Emil von Grotthuß zur poetisierenden Bezeichnung „Baltenland“ in seinem schönen „Baltischen Liede“: „O Baltenland, Du schönes Land, Du liebe Flur am Ostseestrand“ usw. verdichtet, ihm zugleich die poetische Weihe verleihend. Alle einheitlichen Zusammenfassungen und Bestrebungen zu wissenschaftlichen und technischen Zwecken, wie sie sich z. B. in einem Baltischen Historiker-, Lehrer-, Ärzte-, Journalisten- und Feuerwehrtage ausdrücken, rufen nun aber geradezu nach einem treffenden, wohlklingenden und sprachlich zulänglichen Einheitsnamen für unsere Heimatsprovinzen, wie das schon die bereits gemachten Versuche zur Einbürgerung der Wortformen: Baltien (spr. Bal-t-i-en), Balten (vorgeschlagen von Herrn Emil Thomson), oder gar Baltikum und Ostbaltikum beweisen

dürften. Diese kulturellen, oder gar politischen Einheitsbestrebungen scheinen nun aber eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen zu sein, wo gegenwärtig von russischen Reichsdumaabgeordneten der Plan in Erwägung gezogen wird, die Reichsduma durch Begründung von Gebietsdumen zu entlasten, und ein in Riga lebender Reichsdumakandidat — ein Nationalrusse — im vergangenen Sommer die Notwendigkeit einer baltischen Gebietsduma ausgesprochen hat. Der althistorische Livlandname, der als Einheitsbezeichnung noch in des Olearius Beschreibung seiner Reise, an der bekanntlich auch Paul Fleming teilgenommen, vorkommt und als papierner Titel der Herzöge von Kurland sogar bis zum Jahre 1795 bei den Kanzleischreibern in Gebrauch gewesen ist, dürfte nun aber heute nicht mehr zum Leben erweckt werden können, weil die provinziellen Verwaltungseinheiten heute andere sind als zur Ordenszeit, wo es eine Provinz Livland noch nicht gab. Und wenn nun der Sprachgebrauch durch lange Zeiträume hindurch an der Wortform „baltisch“ festgehalten und durch allmähliche organische Weiterbildung zu „der Balte“ und „Baltland“ fortentwickelt hat, so wäre es doch höchst überraschend und unnatürlich, wenn er dem mit zwingender Notwendigkeit nun zu erwartenden Schlußgliede der ganzen Entwicklung, nämlich „Baltland“ die Sanktion verweigern sollte.

Hochachtungsvoll

Alexander Wegner.

Litau, im Sept. 1912.

---

Anmerkung der Redaktion: Vielleicht äußert sich jemand aus unserem Leserkreise nunmehr zu dieser von Herrn Wegner angeregten Frage.




# Das Drama im Baltenslande.

Eine literarhistorische Anregung

von

Paul Th. Falck.

ir Baltens haben Dramaturgen und zwar scharfe Kritiker in allen unseren Tageszeitungen. Unter ihnen will ich hier nur einen erwähnen, Dr. Paul Schiemann, der mit seinem Werke: „Auf dem Wege zum neuen Drama“ (Reval 1912) eine größere Beachtung verdient. Wir haben auch Theaterhistoriker unserer Bühnen, die sich besonders mit der Geschichte des Theaters in Riga und Reval eingehend beschäftigt haben. Hier will ich nur die bedeutendsten erwähnen, wie den Estländer Baron Pierre Balthasar v. Campenhausen „Kurze Geschichte der deutschen Bühne und des Rigaer Theaters“ (in Raffka's „Nordischem Archiv“ 1805, III S. 86—112), oder den Estländer Friedrich Gustav Arvelius „Geschichte des Revaler Liebhabertheaters (in Fr. D. Lenz „Estländischer Lesebibliothek) und dazu „Das deutsche Theater in Reval von 1782 bis 1846 (Rev. Jtg. 1879 N. 53 ff.). Sie bilden die Grundlage zu Moriz Rudolph's „Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon nebst Geschichte des Rigaer Theaters“ (Riga, 1889) und Baronesse Elisabeth Rosen's „Revaler Theater-Chronik. Rückblicke auf die Pflege der Schauspielkunst in Reval“ (Reval 1910). Sie geben weit mehr als ihre Titel besagen. Ein überaus interessantes und lebendiges Kulturbild vergangener Tage, das weit über das Weichbild des Baltenslandes reicht und für die deutschen Theaterhistoriker überaus wertvolle Notizen und Ergänzungen enthält. Diesen schließt sich der „Abriss einer Geschichte des deutschen Theaters in St. Petersburg“ (im St. Petersburger

Herold" 1879) vom Rigenjer Alexander v. Königstollert an. — Aber haben wir Dramatiker? —

Auch im Baltischen Land von einem Drama vor der Reformation im 16. Jahrh. reden zu wollen hat keinen rechten Sinn. Erst mit Shakespeare trat eine neue Epoche ein, deren Einflüsse durch die englischen Wanderbühnen über Deutschland und Skandinavien auch im Baltischen Lande nachweisbar sind. Indessen Dramatiker haben wir Baltisch selbst im 17. Jahrh. noch keine. Erst im 18. Jahrh., wo die eigentliche Entwicklung unfres Theaters durch den bahnbrechenden Einfluß des Barons Otto Hermann v. Bieitinghoff-Scheel in Riga und August v. Rogebue in Reval beginnt, können wir auch von baltischen Dramatikern reden. Überaus merkwürdig ist es dabei, daß Reval sogar eine Zeitlang durch Rogebue auch weit über unfre Grenzen von Bedeutung war und in den Vordergrund trat. Ebenso merkwürdig ist es, daß unser erster Dramatiker und Dramaturg von Bedeutung, der eigentliche Begründer der berühmten deutschen „Sturm- und Drangperiode“ ist, Jakob Mich. Reinhold Lenz.

Lenz erschien Ende April 1771 in Straßburg wie ein „Meteor“ am literarischen Himmel nach Goethes Geständnis, wo er als „Fremder“ in den Salzmannschen Kreis trat und seine „Vier Vorträge gegen die Trinitatslehre des Aristoteles als Anmerkungen übers Theater“ hielt, womit er uns die Dramaturgie Shakespeares erschloß. Diese Vorträge erschienen 1774 in Leipzig, leider arg verstümmelt. Als Herausgeber bekannte sich Goethe doch will er nicht die Vorrede geschrieben haben, die somit ein anderer Redakteur, vielleicht Bleßig oder Salzmann selbst geschrieben haben wird. Selbst einer der ärgsten Widersacher Lenzens, der Literaturhistoriker Hermann Jettner (Literaturgeschichte 1869, S. 244) kann nicht anders, als bekennen, daß die hier niedergelegten Ansichten Lenz's „eine der wichtigsten Urkunden der Poetik der Sturm- und Drangperiode“ sind. Emil Klaas, (Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. Spz, 1883) S. 7 f. geht noch weiter und erklärt diese Dramaturgie für die allerwichtigste Urkunde, weil Lenz in diesen Vorträgen nicht nur „den fundamentalen Unterschied zwischen dem Shakespeare-Drama und dem Sophokles-Drama klarlegte, sondern es wagte, in einer deutlichen präzisen Antithese das Essentielle dieses Unterschiedes aus-

zusprechen“, was weder ein Gerstenberg und Herder, noch auch Lessing wagten. — Nicht die Handlung, scholl es auf der äußersten Linken der Opposition gegen die unbedingte Aristoteles-Verehrung, ist die Hauptsache im Drama, sondern der Charakter. Nicht durch die Handlung sollen die Charaktere bestimmt werden, sondern umgekehrt, aus den Charakteren sollen die Handlungen hervorspringen. Die Charaktere plagen eben bei Shakespeare auf einander und schaffen so die Handlung. Klaar nennt diese Entdeckung einfach eine „Kolumbustat“, womit Lenz das moderne Drama nicht nur von der Aristotelischen, sondern auch von — der Lessingschen Anschauung abhob.

In diesem Sinne schrieb Lenz denn auch seine Dramen: „Der Hofmeister“ (1774), „Der neue Menoza“ (1774), „Die Soldaten“ (1775), „Die Freunde“ (1776) und „Der Engländer“ (1777). Er hat sie 1779 alle nach seiner Entdeckung: „alles ist nach Maß, Zahl und Verhältnis geordnet“, wie er sich in seinem Vortrag: „Über die Veränderung des Theaters in Shakespeare“ 1776 ausdrückt, umgearbeitet, d. h. durch kühne Streichungen bühnengerecht gemacht. Bis auf den „Engländer“ haben sich diese Umarbeitungen erhalten.

Auch als Shakespeare-Übersetzer oder richtiger Umdichter machte Lenz sich einen Namen. Das Lustspiel „Loves labour lost“ (Liesbesleid und Lust) übertrug er als erster ins Deutsche. Goethe hielt seinen Jugendfreund Lenz für den besten Interpreten Shakespeares. —

Hier wollen wir denn auch gleich die übrigen baltischen Shakespeare-Übersetzer erwähnen. Ein solcher ist der Livländer Reinhold Joh. Ludw. Samson v. Himmelstierna (1778 † 1858). Von ihm stammen 5 Übersetzungen her, nämlich „Hamlet“ (Dorpat 1836); „Richard II.“; „Heinrich IV.“, 1. u. 2. Teil und „Heinrich V.“ (Riga 1848). Jeger v. Sivers (Deutsche Dichter in Rußland. Berlin 1855 S. 242) meint: „Sie dürfen nach dem Maßstabe strengster Beurteilung für ausgezeichnet gelten und brauchen den Vergleich mit den Schlegel-Tieck'schen Verdeutschungen, von denen sie nicht übertroffen werden, nirgends zu scheuen.“ Was Tieck's (d. h. eigentlich die Graf Wolf Vaudissin'sche) Verdeutschung anbelangt, hat es damit seine Richtigkeit, nicht aber, was die Schlegel'sche anlangt.

Ein anderer ist der Estländer Ferdinand Jendek (1786 † 1864), dessen geniale Verdeutschungen der Shakespeareschen Dramen wohl mit den von A. W. v. Schlegel verglichen werden können, ohne daß man zu befürchten braucht, daß Jendek dabei den kürzeren zieht. Sein „Hamlet“; „König Lear“ und „Macbeth“; wie „Julius Caesar“; „Othello“ und „Romeo und Julie“ (Mainz 1854 und 55) sind 6 vorzügliche Übertragungen, die bekannter zu werden verdienten.<sup>1</sup>

Dagegen ist der St. Petersburger Alexander Fischer (1812 † 1843) als Shakespeare-Übersetzer durch die Reclam'sche Universal-Bibliothek viel bekannter geworden. Er hat folgende 5 Dramen Shakespeares verdeutschte: Den „Sommernachtstraum“; „Die beiden Edlen von Verona“; den „Kaufmann von Venedig“; „Viel Lärm um Nichts“ und „Was ihr wollt?“ — Weniger bekannt aber ist es, daß A. Fischer auch von Sheridan's Dramen den „Nebenbuhler“ und den „St. Patriktag“ (Lpz. 1839) übersetzte. In seinen eigenen Dramen: „Mas' Aniello“ (Lpz. 1839) und „Nausicaa“ (Lpz. 1854) erinnert er an Grabbe, den er hoch verehrte. Wie dieser hatte er etwas Titanenhaftes, doch ging er wie Grabbe, mit sich selbst und der Welt unzufrieden zu Grunde.

Nachdem wir so unsern baltischen Anteil an der Dramaturgie und unsren Anteil an der Verdeutschung des größten dramatischen Dichters in kurzen Zügen festgestellt haben, brauchen wir nicht ganz nutzlos an die Betrachtung unsrer übrigen Dramatiker heranzutreten, obgleich wir für viele damit eine terra incognita betreten.

Unser ältester Dramatiker ist der zu Maisama in Estland 1716 geborene Jakob Heinrich v. Lilienfeld († 1785 i. Rebal). Er ist der Verfasser der beiden Lustspiele: „Der Neujahrswunsch“ (Oberpahlen 1758) und „Uranie, oder die Verwandtschaft der Liebe und Freundschaft“ (Oberpahlen 1766).<sup>2</sup> Letzteres Drama fällt schon mit der Entstehungszeit von Lenz's erstem Drama: „Der verwundete Bräutigam“ zusammen, das 1766 auf Schloß Oberpahlen zur Aufführung gelangte. (Vgl. darüber B. Falck „Lenz in Livland“ Winterthur 1878).

<sup>1</sup>) Vgl. darüber das Nähere in meinem Gedekblatt: Ferd. Jendek (Düna-Ztg. 1897 Nr. 272).

<sup>2</sup>) Das Nähere über Lilienfeld findet man in Schlegel's „Bermischten Aufsätzen und Urtheilen“ Bd. I, S. 210 ff. u. Brümmer, Dichter-Lexicon I, 525.

Sodann haben wir den bereits erwähnten Baron P. B. v. Campenhäusen (1746 † 1808) hier nochmals zu nennen, dessen Drama „Die Belagerung von Wenden. Ein Drama a. d. Ritterzeiten Livlands in 5 Aufzügen“ (Riga 1801) erschien.<sup>1</sup>

Ebenso unbekannt als Dramatiker ist der bereits genannte Friedrich Gustav Arvelius (1753 † 1806) durch sein Drama: „Elfa, ein Drama in 2 Aufzügen“ (Riga 1770).<sup>2</sup>

Wie die beiden Letzten mehr als Historiker unsres Theaters Bedeutung erlangten, so ist auch Ludwig Joh. v. Knorring (1769 † 1837) mehr als Herausgeber von „Aug. v. Rozebue's hinterlassenen Papieren“ (Ezj. 1821) bekannt, wie als Dramatiker durch sein Lustspiel „Zwei Vetter für einen“ (abgedruckt in G. E. Wunder's „Theatralische Miszellen“ Dorpat 1815).<sup>3</sup>

Vielleicht noch weniger bekannt ist der Livländer Wilhelm Jakob Christ. Gentsch (1769 † 1816). Er ist der Verfasser von 4 Operetten-Texten: „Grazione und Berginet in 3 Aufz.“ (Riga 1794); „Das Glück der Liebe in 2 Aufzügen“ (Riga 1802); „Das Fest der Fischer oder Liebe macht Sorgen“ (Riga 1806) und „Die Entführung oder die Vereinigung der Liebe“ (Riga 1808).<sup>4</sup>

Ein überaus vielseitiger Dichter war der Rigenfer Baron Otto Christoph v. Sudberg (1772 † 1837). Seine „Dramatischen Versuche“ (Ezj. 1825, 3 Bde.) enthalten: „Aus dem Leben,“ Original-Lustspiel in 5 Akten; „Sylla,“ Histor. Schauspiel nach Sony; „Die Macht des Augenblicks,“ Original-Lustspiel in 2 Akt.; „Die Rückkehr des Orestes,“ Trauerspiel in 5 Akten; „Die Macht der Frauen,“ Histor. Schauspiel in 3 Akten; „Die Galeerenklaven,“ Schauspiel in 3 Akten und „Alpin, der Sänger der Liebe,“ Romantisches Schauspiel mit Gesang in 3 Akten. In seine „Dramatischen Dichtungen“ (Mitau 1843) nahm er noch auf „Das Schlüsselloch,“ ein Lustspiel, und „Die Nebenbuhlerin.“<sup>5</sup>

Ein fraglos groß angelegte Dichternatur war der Kurländer Kasimir Ulrich Böhlendorff (1775 † 1825), aber wie Alex.

1) Vgl. über ihn J. v. Sivers l. c. S. 37 u. Brümmer l. c. I, 109.

2) Vgl. über ihn das Nähere bei A. Verting „Lehrer-Album des Revaler Gymnasiums“ Reval 1862 S. 35 f.

3) Vgl. über ihn das Nähere „Schriftstellerlexikon“ u. Nachträge dazu.

4) Vgl. über ihn a. a. O. 244 u. Meusel, Geb. Lutschl. Bd. 18, S. 124.

5) Vgl. über ihn J. v. Sivers l. c. S. 118 u. Brümmer I, 100.

Fischer eine mit sich selbst und der Welt zerfallene Grabbe-Natur. Er wurde durch sein Trauerspiel „Ugolino Gherardesco“ (Dresden 1801) bekannt und hat die Ehre, daß selbst Goethe sein Drama in der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung“ rezensierte. (Wiederabgedruckt in Goethes Werken. Ausg. letzter Hand. Bd. 33 S. 211). Sein dramatisches Idyll „Fernando, oder die Kunstweibe“ (Bremen 1803) wie seine Gedichte zeigen entschiedene poetische Begabung.<sup>1</sup>

Wenn auch nicht als Dramatikerin, so doch als Umbdichterin eines Dramas „Der Hofmeister, ein Schauspiel für Eltern und Erzieher, aus dem Französischen des Faber d'Eglantine“ wollen wir hier nennen: Christiane v. Kogebue, geb. v. Krusenstern (1769 † 1803). Sie übersetzte das Drama „frei“ (Lpz. 1800). Aber wie weit Faber d'Eglantine Lenz's „Hofmeister“ ins Französische und die Estländerin wiederum ins Deutsche umwandelte, habe ich nicht feststellen können, weil ich das Werk nicht aufstreifen konnte.<sup>2</sup>

Als Dramatiker haben wir aber jetzt den Revalenser Bernhard Gottlieb Wetterstrand (1777 † 1843) zu erwähnen. Er ist der Verfasser von 3 Dramen: „Der Töchter Hochzeit,“ Lustsp. in 3 Akten (Jena 1807); „Graf Eugenius,“ Schauspiel in 5 Akten (Jena 1807) und „Die Macht der Zeit,“ Lustspiel in 1 Akt (im Almanach f. dram. Spiele 1822).<sup>3</sup>

Alle die genannten Dramen von Viliensfeld bis Wetterstrand sind heute aber auch auf antiquarischem Wege nicht mehr zu beschaffen.

Soviel ich weiß, haben die genannten Dramen keine Bühnenaufführung erlebt. Bei dem nun zu betrachtenden Dramatiker Joh. Reinhold v. Lenz, genannt Kühne (1778 † 1854), den Neffen des „Shakespeare-Lenz“ wird es anders. Als routinierter Schauspieler verstand er sich auf die Bühne und brachte alle seine Dramen auf die Bühne. So: „Die Flucht nach Kenilworth“, Trauersp. in 5 Akten und „Das Gericht der Templer“, Schauspiel in 3 A., die unter dem Titel: „Schauspiele nach Walter Scott“ (Mainz, 1825) erschienen. Ferner seine Lustspiele: „Karl II.

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Brümmer I, 75 f. und J. C. v. Grotthuß Baltisches Dichterbuch. Reval 1891 S. 341.

<sup>2</sup>) Vgl. über sie Graf Nikolai v. Nehbinder „Die belletristische Literatur der Ostseeprovinzen“ Dpt. 1853 S. 4 2c.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Brümmer II, 494.

oder der lustige Monarch“, Lustsp. in 2 A. nach Duval; „Hochmut kommt vor dem Fall“, Lustspiel in 5 Akten n. d. Engl.; „Katharina II und ihr Hof“, Lustspiel in 3 Akten n. d. Franz.; „Margarethe v. Valois und die Mißbergnügten im Jahre 1579“, Drama in 5 Akten n. d. Franz.; „Die Nacht der Irrungen“, dem Engl. des Samuel Tuck entlehnt und „Die vornehme Welt in der Bedientenstube“, Lustsp. in 2 A. n. d. Engl. — Als Umdichtungen aus fremden Sprachen haben sie einen gewissen Wert und fanden seiner Zeit viel Beifall beim Publikum. Sie erschienen in Mainz, 1835 (2 Bde.). Außer diesen gedruckten Dramen brachte er noch andere auf die Bühne, die indessen Bühnenmanuskripte blieben, wie „Die Buckligen“ (Sheridans „Knowles“); „Paoli, oder Korsika und Genua“ (ein romantisches Schauspiel in 5 A. nach d. Franz.); „Kuy Blas“ (ein Schauspiel.) und „Stella, oder kindliche Liebe“ (ein Schauspiel in 5 A. mit e. Vorspiel nach St. Georges). Seine eigenen Produkte sind 4 Dramen, die beiden Lustspiele „Vier Treppen hoch“ (abgedruckt in R. Graves „Caritas“ Riga 1825); „Schreiwirkungen“, sowie die beiden Schauspiele „Schultheiß v. Brügge“ u. „Die Tochter des Gefangenen“, welche drei letzten indessen Bühnenmanuskripte verblieben.<sup>1</sup>

Johann (Jwan) Anton de la Croix (1781 † 1852) war ein vielseitiger Schriftsteller. Als Dramatiker war er wie Lenz-Kühne ein Umdichter aus fremden Sprachen. Von ihm stammt „Der Fischer von Venedig“, romant. Schauspiel in 5 A. nach Souvestre (Lpz. 1845); „Die Hütte bei Moskau oder Zar und Bauer,“ ein Lieberspiel in 2 A. mit der Musik von Joh. Schramm (Lpz. 1836). Es wurde am 22. August 1846 mit vielem Beifall in Riga aufgeführt. Ferner: „Splinter und Balken“, ein Lustsp. in 2 A. nach Beaumoirs „Jerôme de Pointu“ (Leipzig 1848) und „Hausfreunde,“ Lustsp. in 1 Akt, ebenfalls nach Beaumoir, sowie „Prozeßsucht und Genesung,“ Lustsp. in 3 A. nach Racine's „Plaideurs“ (Dorpat 1851 u. d. Titel „Dramatische Versuche“).<sup>2</sup>

<sup>1</sup>) Über ihn ist eine große Literatur vorhanden, z. B. Marie Belli-Gontard: „Biographie eines berühmten Schauspielers Joh. Reinhold v. Lenz, gen. Kühne.“ (Frankfurt a. M. 1879) usw.

<sup>2</sup>) Über ihn vgl. Brümmer I, 126 und Rehbinder „Die belletristische Literatur der Ostseeprovinzen“ 1853.

Ein mehr selbständiger Dramatiker war der Livländer Ernst v. Reinthal (1793 † 1875). Seine Dramen „Isda“; „Swjatoslaw“ und „Jaropolk“ (Dorpat 1848 u. 49) zeigen von dramatischem Talent. Für uns Baltens jedoch hat sein, der altlivländischen Geschichte entnommenes Drama: „Berend von der Borch“ (Dorpat 1868) ein besonderes Interesse.

In diesem Drama schildert uns Reinthal den Kampf des Ordens mit dem Rigaer Erzbischof Sylvester Stodewescher. Der Inhalt des Dramas konzentriert sich dabei auf die Liebe Borchs zur schönen Agnes. Nachdem Borch erkannt, daß er durch Lug und Trug der bischöflichen Partei zur Entfugung seiner Liebe gezwungen war, tritt er zum Orden über, wo er es bis zur Meisterwürde bringt und den Sieg des Ordens über den Erzbischof herbeiführt. Überaus spannend ist dabei der Kampf zwischen Liebe, Ehre und Pflicht geschildert, der oft zum erschütterndem Ausdruck kommt. Leider hat dieses Drama keine Bühnenaufführung erlebt.<sup>1</sup>

Ein leider viel zu früh verstorbenes Talent war Otto Friedr. Ignatius (1794 † 1824) aus Estland. So kurz sein Dasein auf Erden war, so hat er doch als Maler, Komponist und Dichter Beachtenswertes geleistet. Hier haben wir ihn nur als Dramatiker zu erwähnen. Er ist der Verfasser des kleinen Lustspiels „Der Korb, oder der zaghafte Liebhaber“ (in Franz Schleichers „Estona“, Reval 1828 S. 43 ff.) und des Trauerspiels in 5 A.: „Marino Faliero, der Doge von Venedig“, welches leider ungedruckt blieb.<sup>2</sup>

Der erste, welcher Schillers Fragment „Demetrius“ vollendete (Karlsruhe 1817) war der Kurländer Baron Franz von Maltig (1794 † 1837). Nach ihm haben dasselbe 4 oder 5 andere Dichter versucht, ob mit mehr Glück ist fraglich. Von ihm stammt auch eine Umdichtung von Racines Trauerspiel „Athalie“ (Karlsruhe 1816) und Voltaires Trauerspiel „Azire“ (Ebd. 1817).

Sein jüngerer Bruder Baron Apollonius v. Maltig (1795 † 1870) war als Dramatiker selbständiger. Er ist der Verfasser der Dramen: „Virginia“, Trauersp. in 5 A. (Weimar 1858); „Anna Boleyn“, Trsp. in 6 Akten (Ebd. 1860); „Spartacus“,

<sup>1</sup>) Über ihn vgl. Brümmer I, 194 zc.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Aug. Bezold St. Petersburger Btg. 1825, oder Fr. Schleicher, Eston. 1828, oder Leop. Bezold, Balt. Monatschr. 1889 u. 90.

Trsp. in 5 A. (Ebd. 1861); „Quelle u. Abgrund“, Schauspiel. 1861; „Die Gedächtniskur, oder die drei Knoten im Schnupftuch“, Lustspiel in 3 A. (Ebd. 1862); „Die Selbstbiographie“, Lustsp. in 1 A. (Ebd. 1863); „Das historische Fenster“, Lustsp. in 1 A. (Ebd. 1863) und „Photographie und Vergeltung“, Lustsp. in 1 A. (Ebd. 1865). Ob jedoch eines dieser vielen Dramen auf die Bühne in Weimar kam, wo er einige Zeit als russischer Gesandter am Weimarer Hofe im Goethe-Hause wohnte, kann ich nicht sagen.<sup>1</sup>

Im Schlußjahr des 18. Jahrhunderts wurde der Revalenser Georg v. Rosen geboren (1800 † 1860). Mit ihm, dem Dichter der berühmten Glinkaschen Oper „Das Leben für den Zar“ (1836 in Petersburg zum ersten Mal mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt) stehen wir wieder, wie beim Begründer der Sturm- und Drangperiode Jakob Mich. Reinh. Lenz, vor einer bedeutungsvolleren Größe. Obgleich Rosen sowohl in deutscher wie in russischer Sprache dichtete, findet man ihn fast nur als russischen Dichter, ebenso wie Baron Anton v. Delwig (1798 † 1830) gewürdigt. Letzterer freilich ging ganz in den russischen Geist auf, während Rosen gleich stark beide Sprachen beherrschte und u. a. auch Delwigs im Volkston gehaltene Lieder und Romanzen, wie auch seines Freundes N. Puschkin Poesien ins Deutsche übertrug. (Estona 1828 u. 29). Hier jedoch haben wir G. v. Rosen nur als Dramatiker zu erwähnen und zu sagen, daß seine Dramen „Rußland und Bathory“; „Die Belagerung von Pskow“; „Gelimor, der letzte König der Wandalen“ und „Die Tochter Johannis III.“ in Rußland bekannt sind. Letzteres Trauerspiel hat er selbst ins Deutsche übertragen (St. Ptbg. 1841). Es fällt aber auf, das unter den baltischen Litterarhistorikern nur Graf Nikolai von Rehbinder (Die belletristische Litteratur der Ostseeprovinzen, Dorpat 1853) Rosen als deutschen Dichter erwähnt.

Außer diesen 20 baltischen Dramatikern, die alle mit Ausnahme von Alex. Fischer noch im 18. Jahrh. geboren sind, können noch einige genannt werden, wie Elise v. d. Necke (1756 † 1833), deren „Familien-Szenen, oder Entwicklungen auf dem Maskenballe“, Schauspiel. in 4 Aufz. 1826 in Leipzig erschien, und auch Friedrich v. Kasaken (1797 † 1846), dessen ca. 20 Dramen (gegenwärtig in meinem Besitze) ungedruckt verblieben, und noch

<sup>1</sup>) Über beide Brüder findet man das Nähere bei Fr. Brümmer II, 5 f. 2c.

andere wie Karl Chr. Brandt (1790 † 1848) und Wilhelm Friedr. Müller (1790 † 1860?), die Rehbinder (l. c.) erwähnt. Indessen alle diese Dramatiker besagen neben Lenz und v. Rosen nicht viel. Sie legen jedoch Zeugnis davon ab, daß wir dem dramatischen Gebiet nicht ganz fern gestanden haben und z. B. an Reinthals „Verend v. d. Borch“ eine zu wenig gewürdigte Leistung haben, wie auch unsere Shakespeare-Übersetzer zu den besten gehören. Das ist fraglos beachtenswert.

Die Zahl der neueren Verfasser von Dramen ist eine sehr große und wir müssen uns daher möglichst kurz fassen, denn wir wollen hier nur eine Anregung zur Abfassung einer baltischen Literatur-Geschichte geben. Das, was uns Karl Goedecke (Grundriß d. dtisch. Lit.-Gesch. Bd. 4) darüber gibt, ist recht dürftig und häufig auch nicht richtig.

Als Ersten haben wir hier den Kurländer Baron Otto Orgis gen. v. Rutenberg (1802 † 1864) zu nennen. Er ist der Verfasser der Dramen: „Johannes Fuß, ein Trauerspiel von D. R. Gies“ (d. h. Orgies gen. v. Rutenberg, Dresden u. Spz. 1846) und „Gubrun“, ein Schauspiel in 5 Aufzügen (Spz. 1863). Zwei durchaus beachtenswerte Leistungen, wenn sie auch „Buchdramen“ verblieben sind.<sup>1</sup>

Wie man Otto v. Rutenberg bei uns nur als den Verfasser einer tendenziös abgefaßten „Geschichte der Ostseeprovinzen“ kennt, so wird man auch Gustav Struve (1805 † 1870), den berühmten Agitator von 1848 neben Robert Blum und Fritz Hecker kennen und nennen, aber nicht als Dramatiker. Dennoch ist er der Verfasser der Dramen: „Die Verfolgung der Juden durch Emicho“, Trauersp. (Mannheim 1840) und „Eines Fürsten Jugendliebe“ (Wien 1870). Es sind bessere Leistungen als sein „Abälard und Heloise“, welches Drama 1855 in New-York, jedoch erfolglos, über die Bretter ging.<sup>2</sup>

Ein auch mehr als Historiker wie als Dramatiker bekannter Balte ist der Baron Eduard v. Tiesenhausen (1806 † 1878) Er ist der Verfasser der Dramen: „Batkul“, ein hist. Schauspiel

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn das Nähere bei J. E. v. Grotthuß (Baltisches Dichterbuch) S. 392.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Ph. Paul: „Gustav Struve“ Hirschberg i. Sch. 1900 und Brümmer II, 410.

(Stuttgart 1865), dann „Blettenberg“, ein hist. Trauerspiel in 5 A. (Riga 1867) und „Dorck“, ein Drama 1878.<sup>1</sup>

Ebenso neu wird es Vielen sein, daß unser seiner Zeit sehr bekannte Landsmann Baron Alex. v. Ungern-Sternberg („Alex. v. Sternberg“ 1806 † 1868), der mit seinen vielen Romanen einer ganzen Periode nach Goethes Tode von 1832 — 1848 den Namen: „die Zerrissenen“ gab, auch ein Dramatiker war. Aber seine Dramen: „Das Landhaus zu Simonette“ (in der Illustr. Theaterzeitung 1846); „Rousseaus Jugendjahre“, eine dramatische Skizze (im Morgenblatt 1839); „Die Großmutter“, ein Lustspiel 1841 und „Alfieri“ 1843 trugen zu seinem Ruhme nichts bei, so wenig wie seine Jugendgedichte, aber genannt mußten sie doch hier werden.<sup>2</sup>

Bekannter unter uns Balten ist merkwürdiger Weise Otto Alex. Bernich (1807 † 1876) durch sein Drama „Pattul“, aber daß er auch der Verfasser des Trauerspiels in 5 Akten „Martin Giese der Procurator von Riga“ war, welches sich in seinem Nachlaß fand (eine Abschrift davon ist in meinem Besitz), wird nur Wenigen bekannt sein.<sup>3</sup>

So fraglos es ist, daß Alex. v. Sternberg unser berühmtester Romanschriftsteller ist, so fraglos kann man auch seinen engern Landsmann, den Revalenser Georg Schulz, genannt „Dr. Bertram“ (1808 † 1875) wegen seiner humorvollen „Baltischen Skizzen“ und anderen Poesien den „baltischen Fritz Reuter“ nennen, aber daß er auch durch seine vorzügliche Umbichtung von Gribojedows „Tope отъ yма“ unter dem Titel „Verstand schafft Leiden“, ein Schauspiel in 4 A. (Lpz. 1853) zu unseren Dramatikern gehört, wird nur Wenigen bekannt sein. In seinem Nachwort S. 168 nennt er unter den Übersetzern dieses Dramas auch einen Landsmann E. v. Knorring (Leiden durch Verstand), was ich nicht unerwähnt lassen will, wenn er mir im übrigen auch unbekannt geblieben ist.<sup>4</sup>

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn das Schriftsteller-Lexikon.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn u. a. P. Jald Balt. Monatschr. 1910 S. 305 ff.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn das Ab. der Fraternitas Rigenfis Nr. 112.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn Ella v. Schulz-Abajewsky (Balt. Monatschr. 1896), P. Jald (Balt. Monatschr. 1908), Wolsfg. Schlüter (Sitzungsber. der Gel. Gsfn. Gej. Dorpat 1908) u. Brümmer l. c. II, 332 x.

Ein Dramatiker, der zu seiner Zeit unter uns sehr bekannt und geachtet dastand, war der Rigenfer Friedrich v. Kiekhoff (1809 † 1881). Von ihm stammen die Dramen: „Düwecke, oder das Mädchen von Amsterdam“, ein dram. Gedicht in 5 A. (Brl. 1842); „Chateaubriand“, ein Trsp. in 5 A. 1845; „Der verstopfte artefische Brunnen“, eine Zauberposse in 3 A. Musik von J. Schramek. Aufgeführt in Riga 1847 (Riga 1847); „Die Testamentsbraut“, komische Oper in 3 A. Musik v. J. Schramek. Aufgef. in Riga (Riga 1849) und „Der Templer“, Oper in 3 Akten. Musik von A. Horn. 1853. Ferner stammen von ihm die Dramen und Opern-Texte: „Der Roman einer Stunde, oder die seltsame Wette“, ein Lustsp. in 1 Akt. Aufgef. in Riga 1838; „Martin Giese“, ein Trsp. in 5 A. 1843; „Ferdinand Walden, oder Ideal und Leben“, ein Schausp. in 5 A. 1843; „Sängerkrieg, oder deutsche und italienische Schule“, komische Oper in 3 A. 1844; „Cola Rienzi, oder der letzte der Tribunen“, Trsp. in 5 A. 1846; „Der schwarze Pirat“, Oper in 4 A. Musik v. Schramek. Aufgef. 1854 in Riga, und „Mac Ferguson“, Schausp. in 3 A. 1846. Die meisten dieser Dramen blieben ungedruckt, weil für Dramen wie Gedichte bei uns wie überall wenige Käufer zu finden sind.<sup>1</sup>

Ein Dramatiker, der seine Dramen wie Joh. Reinhold von Lenz-Rühne auf die Bühne zu bringen verstand, war der bekannte Schauspieler und Dichter Alex. von Königl-Tollert (1811 † 1880). Er ist der Verfasser von über 50 Dramen, die theils Originale, theils Bearbeitungen aus andern Sprachen sind. Sie alle hier zu nennen, ist natürlich nicht möglich. Im Jahre 1879 beabsichtigte er seine besten Dramen herauszugeben; der Tod verhinderte ihn daran. Aber alle seine Dramen, wie „Die Apothekerin“; „Die Pflegekinder“; „Marie und Båbli“; „Das Fischerhaus“; „Im Frühling“ usw. gingen über die Bretter, welche die Welt bedeuten und erfreuten Publikum und Kritik. Als langjähriger Leiter der deutschen Hofbühne in Petersburg verfaßte er nicht nur seine bereits erwähnte „Geschichte des Deutschen Theaters in St. Petersburg“ 1879, sondern veröffentlichte auch

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Brümmer II, 209 f., M. Rudolph Rigaer Theater- u. Tonkünstler-Lexikon Riga 1889 S. 107 zc.

damals im „Herold“ seine überaus interessanten „Memoiren eines Schauspielers.“<sup>1</sup>

Tatsache ist es, daß die Bühnenmanuskripte doch noch schneller, trotz des zeitgenössischen Beifalls, der Vergessenheit anheimfallen, als die Buchdramen, die man, wenn man ihrer habhaft wird, doch noch lesen kann, wie das bei dem nun zu betrachtenden Kurländer Baron Ferdinand v. Nolde (1812 † 1890) der Fall ist. Seine „Poetischen Versuche“ (Berlin 1868—73, 4 Bde.), die viele seiner Dramen enthalten, erschienen als „Manuskript gedruckt für seine Freunde“ und sind so nur in wenigen Händen. Als Besitzer eines Exemplars dieser Seltenheit kann ich daher über ihn reden und sagen: er braucht die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Freilich unsterbliche Dichtungen sind seine Dramen nicht, aber sie lassen sich lesen und sind nicht ohne Talent geschrieben, wie etwa „Kaiser Maximilian von Mexiko“, Trsp. in 5 A. (Brl. 1869); „Baltimore“, Trsp. in 5 A. (Ebd. 1870); „So geht's, wenn man auf fremdem Grund und Boden jagt“, Lustsp. in 3 A. (Ebd. 1870) und „Herzog Wilhelm von Kurland und die Brüder Nolde“, Histor. Drama in 5 A. (Ebd. 1873). Letzteres scheint mir sein bestes Drama zu sein.<sup>2</sup>

Ein Dramatiker, der unter dem berühmten Namen seines Vaters viel zu leiden hatte und darum meist unter dem Pseudonym „Wilhelm Augustsohn“ schrieb, war der Estländer Wilh. v. Kogebue (1813 † 1887). Von ihm stammen nicht nur die „Kleinen Geschichten aus der großen Welt. Novellistische Studien.“ (Spz. 1880, 2. Aufl.) und „August v. Kogebue. Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart“ (Dresden 1881), sondern auch die Dramen: „Habt Ihr schon gefrühstückt?“, dram. Scherz in 1 A. (Dresden 1869); „Unerbittlich“, Drama in 3 A. (Ebd. 1880) und „Zwei Sünderinnen“, Drama in 3 A. (Ebd. 1880). Außerdem wäre noch sein Schwank „Die orientalische Frage“ 1869 und sein Einakter „Ein unbarmherziger Freund“ (aufgef. in Dresden 1866 mit Beifall) zu nennen. Alle diese Schriften legen Zeugnis ab von seinem schriftstellerischen Talent, das sich auch auf seine

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn M. Rudolph l. c. S. 121 f. u. P. Fald, Allgemeine Encycl. v. Ersch u. Gruber, Bd. 38 S. 235.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Adolf Hinrichsen, „Das lit. Deutschland.“ Berlin und Rostock 1887 S. 439 und Brümmer Nachtrag S. 110.

Brüder, den bekannten Weltumsegler Otto v. Kozebue und den Erforscher Persiens Moriz v. Kozebue vererbt hatte. Indessen in der in- wie ausländischen Literatur wird er garnicht erwähnt, während man doch über viele unbedeutendere Menschen lange Aufsätze findet.

Entschieden unbedeutender als Wilh. v. Kozebue ist z. B. der Kurländer Oskar K. E. Rienig (1815 † 1859), dessen Tragödie in 3 A. „Die Braut von Korinth“ (Mitau 1843), wie seine „Geschichte Livlands“ (Dorpat 1847) viel von sich reden machte, wenigstens im Inlande. Aber wer kennt ihn jetzt noch?<sup>1</sup>

Noch unbekannter ist jetzt der Rigenstr Wilh. Aug. Geertz (1816 † 1864), der 1863 zur Eröffnung des Rigaer Theaters das Festspiel „Apollon Gabe“ schrieb.<sup>2</sup>

Eine noch jetzt durch die „Arends'sche Stenographie“ bekannte Persönlichkeit ist Leopold Arends (1817 † 1882). Er war ein verdienstvoller Gelehrter, der sich besonders durch seine Schrift „Über den Sprachgesang der Vorzeit und die Herstellbarkeit der althebräischen Vokal-Musik“ (mit Musikbeilagen) in den Fachkreisen einen geachteten Namen machte. Als Dramatiker freilich ist er nicht bedeutend. Sein dramatisches Gedicht „Lisbussas Wahl“ (Brl. 1847) ist nicht viel wert; sein Trauerspiel in 5 A. „Demosthenes oder Hellas Untergang“ (Brl. 1848) ist etwas besser. Indessen, es gibt noch schlechtere Dramatiker als Leop. Arends.<sup>3</sup>

Ein Dramatiker von dem man auch nicht viel weiß, ist der Rigenstr Karl Julius Starck (1818 † 1870?). Er ist der Verfasser des dramat. Gedichts „Die Schlacht bei Poltawa“ (Ptbg. 1859) und der dramat. Phantasie in 3 A. „Der Barde“ (Betersburg 1860).<sup>4</sup>

Gegenüber diesen vier letztgenannten Dramatikern ist Graf Nikolai v. Keshbinder (1823 † 1876) eine Größe. Unter seinen vielen Dramen: „Der Liebestrank“, romant. Drama in 3 A. (Reval 1846); „Ein Tag Ludwigs XI.“, histor. Gemälde (in f. „Balt. Album“ Dorpat 1848); „Rizzio“, Trsp. in 5 A.

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn das „Inland“ 1859 Nr. 3 u. 9 u. Brümmer I, 431.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn das Album der Frat. Rigenstr Nr. 233.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Keshbinder l. c. S. 63 u. W. Rudolph l. c. S. 6 u.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn Brümmer II, 379.

(Dorpat 1849 u. 2. verb. Aufl. in Gubitz „Jahrb. deutsch. Bühnenspiele, Brln. 1854); „Ein Ring“, Trauersp. in 4 A. (Mitau 1851); „Die Gräfin von Rochepierre“, Lustsp. (in Gubitz Jahrb. dtisch. Bühnensp. Brln. 1855); „Herrn Petermanns Schwester“, Posse (Brln. 1857) — ist sein letztes Drama „Jesus von Nazareth“, Trsp. in 5 A. (Biesbaden 1875) fraglos eine der hervorragendsten baltischen dramatischen Leistungen, auf die wir stolz sein können. Auch als Lyriker und Epiker hat er poetisch nicht Unbedeutendes geleistet, wenn auch freilich viel Spreu mit unterläuft, weshalb er vielfach angegriffen wurde.<sup>1</sup>

Ein bedeutender Dichter ist auch der Kurländer Baron Karl v. Firk's (1828 † 1871) aber als Dramatiker kann er sich mit dem Estländer Graf Nikolai v. Reh binder nicht messen. Firk's Dramen: „Masaniello“ (Drama in 3 A.) und „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz“, Drama in 3 A. (Esp. 1856) sind Buchdramen. Sie sind wie viele der hier genannten Dramen antiquarisch nicht mehr aufzutreiben und daher eine große Seltenheit. Als Lyriker steht er jedoch als einer der bedeutendsten baltischer Dichter da. Seine „Gedichte“ (Esp. 1864) und sein „Poetischer Nachlaß“ (Esp. 1871) sind ebenfalls schon große Seltenheiten geworden.<sup>2</sup>

Als Dramatiker haben wir hier auch den Rigaer Lokalpoeten par excellence Gust. Ed. Grunwaldt (1821 † 1891) zu nennen. Er gehörte seiner Zeit zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Stadt und besaß einen unverwüßlichen Humor, der auch oft in seinen Dichtungen, besonders im deutsch-russischen Jargon zum Ausdruck kommt. Von ihm stammen mehrere Bearbeitungen von Possen ins Lokale übertragen, wie „Riga in einem andern Weltteile“; „Riga, wie es weint und lacht“; „Eine Nacht in Riga“; „Ein Rigascher Bürger“ usw., die beifällig aufgenommen wurden und wiederholt in Riga über die Bühne gingen. Sie blieben aber Theater-Manuskripte wie seine Einakter: „Der Sonnen-Aufgang“ und „Ein Posten an der Donau“, die ebenfalls häufig aufgeführt wurden.<sup>3</sup>

<sup>1</sup>) Bgl. über ihn B. v. Andrejanoff: Graf N. Reh binder (Riga 1895), J. v. Sivers l. c. S. 593; J. E. v. Grotthuß 1894 l. c. S. 390; Brümmer II, 187 usw.

<sup>2</sup>) Bgl. über ihn Grotthuß l. c. S. 381 ff. u. Brümmer I, 189 f.

<sup>3</sup>) Bgl. über ihn P. Fald, Düna-Ztg. 1897 Nr. 66 ff. und R. Rudolph l. c. S. 79 f.

Ein Wort- und Ton-Dichter zugleich war der Rigenſer Eduard Mertke (1833 † 1895). Sein dram. Singspiel: „Liſa, oder die Sprache des Herzens“ in 2 A. (Köln 1870) wurde in Mannheim uſw. mit Beifall aufgeführt. Seine große Oper: „Kyrrill von Theſſalonich“ in 4 Aufz. (Köln o. J. als Text u. Opz. 1895 im Klavierauszug) hatte er das Glück Sr. Maj. dem Kaiſer Nikolai II. widmen zu dürfen, doch gerade wo dieſe wirklich überaus wertvolle Oper in Petersburg zur Aufführung kommen ſollte, ſtarb er als hochgeachteter Profeſſor am Kölner Konſervatorium. Wie es gekommen iſt, daß wir in Riga ſelbſt dieſe durchaus vornehme Worttondichtung nicht haben zur Aufführung bringen können, iſt nicht leicht zu verſtehen. Über ihn als Inſtrumental- und Vokal-Muſiker und über ſeine Bedeutung als Theoretiker iſt anderswo das Nähere zu finden.<sup>1</sup>

Wie Dr. Schulz-Bertram einer unſrer beſten Interpreten des deutſch-lettischen Jargons iſt, ſo der Rigenſer Rudolf Wilh. Seuberlich (geb. 1841) ein ſolcher des deutſch-lettischen Jargons. Der unfreiwillige Humor, der in ſeinen „Baltiſchen Schnurren“ (Riga 1878) zum Ausdruck kommt, hat ihn bekannt gemacht. Hier haben wir jedoch ihn nur als Dramatiker zu erwähnen. Sein Schwank „Eine tolle Geſchichte“ (Berlin 1880) wurde am 15. Dez. 1879 zuerſt mit großem Beifall in Riga aufgeführt. Ebenſo ſeine Oper in 3 Akten „Der Prinz wider Willen“, Muſik v. Otto Lohſe, ſie erlebte in Riga am 12. Febr. 1890 ihre Erſtaufführung und fand viel Beifall. Von vielleicht noch größerem Wert iſt ſeine Umdichtung der Trilogie des Grafen Alex. Tolſtois „Zwan Gosnyj, Zar Fiodor und Boris Godunow“ (Brln. 1909).<sup>2</sup>

Nach ſeinem Nekrolog im „Rig. Tagebl.“ 1890, Nr. 27 ſoll der Rigenſer Alex. Petrick (1846 † 1890) eine Reihe Dramen und Poſſen veröffentlicht haben, doch kenne ich von ihm nur ſein Trauerſpiel in 5 Akten „Die Eroberung von Konſtantinopel“ (Btg. 1883), welches er Sr. Maj. hat widmen können, aber in ſtiliſtiſcher und rhetoriſcher Beziehung viel zu wünſchen übrig läßt, ſo daß es mir ſein Erſtlingswerk zu ſein ſcheint.

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn B. Fald, Duna-Ztg. 1896 Nr. 3 f. u. M. Rudolph l. c. S. 158 f.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Grotthuſ ſ. c. S. 394, M. Rudolph l. c. S. 228 u. Hinrichſen l. c. S. 603 zc.

Ein Dramatiker ist auch der noch jetzt lebende Prof. Dr. Arthur Böhtlingk in Karlsruhe (geb. 1849 in Petersburg). Seine Dramen: „König Konrad“, histor. Trsp. (Jena 1881) und „Franz v. Sickingen“ (Ebd. 1888) machten ihn weniger bekannt als sein historisches Werk „Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen.“ 1878.<sup>1</sup>

Bedeutender als Dramatiker ist unser in Rio de Janeiro geborener Landsmann Alex. von Freytag-Loringhoven (1849 † 1908). Alle seine Dramen und Festspiele sind aufgeführt worden, wie „Die Flitterwochen“, Scherz in 1 Akt, aufgeführt in Riga 1881; „Dichterleiden“ (gleichfalls); „Am Strande“, Einakter (mit vielem Beifall aufgeführt 1888 in Riga, Reval u. Mitau); „Die Kousine“, Einakter (aufgef. in Weimar, Erfurt, Graz, Schwerin, Hamburg, Riga usw. mit Erfolg 1889—1893); „Flona“, Schausp. in 3 A. (aufgef. in Riga 1900); „Meine Ärzte“, Einakter (aufgeführt in Weimar 1900); „Am Hochzeitsabend“ (abgedruckt in der Duna-Ztg. 1893, Nr. 4); „Im Theaterbureau“, Festsp. (aufgef. in Riga 1898); „Seine Mutter“, Einakter (aufgeführt in Riga 1896); „Das Preisstück“, Einakter (aufgef. in Riga 1897); „Aranja“, Einakter (aufgef. in Riga 1907); „Aus der Hegenzeit“, Einakter (aufgef. in Riga 1902); „Gunda“, romantische Oper, Musik von Adam Dre (1900) und „Die Hofdame“, Operette in 3 Akten, Musik von Fritz Korenys-Schedt (aufgef. in Riga 1905) und viele Festspiele, zur Schillerfeier (Die Macht des Idealen 1905), zur Mozartfeier 1906, zur Herderfeier 1908, zur 700-jähr. Feier der Stadt Riga 1901 usw. Obgleich er sich über Nichtbeachtung bei Publikum und Kritik nicht beklagen kann, ist er doch schon der Vergessenheit anheimgefallen.<sup>2</sup>

Ein nicht minder begabter Dramatiker war Jul. Hasselblatt-Norden (1849 † 1907). Von ihm stammen die Dramen: „John Williams“ in 4 A.; „Fesseln“ in 4 A. und „Der Tugendbold“ in 4 Akten, die in Dresden 1894 erschienen. Besonders das letztere Schauspiel erlebte in Petersburg, Berlin usw. einen starken und verdienten Erfolg bei der Aufführung.

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Hinrichsen l. c. S. 65 u. Schulze „Deutsches Zeitgenossen-Lexikon“, Epj. 1905 S. 141.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Degener, „Wer ist's“ S. 397, Hinrichsen l. c. S. 164 und R. Rudolph l. c. S. 66 zc.

Ebenso sein letztes Drama „Zirkusluft“, welches nach seinem Tode in Stettin 1908 zur Aufführung kam. Seine eigentliche Bedeutung aber hat er als Kunsthistoriker. Von ihm stammt z. B. die „Gistor. Übersicht über d. R. Russ. Akad. der Künste“ und viele Aufsätze in der „Modernen Kunst“, deren Redakteur er war.<sup>1</sup>

Fraglos begabt war Laura Marholm = Hansson, geb. Mohr (geb. 1854). Als Frauenrechtlerin kam sie zur Erkenntnis: „Es gibt kein andres Glück für das weibliche Geschlecht als die Liebe. Es hilft uns alle Emanzipation zur Befreiung von drückenden Verhältnissen zu nichts. Wir verbessern im Konkurrenzkampf mit dem männlichen Geschlecht nicht unsre Lage, sondern verschlechtern uns mit der Betonung: „wer bin ich?“ statt des alten „wessen bin ich?“ — Des Weibes Inhalt ist der Mann! Wehe uns, wenn des Mannes Ideal nicht sein Weib ist!“ — Was da herauskommt, hat sie in ihrem Drama „Karla Bühring“ (Spz. 1895) klar zur Anschauung gebracht. „Selten ist so nackt und brutal weibliche Gemeinheit dargestellt worden; nie vermutlich von einem Weibe selbst“, wie hier (Leo Berg, Der Übermensch S. 210). Ihr literarischer Name datiert aus ihrer Rigaer Jugendzeit her, wo sie als Fräulein Laura Mohr unter dem männlichen Namen „Leonhard Marholm“ ihre Tragödie „Joh. Reinh. Patkul“, Teil I Gertrud Vindenstern in 5 Akten (Riga 1878) und Teil II Patkuls Tod (Riga 1880) erscheinen ließ. Sie machte seiner Zeit viel von sich reden. Darauf erschien noch von ihr ein Schauspiel in 4 A. „Frau Marianne“ (Riga 1882). Es wurde 1882 auf dem Rigaer Theater und dann im Berliner Residenztheater und 1885 in Amsterdam, ins Holländische übersetzt, aufgeführt. Es ist zu bedauern, daß sie uns nicht mehr Dramen geliefert hat.<sup>2</sup>

Ein nicht minder talentvoller Dramatiker ist der Kurländer Karl Stavenhagen (geb. 1854). Er ist der Verfasser folgender Dramen: „Das Kunkelsträulein“, Schauspiel in 5 A. (Riga 1901); „Salom und Herwart“, Schauspiel in 5 A. (Riga 1901); „Johann Wolthuf von Herse“, Tragödie in 5 A. (Riga 1903); „Im Drachenhorst“, Schwank in 3 A. (Riga 1908) und „Johann Uerfüll von Niesenberg“, Tragödie in 5 A. (Riga 1910). Alle

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Kürschner, Lit. Kalender 1889 S. 514 zc.

<sup>2</sup>) Vgl. über sie M. Rudolph l. c. S. 152.

diese Dramen sind in Riga, auch in Reval, Mitau und Dorpat aufgeführt worden und Kritik wie Publikum haben die Dramen wohlwollend aufgenommen. Weiter aber ist Stavenhagen mit seinen Dramen leider nicht gedungen, obgleich er Beachtung verdiente.

Ein anderer Kurländer, der wieder umgekehrt im Auslande bekannter als in seiner Heimat wurde, ist der Graf Eduard von Reysersling (geb. 1855). Bereits sein erstes Drama „Ein Frühlingsopfer“, Schausp. in 3 A. (Brln. 1899) erregte Aufsehen und erzielte gute Erfolge im Lessing-Theater usw. Sein Trauerspiel „Der dumme Hans“ (Ebd. 1901) und sein Drama „Peter Havel“ (Ebd. 1904) zeigen ihn als modernen Dramatiker, der mit Max Halbe und Gerhart Hauptmann sich messen kann, wie das besonders in seinem Drama „Benignas Erlebnis“ (Berl. 1906) zu Tage trat, das im Lessing-Theater mit durchschlagendem Erfolg von Kritik und Publikum aufgenommen wurde. Seine Stärke scheint aber doch mehr die Romanschriftstellerei zu sein.<sup>1</sup>

Ihm schließt sich der Livländer Erwin Bauer (1857 † 1891) an, der entschiedenes dramatisches Talent bekundet in seinem Schauspiel in 5 A. „Der Sohn des Kommerzienrats“ (Berlin 1887) und in seinem Lustspiel „Paragraph 263“ (Ebd. 1888). Seine Haupttätigkeit entfaltete er aber als politischer Schriftsteller.<sup>2</sup>

Gegen diese 3 Landsleute verfällt der als Literaturhistoriker, Goethe- und Schiller-Forscher bedeutende Otto Harnack (geb. 1857). Seine Dramen „Napoleon“ in 5 A. (Dorpat 1880) und „Freue“, Tragödie in 5 A. (Stuttgart 1911) sind „typische Professorenstücke“, die auf der Bühne nicht wirken.<sup>3</sup>

Ob der in Ostrowo 1855 geborene Adolf Gerstmann mit seinen Dramen „Die Leute von Hohen-Selchow“ und „Der Kernpunkt“ zu den Balten zu zählen ist, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen.<sup>4</sup>

Dagegen ist der in Ottenküll (Estl.) 1857 geborene Eberh. Kraus garlos unser Landsmann. Er hat sich als gewandter

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Hermann Bang (Neue Rundschau, resp. Nig. Btg. 1912 Nr. 36) zc.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 87 zc.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Degener 1909 S. 526 u. Grotthaus l. c. S. 364 zc.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn Hinrichsen l. c. S. 185.

Journalist und Schriftsteller einen Namen gemacht. Als Dramatiker ist er hier wegen seines Schauspiels „Auslese“ 1894 zu erwähnen.<sup>1</sup>

Nebenbei sei hier auch bemerkt, daß sein Kollege als Journalist, der Rigenfer Richard R u e ß (geb. 1850), Verfasser eines Einakters „Auf der Redaktion“ ist, welcher 3 Mal auf der Rigaer Bühne aufgeführt wurde.<sup>2</sup>

Ihnen schließt sich der 1859 in Petersburg geborene Friedr. F i e d l e r an, dessen Dramen „Nero“ (1883); „Angarin und Walbwildnis“ (1892) und die Dramen nach Puschkin „Boris Godunow“ (86) u. „Der geizige Ritter“; „Mozart und Saleri“; „Der steinerne Gast“ u. „Russalka“ (91), sowie Gogols „Revisor“ (94) erschienen.<sup>3</sup>

Hier haben wir auch den als Lieder-Komponisten weitbekannten Erik Meyer-Helmund (geb. 1860 in St. Petersburg) zu nennen. Nicht nur, daß er zu seinen kleinen Opern von „Trischka“ bis „Lucullus“ die Texte selbst verfaßte, sondern er schrieb auch ein reizendes kleines Lustspiel „Ein Heiratsantrag“, welches auf vielen Bühnen Deutschlands mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt wurde.<sup>4</sup>

Eine Dramatikerin ist die unter dem Pseudonym „P. Lorenz“ schreibende Landsmännin Elise von Schabelsky (geb. 1860). Von ihr stammen: „Der berühmte Mann“, Lustsp. 1890 (2. Aufl. 1891); „Agrippina“, Lustsp. 1892 und „Irrlichter“, Schausp. 1893.<sup>5</sup>

Von unsrem Hermann Hillner (1861 † 1909) kenne ich zwei Dramen. Das eine wurde zur Gutenbergfeier im Rigaer Schützengarten, das andere in Stargard (Pommern) am 23. Jan. (3. Febr.) 1904 im Theater aufgeführt, doch sind mir die Titel entfallen.<sup>6</sup>

Nebenbei sei hier auch bemerkt, daß von dem talentvollen Kurländer Richard v. Wilpert (geb. 1862 in Siurg) das Lustspiel „Die Tonkünstler“ (Spz. 1894) herrührt.<sup>7</sup>

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 742 u. Grotthuß l. c. S. 369.

<sup>2</sup>) Vgl. darüber M. Rudolph l. c. S. 204.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 342 f.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn P. Falk, Balt. Monatschr. 1912 S. 166 f. zc.

<sup>5</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1893 S. 990.

<sup>6</sup>) Vgl. über ihn Düna-Ztg. 1903 Nr. 172, Rig. Tagebl. 1909 Nr. 248.

<sup>7</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 1522.

Ein anderer Dramatiker ist der in Petersburg 1862 geborene Wolfgang Alex. Meyer. Er ist der Verfasser der Lustspiele: „Trogköpfchen“ (1888) und „Einer muß es doch sein“ (1889), sowie der Tragödie „Recht des Liebenden“ (1891).<sup>1</sup>

Leider wenig bekannt ist es, daß der verstorbene Dorpater Professor Alex. Berendts (1863 † 1912) der Verfasser des zweiaktigen Dramas „Auf verlorenen Posten“ (Dorpat 1911) ist. „Das Stück hat die Treue der Livländer in den schweren Tagen der polnischen Gegenreformation dem polnischen Könige gegenüber zum Gegenstand und weiß den tiefen Konflikt zwischen „Glaube und Heimat“ und geschworenem Eide und Untertanenpflicht in ergreifender Weise zum Ausdruck zu bringen.“ Das Drama wurde zum 5. Stiftungsfest des Deutschen Vereins in Dorpat am 13. Mai 1911 in der Bürgermusse aufgeführt und der Eindruck war ein „sehr tiefgehender.“<sup>2</sup>

Ein bei uns fast garnicht bekannter Dramatiker ist der aus Livland stammende Friedr. Dußmeyer (geb. 1864). Seine Schriften haben in Deutschland viele Auflagen erlebt, z. B. seine „Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gem. Verjudung“ (1892 die 7. Aufl.). Auch als Dramatiker ist er durch sein Lustspiel „Die 7. Großmacht“ (1896) bekannt und auch durch sein Trauerspiel „Der Arbeiterkaiser“ (1892). Weniger bekannt sind seine Dramen: „Spurius Corvilius Ruga“ (1889), „P. Artino“ (89) und „Tod der Verräter“ (92).<sup>3</sup>

Ebenfalls ein in Deutschland bekannter Dramatiker ist der in Moskau 1865 geborene Eduard Stucken. Von ihm stammen die Dramen: „Irsa“; „Gawân“; „Lanvâl“; „Myrriha“ und „Asirid“ (Berlin 1897); für Kenner. Verständlicher für Jedermann ist dagegen sein Drama „Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf“. Es behandelt die Geschichte der schönen Kurtisane Ninon de L'Enclos, deren Schönheit selbst dem eignen Sohne zum tödtlichen Verhängnis wird, als er erfährt, daß seine Liebe seiner Mutter gilt.<sup>4</sup>

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 914.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Rigalsche Ztg. 1912 Nr. 52 zc.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 279.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn Bal. Tornius, Deutsche Monatschrift für Rußland, Reval 1912 S. 165 ff.

Durch sein dreiaktiges Lustspiel „Ein moderner Trick“ (1901) erlangte der Kurländer Eugen Heymann (1865 † 1902) sowohl in Deutschland als auch bei uns in Riga einen durchschlagenden Lacherfolg.<sup>1</sup>

Ihm schließt sich der durch seinen Roman „Gottfried Kämpfer“ (1904) in weiten Kreisen bekannte Dorpatenser Hermann Andreas Krüger (geb. 1871) an. Er ist ein vielseitiger, beliebter Schriftsteller Deutschlands geworden, wo er als Professor in Hannover eine Anstellung gefunden hat. Als Dramatiker ist er bekannt durch das Schauspiel „Ritter Hans“ (97), das Festspiel „Waldbüters Weihnacht“ (97) und das Drama „Pflichtenmenschen“ (99), sowie durch die Tragödie in 3 A. „Der Graf v. Gleichen“ (1907).<sup>2</sup>

Einer, der durch seinen „Klarismus“ neuerdings viel von sich reden macht, d. h. den Dualismus von gut und böse aufheben will, indem Alles zuerst schlecht und unvollkommen in der Entwicklung ist und nur allmählich besser, gut und ausgezeichnet wird, ist der Estländer Elisar v. Erzdorff-Kupffer (geb. 1872). Er hat sich auch als Dramatiker versucht einen Namen zu machen, durch seine Tragödie „Der Herr der Welt“ (99) und „Tragödie der Schönheit“.<sup>3</sup>

Bekannter uns Baltisch ist der leider zu früh verstorbene Dichter Karl v. Freymann (1878 † 1907). Unter seinen 4 Dramen ist besonders sein feiner reizvoller Einakter „Nach dem 9. Thermidor“ (Erstaufführung am 9. Jan. 1907 in Riga) ein Meisterwerk. Es ist mit zwei andern Einaktern „Francesca“ und „Masken“ (München u. Leipzig 1908) erschienen. Eine größere dramatische Arbeit ist sein Schauspiel aus der lettischen Revolution in 4 A. „Der Tag des Volkes“ (Münch. u. Lpz. 1907). „Es wurzelt ganz in baltischer Erde und der blutrote Schein des schweren Jahres 1905 wirft sein Licht darauf“.<sup>4</sup>

Dagegen ist uns der Bernauer Alex. Schmidt (geb. 1838), der sich besonders als Romanschriftsteller in Deutschland unter dem

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Duna-Ztg. 1901 Nr. 276 und 1902 Nr. 35.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn S. Schulze, Deutsches Zeitgenossen-Lexikon, Lpz. 1905 und Kürschner 1899 S. 755, Degener l. c. 1909 S. 768 f.

<sup>3</sup>) Vgl. über ihn Dr. E. v. Meyer „Der Klarismus oder Geisteswert eines Baltens“ (Deutsche Monatschrift für Rußland 1912 S. 534 ff.) und Kürschner 1899 S. 767.

<sup>4</sup>) Vgl. über ihn R. v. Engelhardt, Rigasche Ztg. 1907 Nr. 149, Rig. Tagebl. 1907 Nr. 103, Duna-Ztg. 1907 Nr. 9.

Namen Alex. O l i n d a bekannt gemacht hat, nur wenig vertraut. Als Dramatiker müssen wir ihn jedoch hier erwähnen, da von ihm das Lustspiel „Die Emanzipierten“ (1876) herrührt.<sup>1</sup>

Ein anderer auch ganz in Deutschland lebender Landsmann ist der Rigenser Korfiz Holm (geb. 1872), der Sohn unserer Dichterin Mia Holm, geb. v. Hebenström († 1912). Er ist der Verfasser des Schauspiels „Arbeit“ (99), der Komödie „Fräulein Nest“ (1907) und des Lustspiels „Die Hundstage“ (1912). Seine Stärke aber liegt auf dem Gebiet des Romans.<sup>2</sup>

Über unseren Landsmann Leon Hardt, den Verfasser von „Im Vaterhause. Roman aus Livlands jüngster Vergangenheit“ (Drsd. 1881), der auch ein vaterländisches Drama „Die Brüder Nolde“, Trauersp. in 5 A. (Drsd. u. Lpz. 1885) geschrieben hat, habe ich nichts Näheres erfahren können.

Ebenso weiß ich über den Estländer Edgar Hoepfener nichts weiter, als daß sein Einakter „Schuld“, ein subtiles Konversationsstück, in Reval mit großem Erfolg aufgeführt worden ist.

Im Jahre 1907 erschien in Riga das Märchendramolet für die Jugend „Victoria Regia“ von Julie Herweg. Nach Pastor Dr. A. Bielenstein (Mitauer Ztg.) ist es „ein grazioses kleines Stück mit gesundem Humor“ und ohne große Schwierigkeit in jedem Hause ausführbar.

Eine andre Dichterin ist Frau Victoria v. Herzack, geb. Eggers. Ihr 4-akt. Drama „Sklaventrast“ kam am 4. Septbr. 1907 im Stadt-Gymnasium in Riga zur Vorlesung.<sup>3</sup>

Ebenso kam John Siebert's Drama „Erich XIV., König von Schweden“ 1912 in der Dorpater dramatischen Gesellschaft zur Vorlesung.<sup>4</sup>

Ein Dramatiker, der vielfach an Gerhard Hauptmann erinnert, ist der in Petersburg geborene Adolf Fedoroff. Seine Dramen „Lebenshunger“ (99); „Walthar Volk“ (99) und „Onkel Sascha“ sind Dramen, die in Deutschland, wie in Berlin, München, Kassel usw. immer volle Häuser erzielen.<sup>5</sup>

<sup>1</sup>) Vgl. über ihn Kürschner 1899 S. 997.

<sup>2</sup>) Vgl. über ihn Degener 1909 S. 616.

<sup>3</sup>) Vgl. darüber Rig. Ztg. 1907 Nr. 201 u. Rig. Tagebl. 1907 Nr. 206.

<sup>4</sup>) Nach der Rig. Ztg. 1912 Nr. 82.

<sup>5</sup>) Vgl. Rig. Tageblatt 1906 Nr. 109 zc.

Auch unser bekannter Dichter Leopold v. Schröder (geb. 1851 in Dorpat) hat sich als Dramatiker versucht. Sein „König Sundara“, Trsp. in 5 A. (87) und „Dara, oder Schah Dschehan und seine Söhne“, Trsp. in 5 Akten (91) wurde sogar auf der Rigaer Bühne vor Jahren aufgeführt.

Mit einem Drama machten sich endlich bekannt: Kurt von Bötticher mit seinem „Judas“, Trsp. (1912); Victor Selm mit seinem Einakter „Lebensfreude“ (Dresden o. F.); Heinrich v. Hirschheydt mit seinem Trauerspiel „Giulio Monti“ (Riga 92); Eugenie Hirschberg-Bucher mit ihrem Einakter „Leben“ (aufgef. in Riga 1903); Walter Krause mit seinem Trauerspiel „Gottfucher“ (1908); Manfred Ryber mit seinem Drama „Meister Matthias“ (1907); Fr. Leoni (d. h. Franzisca Voetsch) mit einer guten Übersetzung von Tolstois „Macht der Finsternis“ (1888); Rob. v. Kenngarten mit seinem Schauspiel in 3 A. „Der ewige Jude“ nach Eugen Sue (Berlin 1911) und Alexander v. Stempel mit seinem Drama „Maler Bernhard und seine Freunde“, Schauspiel (Libau 1909).

Welchen Wert hat nun diese Namhaftmachung von über 80 baltischen Dramatikern? Sind von ihren über 300 Dramen wirklich einige mehr wert als nur Mittelgut? Nun, ich meine, es sind unter diesen 300 vielleicht doch an die 30 Dramen, zwar nicht ersten Ranges, aber doch solche, die sich überall sehen und hören lassen können; und das ist schon ein ganz respektablem Prozentsatz in dem großen deutschen Dramenwald.

Ferner tat es Not, uns selbst einmal Rechenschaft zu geben, was wir auf dramatischem Gebiet geleistet haben, eine Grundlage zu schaffen, auf der dann andre literarhistorisch weiter arbeiten können. Lückenlos ist diese Aufzählung freilich nicht, aber sie spricht doch wenigstens dafür, daß es nicht richtig ist zu sagen, daß wir Baltien auf dramatischem Gebiet nichts hervorgebracht hätten, worüber sich zu reden lohne.



## Zur Psychologie des Wunders.

Zwei Wege, auf denen der Wunderglaube in die  
Vorstellungswelt eindringt.

Von

Gregor v. Glasenapp.



Es handelt sich um die Untersuchung solcher Züge, die dem Glaubensleben sehr verschiedener Völker mehr oder weniger gemeinsam sind.

Das Eindringen des Wunders in den Vorstellungsinhalt des Glaubens geschieht, wie es scheint, auf zwei Wegen, von denen man den einen den legitimen, den andern den illegitimen nennen kann; und demgemäß wird das auf die erstere Weise angeeignete Wunder ein nie ganz zu überwindender, das auf dem zweiten Wege angeeignete — ein leicht entbehrlicher Bestandteil des Glaubens der einzelnen Religionen sein. Um zunächst die illegitime Behaftung des Volksglaubens mit Wundern zu verstehen, genügt folgende Überlegung:

Bei der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Glaubensbekenntnisse besteht eine Gefahr darin, daß der Gläubige, auch wenn er wirklich in seinem Herzen zum lebendigen Glauben erweckt ist, leicht zum Parteimanne wird. Der Parteigeist ist aber nur eine Spezies des allen sozialen Wesen gemeinsamen Triebes: des Herdeninstinkts. Es hält z. B. dem Menschen seine Kirche einen dicken Glaubenskodex von Dogmen und Mythen vor, in dem unter anderem auch die wenigen schlichten Worte stehen, die ihn ergriffen, begeistert und erweckt haben; und er meint um eines so großen Gutes willen auch alles andre ungeprüft in den Kauf nehmen zu müssen. Er nimmt es in Bausch und Bogen an, weil, sagt man ihm, mit jedem Worte jenes Kodex auch der ihm so werthe Glaube

stehe oder falle. Alles, heißt es, hänge zusammen, wie die Interessen einer Partei; wer nicht dafür sei, sei dawider. Christ oder Materialist. Fort mit den Halbheiten! Man könne nur alles zusammen (z. B. das Lehrgebäude der päpstlichen Kirche) annehmen oder verwerfen. Auch nur an einem Worte zu zweifeln, sei Frevel. So fühlt der einzelne sich oft mit der Kirche solidarisch und wird ein blinder Knecht seiner Partei; denn, wie La Bruyère sagt: *l'esprit de parti abbaïsse les plus grandes âmes jusqu' au peuple.*“

Ein Parteimann, der am Glauben die echten von den unechten Bestandteilen nicht unterscheidet, ist z. B. der Wahrsager Euthyphron (in Platons gleichnamigem Dialoge, Kap. 6). Auf die Frage des Sokrates, ob man denn die den Göttern angedichteten Wunder für wahr halten solle, meint er: „Ja, und nicht das allein!“ Sie sind ihm mehr als wahr, nämlich Glaubenssache und Parteisache.

Was lehrt uns aber hier die Selbstbeobachtung über das Seelenleben? Dasjenige, was wirklich im Menschen als lebendiger Glauben wirkt und erlösende Kraft beweist, ist immer nur ein einfacher Gedanke, ein sehr kleiner Kreis von Vorstellungen; oft sind es einige wenige ergreifende Schlagworte, Alles andere, soweit es überhaupt im Gedächtnis haftet (was übrigens die Kirche auch garnicht verlangt), ist, genau genommen, am Glauben ein erschwerender, zweckloser Ballast. Nur vermöge dieser Einsicht, daß schließlich ein engbegrenzter Kreis von mehr oder weniger symbolisch ausgedrückten Vorstellungen den eigentlich lebendigen Glaubensinhalt ausmacht, konnte ein Philosoph, wie Hermann Lohse, sich zur christlichen Glaubensgemeinschaft rechnen, wie er es selbst ausspricht (Lohse, „Kleine Schriften“ III, S. 414): „Jeder hat das Recht zu der großen Gemeinschaft zu gehören, so lange er versichern kann, in seinem Innern den Glauben an eine Heilswahrheit zu finden, als deren Ausdruck er, auch für ihn verständlich und fruchtbringend, das gegebene Symbol anerkennen kann; nur der schließt sich selbst von der Gemeinschaft aus, dem es nichts sagt.“ Dies bekennt derselbe Lohse, der in seinem „Mikrokosmos“, Bd. 3, das Dogma von der Trinität „einen fest zusammengedrehten Knäuel von Widersprüchen“ nennt.

Der Apostel Paulus war doch wahrlich ein Glaubensheld geworden, und zwar dadurch, daß er zum Glauben an Jesum Christum erweckt wurde. Aber wie engbegrenzt sind die Glaubensvorstellungen in ihm, die ihn tatsächlich zu einem Anhänger und Nachfolger der Lehre Christi machen! Beziehen sie sich doch fast nur auf den Tod seines Herrn und Meisters! Es ist einzig und allein der gekreuzigte Christus, nicht der in Judäa und Galiläa lehrende, der den Apostel begeistert und ihn mit dem Religionsstifter verbindet. Von der ganzen eigentlichen Lehre Christi und von dem Beispiele seines Lebenswandels, selbst von der Bergpredigt, sind in allen Briefen des Paulus kaum Andeutungen zu finden. Hat also Paulus auf den Märtyrertod Christi und das, was seine eigne reiche Seele daran an Gedanken knüpfte, seine ganze Theologie aufgebaut, so läßt bei den meisten frommen Menschen der wahrhaft in ihnen lebendige Glaubensgehalt, den sie aufgenommen, sich noch viel knapper zusammenfassen. Diesem eigentlichen Glaubensinhalte gegenüber kann man alles Übrige, wozu sie sich sonst noch bekennen, den un~~eigentlichen~~ Glaubensinhalt nennen. Er ist einem großen unübersehbaren Kreise vergleichbar, in dem der eigentliche Glaubensinhalt wie ein ganz kleiner Kreis konzentrisch drin liegt. Jener große Kreis ist nicht nur unübersehbar, er ist auch größtenteils und für die meisten eine terra incognita. Denn wenn man sich zur Bibel, zum Talmud, zum Koran, zum Weda oder Awesta bekennt, weiß man doch noch nichts oder sehr wenig von dem, was in diesen Büchern drin steht; es kann uns begegnen dort später unerwartete und geradezu erstaunliche Entdeckungen zu machen. Erzählt man z. B. einem kirchengläubigen Christen von der derbsinnlichen Schilderung des Leviathans, die der Talmud entwirft, so wird er sie mit Recht für widerlich und eines heiligen Buches unwürdig erklären; zeigt man ihm aber darauf, daß so ziemlich dieselbe Schilderung auch schon im alten Testamente (im Buche Hiob) vorkommt, so gerät er natürlich in Verlegenheit. (Hiob, Kap. 41).

Er wird vielleicht etwas stammeln von einem tieffinnigen, verborgenen Gleichnisse, wohl gar von einer Weissagung auf Christum und die Kirche und die Situation nur noch peinlicher machen, anstatt einfach zu erklären, daß sein Glaube mit Hiob und dem Leviathan nichts zu tun habe. Denn ein solcher Mensch

hat einen doppelten Glauben; der eine, der wirkliche Glaube bezieht sich direkt auf den ihm bekannten Glaubensinhalt. Der andere Glaube — kaum wert so zu heißen — geht nicht direkt auf den Inhalt selbst der angenommenen Bücher und Lehren, sondern besteht zunächst nur in dem allgemeinen Satze: „Der Buda ist wahr“, oder „die Bibel ist wahr“, oder „die katholische Religion ist wahr“, oder „der Koran ist wahr“. Zu dem Inhalt des Koran oder der Bibel kann man sich ja unmöglich bekennen, weil man ihn garnicht so genau kennt. Man bekennt sich jedoch zu einem Urteil über die Bibel oder den Koran zc. Das ist, wie man sieht, ein unechter und nur scheinbarer Glaube, der uns auf illegitimem Wege aufgedrungen worden sein mag. Er wird indessen nur zu oft mit dem echten verwechselt und mit der Glut des Parteigeistes verteidigt, sobald andre Leute einen einzelnen Satz daraus, der vielleicht bisher dem Gläubigen selbst noch unbekannt war, angreifen. Und dieser äußere Glaubenskreis enthält nun eine ganze Menge Wunder, die auf solchem Schleichwege als Konterbande in unser Haus gekommen sind und doch Anspruch auf Gastrecht erheben.

Nachgerade sind jedoch die Tage des Glaubens an diejenigen Wunder gezählt, die dermaßen durch Subreption in unsern Glaubensvorrat hereingerieten, weil sie eigentlich bloß zur Dekoration alter Schriften dienen und mit dem Wesen des religiösen Glaubens nicht im Zusammenhange stehen.

Es genügt, beim Unterrichte der Jugend in der Schule diese Wunder mit Stillschweigen zu übergehen; dann existieren sie bald lediglich als Kuriosa oder sind im Staube ihrer Bedeutungslosigkeit begraben. In einem Aufsage über die neusten Fortschritte der Evolutionstheorie, den die „Revue de l'Université libre de Bruxelles“ veröffentlicht, weist im J. 1903 Professor Leo Errera darauf hin, daß sich selbst die katholischen Katechismen nicht gänzlich dem Zuge der Zeit entziehen können. So hatte der unter Aufsicht des Kardinalerzbischofs von Mecheln ausgearbeitete Katechismus 1889 noch folgende Fragen und Antworten enthalten: „Wo ra u s hat Gott Himmel und Erde geschaffen?“ „Aus nichts“. — „Wann hat Gott Himmel und Erde geschaffen?“ „Vor ungefähr 6000 Jahren“. — „Wieviel Zeit hat Gott zur Erschaffung von Himmel und Erde gebraucht?“ „Sechs Tage“. — In der Auf-

lage dieses Katechismus von 1901 sind die beiden ersten Fragen und Antworten ganz verschwunden und die dritte Antwort lautet jetzt: „In sechs Tagen, — deren Dauer wir aber nicht kennen“.

Jeder, der die beiden Glaubenssphären, die äußere und die innere, sein eigen nennt, braucht, um sich davon zu überzeugen, daß er zwei verschiedene Begriffe dabei mit demselben Worte bezeichnet, sich nur zu vergegenwärtigen, daß jenem äußern Glauben, zu dem er sich als Glied der Kirche bekennt, ja der eine wesentliche Bestandteil: das Element des Strebens (d. h. das Bewußtsein des Geschehen-Sollens) gänzlich fehlt, das erst den Glauben zu etwas Lebendigem macht. Er kann also zu dieser äußern Sphäre von Vorstellungen keine andre Stellung als die des Für-wahr-haltens einnehmen. Um aber die Wunder für wahr zu halten, fehlt jeder Grund.

Um den andern, den *l e g i t i m e n* Weg, auf dem die Wunder in die Glaubenswelt hineingeraten, erschöpfend zu beschreiben, müßte weiter ausgeholt werden, als an diesem Orte tunlich ist. Es mögen daher einige Andeutungen und Beispiele genügen; Andeutungen, die jedoch nicht zusammenhanglos sein werden.

Das ganz allgemeine Streben und Sehnen des Gläubigen nach jener höhern Welt erhält seine jeweilige Form durch den zum Glauben gehörigen Vorstellungsinhalt. Vorstellungen zu haben, dazu kommt der Mensch nur dadurch, daß er zuerst Wahrnehmungen hat. Ursprünglich kann nur, was wahrgenommen ist, vermöge der Erinnerung vorgestellt werden. Zur Wahrnehmung gelangt der Mensch durch Reize, die seine fünf, sechs oder mehr Sinne treffen; daher haftet dieser sinnlich konkrete Ursprung auch seinen Vorstellungen an; und seine Merkmale sind nie ganz aus ihnen fortzuschaffen. Zum Ausdruck der Vorstellungen dient vornehmlich die Sprache; erst in ihr werden sie fixiert und kommen zum deutlichen Bewußtsein. Daher war es garnicht anders zu erwarten, als daß in allen Wortwurzeln, von denen als hypothetischen Urelementen die Sprache ausgeht, noch der sinnlich konkrete Ursprung, soweit ihre Bedeutung erkannt worden ist, nachzuweisen sein werde; und die Linguistik hat diese Erwartung bestätigt. Jede Wurzel ist ein Bild; wenn man unter dem Bilde nicht nur das, was auf der Retina des Auges entsteht, sondern auch das, was die übrigen Sinnesorgane apperzipieren, versteht.

Sobald nun aber der Mensch mit seiner Sprache etwas nicht direkt Wahrnehmbares ausdrücken wollte, mußten die Bilder, die seine Worte aussprachen, etwas anderes meinen als sie eigentlich (sinnlich) bedeuteten: sie wurden zu Symbolen, d. h. zu Metaphern und Gleichnissen oder, wie man auch sagen kann: zu Bildern in dem jetzt üblichen übertragenen Sinne. Es konnte dabei das Substantivum als Symbol etwas anderes, in derselben grammatischen Kategorie Gedachtes bedeuten; ein verbum finitum konnte eine andre gemeinte Handlung oder ein Geschehen symbolisieren; endlich ein ganzer Gedanke oder die Erzählung eines Ereignisses stand da als Symbol oder Gleichnis für etwas anderes, was eigentlich gemeint war. Das menschliche Abstraktionsvermögen wuchs und wächst noch immer; bei vielen Worten (als Substantiven) und bei vielen Vorgängen (als Formen des verbi finiti) ist die sinnliche, ursprüngliche Bedeutung längst vergessen; „die Sprache ist ein Wörterbuch verblichener Metaphern“; die alten Formen des Konkreten sind oft zerbröckelt und aus den Stücken ist etwas Neues geschaffen, das nur noch in der uneigentlichen, symbolischen Bedeutung im Bewußtsein der Menschheit lebt.

Aber lebt überhaupt das Abstrakte, während es gedacht wird, als solches? Zeigt nicht die Selbstbeobachtung vielmehr, daß das menschliche Denken in der Sprache beständig seinen sinnlichen Ursprung kundtut? Auch die Operationen des abstrakten Denkens: Übereinstimmung, Bewegung, Teilung und Widerstreit der Begriffe — sind vorstellbar nur in räumlichen, zeitlichen und andern der sinnlichen Anschauung entnommenen Bildern. Wie das ganze menschliche Leben in seinen Gebärden und Gebräuchen, in jedem Gruße und in jedem Danke bei einer Begegnung von Symbolen durchwirkt und durchwoben ist, so ist auch die menschliche Gedankenwelt eine Welt von Symbolen und Gleichnissen für das, was nicht unmittelbar ausgedrückt werden kann, und „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben“. Keine Abstraktion ist absolut ohne Anklang und Hinweis auf Konkretes; und wäre etwas wirklich ganz abstrakt, so könnte es weder vom Gedächtnis festgehalten, noch vom Gefühle empfunden, noch für das Streben ein Ziel sein. Allein, auch nichts Konkretes gibt es, das unfähig wäre für das Abstrakte und Geistige als Symbol zu dienen.

Darum sagt Goethe :

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,  
Als daß ihm Gott-Natur sich offenbare:  
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,  
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Das Symbolische im menschlichen Geistesleben bedeutet, daß bei allem Denken in Vorstellungen eine Synthese des Innern und Außern vollzogen wird. Schon Quintilian scheint gemerkt zu haben, daß kein Sprechen möglich ist ohne Bilder zu gebrauchen: „Fere aliquid loquimur, tropus est“, sagt er. Und wenn jetzt jemand darob verwundert ist, daß man behauptet, er spreche in Symbolen, so gleicht er dem Herrn Jourdain in Molières „Bourgeois Gentilhomme“, der nach erhaltener Belehrung ausruft: „Also dreißig Jahre rede ich Prosa, ohne es im Geringsten zu ahnen und gelernt zu haben!“

Wo sind aber wohl die Symbole unentbehrlicher als auf dem Gebiete des religiösen Glaubens, dessen Vorstellungen ja etwas Überfönnliches, Überweltliches, Jenseitiges meinen? Nämlich die Erlösung, die Seeligkeit, die Unsterblichkeit der Seele, die Vereinigung mit Gott. Dafür auch nur das Gleichnis im Diesseits zu finden ist ein Wagnis. Man braucht sich nicht darüber zu wundern, daß auf niederen Stufen der Kultur und Sprachentwicklung die Symbole für diese hohen Begriffe äußerst derb, sinnlich und palpabel gewählt worden sind, und ebensowenig darüber, daß sie, kaum ausgesprochen, auch schon mißverstanden wurden. Alles in uneigentlichem Sinne gesagte, ist ja der Mißdeutung um so mehr ausgesetzt, je unvollkommener das Bild seinen Gegenstand abbildet, je weiter das, was ausgesprochen ist, von dem entfernt ist, was man meint; bei den Glaubensformen ist aber die Entfernung zwischen diesen beiden Objekten so unendlich, wie die zwischen Diesseit und Jenseit.

Ein Beispiel möge darauf hinweisen, was es für die Dogmatik bedeutet, daß alle Glaubensformen notwendigerweise Symbole sind; welche Gefahr und welche Beschränkung der richtigen Einsicht der symbolische Charakter der Glaubensformen mit sich bringt.

Der Apostel Paulus hat, wie wir schon erinnerten, auf die Lehre Jesu fast garnicht hingewiesen, sondern vorzugsweise den Tod Jesu und die Auferstehung in seinen Schriften beleuchtet.

Die Idee, daß der Heiland zur Erlösung der Menschen gestorben sei, von Gott als Opfer hingegeben, aus Liebe sich selbst zum Opfer gegeben, um die Menschheit loszukaufen, — sie war das Symbol, d. h. der als Bild vorgestellte Vorgang, der die Seele des Paulus ergriffen und mit Glauben erfüllt hatte. Es ist, wie man sieht, das Bild des Loskaufens eines Sklaven, oder Verurteilten, oder Schuldners, der dadurch die volle Freiheit (an der nichts mehr fehlt) ein für allemal erlangt. Daher im Lateinischen die Ausdrücke „redemptor“ und „redimere“. Und auch dieses Symbol hat unleugbar mit dem Unausprechlichen, Überirdischen, was es meint, eine gewisse Ähnlichkeit. — Somit stellte Paulus die Erlösung als eine für die, welche glauben, bereits vollendete Tatsache dar; z. B. „Wir sind durch Christus versöhnt mit Gott“; „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur.“ Hierdurch wurde Paulus der Begründer des Dogmas von der „objektiven Erlösung“, das, wie die Kirchengeschichte lehrt, viel Gefahr, Argernis und Entartung des Glaubens mit sich gebracht hat. Denn wer mag verkennen, das die Erlösung uns verständlicher ist als etwas Subjektives, als ein inneres Erlebnis, ein schwer denkbarer und unausprechlicher Vorgang in der Seele, den eigentlich die Wenigsten hienieden wirklich durchmachen. Mit dem Hinweis hierauf leistet man mehr als mit der Erklärung: in einem bestimmten Jahre, an einem bestimmten Tage habe bereits die Erlösung stattgefunden. Die Folge dieses objektiven Erlösungsbegriffes war, daß man sehr bald anfang sich auf den Glauben und die vollendete Erlösung zu berufen, ohne zu einem neuen Leben überzugehen. Man sang wie heute: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrentkleid, damit will ich vor Gott besteh'n . . .“ 2c. Und schon Paulus mußte sich oft gegen diese Neigung in seinen Gemeinden wehren, durch die man, wie er sagte, „Christus zu einem Sündendiener machte.“

Diese ganze schon so früh eingerissene Entartung der Religion hängt aber begrifflich aufs Engste zusammen mit dem vom Apostel geschaffenen eigentümlichen Symbol der Erlösung, dem Bilde des durch volle Auszahlung bereits vollzogenen Loskaufes eines Menschen. Von ihm wurde das Dogma beherrscht und erstarrte in ihm; d. h. man entschloß sich nicht dies Symbol für beschränktes

Menschenwort zu erklären und das, was ursprünglich gemeint war, auch noch durch andere, gleichwertige Symbole, die auch der andern, der subjektiven Seite des Gemeintzen gerecht geworden wären, auszusprechen und die Wahl neuer Symbole dafür dem gläubigen Denken frei zu geben.

Zweien verschiedenen Arten der Mißdeutung sind von jeher die Symbole der Religion, die Glaubensformen und die Kultusformen ausgesetzt gewesen. Die erste Art der Mißdeutung besteht darin, daß man zwar mit Recht behauptet, dieses oder jenes am Kultus sei symbolisch gemeint, daß man sich jedoch anmaßt, eine ganz bestimmte Deutung des eigentlichen Sinnes der Symbole gefunden zu haben und geben zu können. Nach dieser Richtung hat auch der treffliche Kreuzer gefehlt und die Auffassung der Symbole in Mißkredit gebracht. Es gibt ja im Kultus und Glauben Symbole, die absichtlich und mit Bewußtsein erfunden worden sind und priesterlicher Spekulation ihre Entstehung verdanken; sie sind aber, was den lebendigen Glauben betrifft, das Unwirksamste, Unwesentlichste und Späteste an jeder Religion. Man kann sie weglassen; wie die Deutungen der Versmaße bei den Interpretatoren des Beda. Es ist auch von den großen Religionsstiftern bisweilen in Gleichnissen geredet worden, deren eindeutige Auslegung mitunter nicht schwer ist. Allein, ein wesentlicher Faktor der Religionsformen ist nur das notwendige Symbol, das ein Religionsstifter selbst in seinen Reden ebensowenig vermeiden als durch nachträgliche Deutung aufklären konnte; weil das menschliche Denken, sobald es sich auf Nichtsinnliches richtet, sich garnicht anders einzukleiden vermag. Das spricht Goethe aus:

So weit dein Ohr, so weit dein Auge reicht:  
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht;  
Und deines Geistes Feuerflug  
Hat selbst am Gleichnis, hat am Bild genug.

Und wie ein Gleichnis über das Wesen der Gleichnisse mutet es uns an, wenn der persische Mystiker Dshelâk-ed-din Rumi spricht:

Behältnis ist das Wort, wie Wasser drin ist  
Sein Sinn; — der Urquell Gott von allem Sinn ist.

Denn wie derselbe Dichter sagt:

Des Glaubens Wesen ist ein Staunen nur.

Es lehrt z. B. Christus (Ev. Mark. 7, 15) im Gleichnisse: „daß nichts außer dem Menschen, wenn es in ihn geht, ihn unrein machen könne, wohl aber das, was von ihm ausgeht“; — und Christus deutet das Gleichnis darauf seinen Jüngern: „Von innen aus dem Herzen gehen heraus böse Gedanken“ zc. Diese Deutung jedoch enthält, wie man sieht, wieder lauter Symbole. Denn z. B. unter dem „Herzen“ ist nicht ein Muskel des animalischen Körpers gemeint, sondern die Seele. Die Seele ist nun auch nichts direkt Wahrnehmbares; nehmen wir jedoch dafür das lateinische Wort „anima“ oder „animus“, oder gehen wir auf den Ursprung des deutschen Wortes „Geist“ zurück, so empfinden wir noch das aus der konkreten Welt genommene Bild des sinnlich fühlbaren „Blasens“, das hier wieder einen andern, der wirklichen Vorstellung unzugänglichen Begriff vertritt. Also das erste Symbol steht für ein zweites, das zweite für ein drittes zc. Aber ebenso ist auch das „hinein- und herausgehen“ ein der Raumwelt, der Sinnlichkeit entlehntes, auf unsinnliche, moralische Verhältnisse übertragenes Bild.

Der Symbolik in der Ausdrucksweise kann daher am letzten Ende auch die Philosophie bei der Darlegung ihrer Weltanschauungen nie entraten. Ihre Gedanken unterscheiden sich von denen der Religionslehre nicht ihrem Wesen nach, sondern nur nach dem Grade der Bildlichkeit und ferner dadurch, daß die Philosophie sich der bloß relativen Gültigkeit ihrer Bilder in höherem Grade bewußt und leichter zum Nachprüfen und Anerkennen gleicher Berechtigung von verschiedenen Symbolen für denselben Gedanken zu bewegen ist. In ein und derselben philosophischen Rede kommt es oft vor, daß die verschiedenen Symbole wechseln, sich kreuzen und schneiden; schon das beständige „Aus dem Bilde fallen“ zeigt, daß alles nur „Bild“ sein soll. — Wie nahe verwandt die von der Religion zur Erweckung des Glaubens benutzten Symbole mit demjenigen sind, worauf sich zum selben Zwecke die Philosophie beruft, zeigt in bedeutsamer Parallele eine Rede, die der Philosoph Dion von Prusa (um 70 nach Chr.) hielt, um seine Hörer für eine Art Kultus der Natur zu gewinnen (XII, p. 233 Emp.): „Wenn schon,“ sagt er, „die in die Mysterien Einzuweihenden in einem abseits gelegenen, schön und großartig ausgeschmückten Raume beim Anblick mystischer Schaustellungen,

beim Hören ebensolcher Laute, während abwechselnd Finsternis und Lichtschein herrschen und vieles andre vorgenommen wird, aber auch bei dem Akte der ersten Weihung, des sog. „Inthronisierens“ (ἐν τῷ καλονόμενῳ θρονισμῷ), den die Beteiligten mit Rundtänzen begleiten, — feierlich gestimmt werden, und sogar von weither gekommene Barbaren, und auch ohne Dolmetscher; — um wie viel mehr wird das gesamte Menschengeschlecht, wenn es inmitten der freien Gottesnatur, unbeengt durch den doch nur winzigen Bau . . . auf die Schöpfung schaut, mit ihrer Pracht und Weisheit und Unendlichkeit, ergriffen sein. — Und um alle Zweifel über die Meinung dieses Philosophen zu zerstreuen, führen wir noch folgende Stelle aus seinen Werken an: „Weil uns alles fehlt, wodurch wir Gott zur Anschauung bringen könnten, suchen wir mittelst des Sinnenfälligen und Darstellbaren das Unsichtbare und Nichtdarstellbare ins Licht zu setzen; wir bedienen uns also eines Sinnbildes . . .“

Und wie hier ein einzelner Philosoph es ausdrücklich einräumt, so steht es überhaupt: In den Lehren der Metaphysik, die ja auch das Unendliche, Überweltliche, Unfällige sagen und fassen will, ist bisweilen eine den Wundern in der Religion homologe, weil aus derselben Zwangslage originierende Erscheinung zu Tage getreten: nämlich der Gebrauch einer fürchterlichen, der ganzen übrigen menschlichen Sprache fremden Terminologie. Sie bedeutet den Rotschrei der verzweifeln den Menschenseele, die das Unmögliche zu leisten unternimmt. Oder ist nicht die Zumutung, alles dasjenige, was in der Ausdrucksweise der Philosophen Hegel und Krause gesagt ist, noch für etwas Vorstellbares und klar Begriffenes zu halten, viel unbescheidener als das Verlangen, an die Wunder zu glauben, die Moses vor Pharaon tat?

Weil nun einmal die Symbole in der Religion konservativer sind (als in der Philosophie), weil sie nicht so leicht wechseln und sich ersetzen lassen, so sollte man, scheint es, oft lieber ein wertvolles religiöses Symbol auf die Herzen der Hörer wirken lassen; man sollte die Toleranz des Apostels Paulus (Römer, Kap. 14, 1—5) sich zum Muster nehmen, statt den Symbolen, die uns mitunter schon durch ihr Alter schwer verständlich geworden sind, um praktischer Zwecke willen hartnäckig eine willkürliche Deutung unterzulegen. Welche Folgerungen sich hieraus

hinsichtlich des üblichen Verhaltens der verschiedenen Kirchen ergehen, überlassen wir dem Leser zu erwägen.

Die zweite Art der Mißdeutung des Symbolischen in den Religionsformen beruht darauf, daß man, ergriffen von dem unendlichen Werte des Symbols, es besonders hoch zu ehren meinte, wenn man seine symbolische Natur leugnete, indem man behauptete: es sei nicht Symbol, sondern die gemeinte Sache selbst. Dasselbe geschah noch häufiger aus Unfähigkeit den Sinn des Symbols auch nur zu ahnen oder zu fühlen. Dies ist einer der Wege, auf dem die Religion degenerirt. Die Begriffe „bedeuten“ und „sein“, „Andeutung“, „Vergleichung“ und „Identität“ werden beständig mit einander verwechselt. Der kundige Interpretator weiß, wie oft wir beim Lesen alter griechischer und besonders ägyptischer und indischer Texte die erklärenden Wörtchen „als ob“, „wie wenn“, „gleichsam“ und ähnliche von uns aus zu ergänzen haben.

Wenn nun schon im Kreise der Anhänger ein und desselben Bekenntnisses die Neigung obwaltet, das ursprünglich symbolisch Gemeinte au pied de la lettre zu nehmen und zum Wunder zu stempeln, um wie viel stärker ist dieser Hang dort, wo jemand die Glaubens- und Kultusformen einer fremden Religion beurteilt. Indem man dort unnachsichtlich an den Lehren bald die Spielerei priesterlicher Subtilität, bald Wunderglauben annimmt, erlebt man die behagliche Satisfaktion, daß der Glaube anderer Leute sich als einfältig und verächtlich herausstellt. Es ist bekannt, wie ein Engländer auf Singapoore einen Chinesen, der auf das Grab seines Freundes Schüsseln mit Reis stellte, höhnisch fragte: „Wann glaubst Du denn, daß Dein Freund herauskommen und das Zeug essen wird?“ — „Zur selben Zeit,“ antwortete der Chineser, „wann Dein Freund aus dem Grabe steigen wird, um die Blumen zu berichen, die Du darauf pflanzt.“ — Ein und dasselbe Verhalten kommt jedem am andern töricht vor. Das ist das beliebte Mißverstehen fremder Symbole; denn was im Geiste lebendig war, das tötet der Buchstabe.

Wie der religiöse Glaube, von den großen Religionsstiftern auf ihre Jünger und von diesen allmählich weiter auf immer weniger „würdige Gefäße“ übertragen, an Reinheit des Strebens abnimmt, so nimmt er an Neigung zum Wunder zu; und die

Wunder, die an den Tod Christi geknüpft wurden, werden bald weit überboten z. B. von denen, die man mit dem Tode des Apostels Paulus in Verbindung bringt. Unter anderem sollen dort, wo das fallende Haupt des hingerichteten Paulus drei mal auf den Boden aufschlug, drei sehr heilkräftige Quellen hervorgesprudelt sein. Es sind die als *Aquae Salviae* bei den Römern bekannten Heilquellen: jetzt „Tre Fontane“, das Sukalyptuskloster der Trappisten in der römischen Campagna.

Diese Legende hat Recht, insofern sie unbewußt einen plastisch sinnlichen Ausdruck gefunden hat für die Wahrheit, daß das Blut der Märtyrer die Saat des echten religiösen Glaubens ist. Aber ist denn nicht auch die so ausgesprochene „Wahrheit“ damit wiederum in symbolisches Gewand gekleidet? Das „Blut“ und die „Saat“ sind doch nicht wirklich gemeint; diese Worte sind vielmehr Vertreter für etwas anderes. Das „Blut“ ist Symbol des Leidens, die Saat — Symbol der sich weiter fortpflanzenden Wirkkraft. Indem wir jedoch jetzt sagen: „fortpflanzen“, reden wir ja schon wieder in Symbolen, in Bildern, die der konkreten Wirklichkeit entnommen sind und hier etwas ganz anderes bedeuten sollen. Und welche noch abstraktere Umschreibung wir auch wählen mögen: die Spuren des irdischen Ursprungs aller menschlichen Vorstellungen, Begriffe und Gedanken sind nie zu verwischen; Und gelegentlich werden diese Spuren „irdischen Ursprungs“ herausgeklaut, für das eigentlich Gemeinte ausgegeben, und das Wunder steht als drei Quellen fertig da.

Symbol und Wunder, inneres Erlebnis und sinnlicher Vorgang schwanke und schillern für den Menschen als Sinnenwesen beständig durch einander.

Wenn Goethe ausruft: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“, so zweifelt niemand daran, daß hiermit der Antagonismus der Neigungen und Anlagen im Innern des Menschen gemeint ist. Etwas Analoges schildert uns in einem besondern Falle die Fritjofs-Sage, indem sie zwei Vögel, einen schwarzen und einen weißen abwechselnd dem Fritjof zusingen und zum Guten und Bösen raten läßt. In Buerger's Ballade vom „wilden Jäger“ tun es zwei Reiter. Bei der Geschichte von „Herakles am Scheidewege“ treten die beiden entgegengesetzten Triebe, die zu Motiven des Willens werden, äußerlich

auseinander als zwei Frauengestalten; Und die Begebenheit ist von den Alten nie anders als symbolisch gefaßt worden. Warum sollen wir nun in dem Berichte von der Versuchung durch den Satan, den Matthäus (Kap. 4, 1—11) und Markus (Kap. 1, 12) liefern und den bekanntlich schon der Kirchenvater Origenes als bloßes Gleichnis deutete, — etwas anderes, Widernatürlicheres sehen, als die bildliche Darlegung überstandener Seelenkämpfe? Warum etwas anderes, als das lange innere Ringen, das 500 Jahre vorher Buddha unter dem heiligen Feigenbaum durchmachte, bevor er predigend auftrat?

Wir fassen das Ergebnis unserer Beispiele zusammen: Da die Sprache und das Denken keine dem übersinnlichen Gehalt der Religion adäquate Ausdrucksform besitzen, und da anders als in symbolischer Rede religiöse Seelenregungen überhaupt nicht sprachlich vermittelt zu werden vermögen, so braucht man nur das symbolisch gemeinte, — was oft absichtlos geschieht, — konkret aufzufassen, und man hat ein Wunder: das Brot wird zu Fleisch, der Wein zu Blut. Folglich ist niemand davor sicher, daß nicht auch seine Art die religiösen Seelenregungen auszudrücken, zum Wunderglauben führen könne. Man sieht, auf wie natürlichem, legitimem Wege das Wunder in die Welt der religiösen Vorstellungen hineingekommen ist, und wie alles Sichanklammern an das der Sinnlichkeit entnommene Bild bereits einen Schritt zum Wunderglauben hin bedeutet.

Das gilt nicht nur von unwesentlichen zufälligen, leicht zu vermeidenden Vorstellungen. Welcher Mensch z. B. hat sich noch nie gefragt: „Was wird aus mir — aus meinem bewußten „Selbst“ — wenn ich sterbe?“ Die Frage drängt sich auf, weil man das Sterben beständig um sich sieht. Allein jede positive Antwort, die man darauf zu geben versucht, ist bereits ein Wunderbericht; ein Wunderbericht — unbeweisbar und den Naturgesetzen widersprechend — den man dennoch oft besser tut mit dem vollen Bewußtsein seines bloß subjektiven Wertes und menschlich irdischen Ursprungs stehen zu lassen, statt alle Fragen der Sehnsucht mit einem trocknen „ignorabimus“ abzuschneiden. Es ist tröstlich zu vernehmen, daß selbst Platon, der große Philosoph, der doch an Kraft des Abstraktionsvermögens das gewöhnliche Menschenmaß weit überragte, nicht umhin konnte, sich ein Jenseit

mit den Farben des Diesseits auszumalen. Im Dialog „Phädrus“ meint er zwar, der Mensch mit seinen Mitteln dürfe nie von dem reden, was das Jenseit sei, sondern nur von dem, wem es vergleichbar sei. Hingegen am Ende des Dialogs „Phädon“ (bis zum 63. Kap.) finden wir die ausführliche „Totensage“ (wie man sie genannt hat), die mit ausgiebiger Benutzung der Mythologie gebichtet worden ist. „So müssen wir denn,“ schließt Sokrates nach Ausmalung des Bildes die Belehrung, „alles tun, um der Tugend und Einsicht im Leben teilhaft zu werden. Schön ist der Kaufpreis und groß die Hoffnung. Fest zu behaupten aber, daß dieses (nämlich das Leben im Jenseit) sich gerade so verhalte, wie ich es durchgegangen habe, gebührt sich nicht für einen verständigen Mann. Jedoch daß es entweder so oder ungefähr dierartig um unsre Seelen und deren Wohnsitz stehe, nachdem sich einmal gezeigt hat, daß unsre Seele etwas Unsterbliches ist, dies scheint mir sowohl sich zu gebühren als auch der Mühe wert zu sein, daß man sich der Gefahr aussetze, eine solche Ansicht zu haben; denn schön ist das Wagestück . . .; und man muß so etwas haben, gleichsam sich selbst als Zauberlied vorzusingen; daher denn auch ich diesen Mythos so sehr ausspinne. . .“<sup>1</sup> Das klingt fast wie die Worte von Goethes Mignon: „So laßt mich scheinen, bis ich werde!“

Gilt aber dies Bedürfnis nach einem „Zauberliede, das man sich vorfingt“, schon vom Philosophen, wie viel mehr vom gewöhnlichen Menschen? Und dort, wo man wähnt, aus einer geschlossenen Weltanschauung — sei sie nun religiös, philosophisch oder materialistisch — alles was nur entfernt an den Wunderglauben erinnert, zu verbannen, dort dringt leicht etwas Schlimmeres, ein ungeordneter Aberglauben in das Volk und in die sog. „höchsten Gesellschaftsschichten“ ein. Dies gilt von manchen Erfolgen unsrer Spiritisten; und hieraus erklärt sich auch die Wahrsagerei und der viele Drakelsput im konfuzianischen China trotz der Abstraktheit und Nüchternheit der offiziell rezipierten Weltanschauung. „Ja, ja, vom Unglauben zum Aberglauben!“ werden gewisse Leute hierzu sagen.

1) „Καλὸς γάρ ὁ κίνδυνος, καὶ χρὴ τα τοιαῦτα ὡσπερ ἐπάδειν ἑαυτῷ, διὸ δὲ ἔρωτες καὶ παλαιὰ μηχανῶν τὸν μῦθον.“ Andere Wunderberichte über das Jenseit läßt Platon im „Staate“ von dem Pamphylier Er, dem Sohne des Armenios, erzählen; noch andere im „Timaios“ Kap. 41, D.

In vorstehender Erörterung wurde, um die relative Berechtigung des Wunders als Element des Glaubens zu würdigen, auf seine Stellung in den beiden Glaubenskreisen, dem innern und dem äußern, zurückgegangen, und sein Keim in der notwendig symbolischen Natur der Religionsvorstellungen gefunden. Die notwendig symbolische Beschaffenheit der Vorstellungen hinwiederum ergab sich aus dem sinnlich konkreten Ursprung von Denken und Sprache. Weil nun aber doch immer nur von einer relativen, nicht von einer absoluten Berechtigung des Wunders (wie eines notwendigen Übels) die Rede sein kann, und bloß die Art und Weise, nicht die Pflicht überhaupt es in der Glaubenslehre zu bekämpfen, fraglich ist, so dient dieses Zurückgehen auf die letzte Wurzel des Wunderglaubens zugleich dem Zwecke, das richtige Mittel zu zeigen, wie man ihn überwindet.

Das konkrete, bildliche Element am menschlichen Denken (es ist zugleich das genetische Element der Sprache) — bringt den Wunderglauben mit sich; während das entgegengesetzte Element: die Fähigkeit des Menschen vom einzelnen, sinnlichen Falle abzu- sehen, allgemeine Begriffe und Urteile zu bilden (das funktionelle Element der Sprache), kurz: die Abstraktionsfähigkeit der Symbolik und folglich auch dem Wunderglauben entgegenwirkt. Denn die Erscheinungen stehen gerade so weit unter dem Zwange des sog. Kausalgesetzes, als wir sie begrifflich fassen. So gewiß nun die Fähigkeit dazu im Menschengeschlecht wächst und das ausmacht, was Kulturfortschritt heißt, so sicher wird die Menschheit allmählich in der Religion von den allzu konkreten Bildern lassen und sich über das Jenseit, Gott, die Seele und die Unsterblichkeit zu abstrakteren weniger sinnlich packenden, aber dafür zuverlässigeren, vorsichtigeren, weniger dem Irrtum ausgesetzten Vorstellungen erheben. Die Religion wird philosophischer werden. Man täusche sich jedoch nicht über die Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden sind und über die Gefahren der Überstürzung. Wo immer man den Menscheng Geist mit Abstraktionen, für die er noch nicht reif ist, zu nähren beginnt, gereichen diese angelernten, angewöhnten Ideen ihm nur wie unverdaute Kost zum Schaden. Ein solcher wird, wie zahllose Beispiele um uns her lehren, zum unseligen Phrasenhelden, der aufgechnappte abstrakte Begriffe und Gedanken ins Blaue hinein zusammensetzt, variiert, permutiert und bei dieser

Tätigkeit unendlich niedriger zu stellen ist, als der schlichte Mann, der kein abstraktes Wort in den Mund nimmt, er hätte denn zuvor die Bedeutung so zu sagen innerlich erlebt. Die Aufgabe der Erziehung ist es ja, das Abstraktionsvermögen zu wecken und im Jüngling heranzubilden, besonders in dem Bereiche, das der Erzieher ihm erschließen will; allein die Zahl der Schritte, die der einzelne Mensch im einzelnen Lebensstadium darin zurückzulegen vermag, ist verschieden und begrenzt: jeder kommt schließlich an einem Punkte an, wo er die höher aufsteigende Abstraktion nicht mehr faßt, nicht mehr verträgt und sie bestenfalls wirkungslos an seinem Geiste vorübergeht, sonst jedoch mechanisch seinem Wortschatz einverleibt und mehr oder weniger verständnislos gemisbraucht wird. Daß auch die Religion zu verschiedenen auf verschiedene Weise redet, wußte schon der Mönch Thomas a Kempis, der Gott sprechen läßt (Nachf. Christi, III, 43, 4): „Einigen rede ich von allgemeinen Dingen, anderen von besondern; einigen erscheine ich in Zeichen und lieblichen Bildern; andern offenbare ich meine Geheimnisse in hellem Lichte. Es ist nur eine Stimme in den heiligen Büchern, aber sie unterrichten nicht alle auf gleiche Weise.“ Es muß eben jedem Menschen der Punkt, bis zu dem er vorzudringen vermag, die Stelle der Wahrheit vertreten. Wo also die greifbarern, sinnlichern religiösen Vorstellungen bei der Jugend oder Erwachsenen im Herzen Wurzel gefaßt haben, wird auch der Freie den noch Unfreien schonen (I. Korinth. 9, 19), da wird er nur behutsam versuchen dürfen das Konkrete durch Abstrakteres, Reiferes zu ersetzen; denn sonst möchte es geschehen, daß man ihnen nimmt, was sie haben und ihnen etwas dafür bietet, was sie sich nicht anzueignen vermögen. Jeden überhaupt, der sich im Reden in Abstraktionen bewegt, ohne fähig zu sein, ihren Umfang und ihre Tiefe zu ermessen, d. h., ohne daß er fähig wäre, sie mit weniger abstrakten Beispielen zu belegen, sollte man, ihn zur Mutter Erde herabziehend, auf seinen wahren Besitzstand verweisen, wie Aulus Persius tut (Sat. IV, 51):

„Respue, quod non es; tollat sua munera cordo;  
Tecum habita: noris, quam sit tibi curta supellex.“

Viele Exempel lehren, wie schwer es dem Menschen fällt, sich dauernd die Wärme des religiösen Gefühls in einem abstraktern Ideenkreise zu bewahren; denn, wie Goethe sagt: „Menschen

sowie Leidenschaften wollen gern am Bilde haften.“ Daher die Rückkehr so mancher Protestanten zum Katholizismus! Die Mehrzahl der Gläubigen wird in Predigten, Gebeten und Kirchenliedern mehr von der kräftig sinnlichen Bildlichkeit gepackt als von der Tiefe der religiösen Gedanken; deshalb liebt sie mehr die Lieder von Paul Gerhardt und Luther als die von Gellert. Wer dem Fluge des abstrakten Denkers nicht zu folgen im Stande ist, hält sein eignes Unvermögen für eine Schwäche des Vater Gellert und nennt ihn einen „lauhen Christen und seichten Rationalisten.“ Die Mehrzahl sieht nämlich das am Liebe für einen Vorzug im religiösen Sinne an, was ein Vorzug ist in einem andern, entgegengesetzten Sinne: nämlich im poetischen. Die Poesie, wie alle Kunst, muß sich als Ausdrucksmittel der Sinnlichkeit, der aus ihr entnommenen Bilder bedienen und ist um so wirkungsvoller, je mehr sie es tut. Bei der religiösen Rede dagegen darf man nicht vergessen, daß die Erinnerung an Sinnliches, die sie trotz ihres übersinnlichen Gegenstandes nicht ganz vermeidet, auf die menschliche Unvollkommenheit zurückzuführen ist, nur eine Krücke bedeutet, die dem Lahmen hilft, aber nicht zu einem religiösen Vorzuge gestempelt werden darf. Denn die Religion „im Geiste und in der Wahrheit“ löst sich vom Irdischen, läßt das Symbol hinter sich; ihr Glauben wird zum Schauen und bedarf nicht der Wunder.

Das wird die „moderne Theologie“ beachten, der die Aufgabe, das Wunder in der Religion auf immer engere Grenzen einzuschränken, zugefallen ist; und der endliche Sieg der Wahrheit, die sie vertritt, ist gewiß. Und zwar deswegen gewiß, weil überall da, wo eine religiöse, philosophische oder moralische Lehre in der abstraktern, reinern Form nicht etwa einem Menschen durch Klügelerei voreilig aufgedrungen, sondern wirklich von ihm erfasst ist, er für immer gegen die sinnlichere, mit Bildern, Symbolen und Wundern durchsetzte Form der Lehre gefeit ist. Die innerlich erlebte Wahrheit von neuem zu denken vergift ein Mensch so wenig wie das Schwimmen, wenn er es einmal erlernt hat. Hinwiederum derjenige, der die Religion zuerst in der Form, wie die orthodoxe Theologie sie predigt, kennen lernt, vermag immerhin oft, ut exempla docent, in reifern Jahren sich zu einer reinern, von Wundern freiern Weltanschauung hindurchzuringen. In der Art seiner Belehrung jedoch wird der moderne Theologe immer

davon ausgehen müssen, daß die relative Berechtigung, die manches Wunder noch zeitweilig um der menschlichen Schwäche willen hat, auf dem Werte beruht, den es als Symbol (nicht als sog. historische Tatsache) für den religiösen Sinn bereits besitzt. Und dann wird er, jedes Wunder daraufhin prüfend, was es mit der Grundfrage aller Religion, mit der großen Frage nach der Erlösung der Seele zu tun hat, leicht zeigen können, daß der Mensch seinerseits das Ziel einzig durch sittliches Streben und durch keinen Glauben an Wunder erreicht. Das Symbol in Lehre und Kultus wird an sich um so wertvoller sein, je sinnvoller es ist; und sein Sinn wird um so kostbarer sein, je moralhaltiger er ist, d. h. je mehr der Kultus dadurch ein mnemonisches Hilfsmittel wird zur Auffrischung und Einprägung positiver Moral: eine Funktion, die der Ahnenkult in China schon längst übernommen zu haben scheint. — So wie jetzt endlich selbst die buchstabengläubigen Theologen zugeben, es sei von der Kirche (auch von Luther und Melanchthon) ein verfehltes Streben gewesen, die allerdings durchaus nicht „schriftgemäße“ Lehre des Kopernikus zu bekämpfen, denn Aufgabe der Religion sei es doch nicht Astronomie zu lehren; ganz ebenso ist beständig daran zu erinnern, daß es doch nicht Aufgabe der Religion ist, die übrigen Wissenschaften, die Paläontologie und die Entwicklung des organischen Lebens auf dem Planeten Erde zu lehren. Dann werden bald die Schöpfungswunder und schließlich auch das Bekenntnis jener andern Reihe von Wundern („Auferstehung des Fleisches; empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau“) sich als zur Erreichung des religiösen Zieles völlig indifferent herausstellen. Und indem so Schritt vor Schritt das Wunder aus dem öffentlichen Bekenntnisse der Religion verdrängt wird, erlebt jede einzelne Religion nicht etwa eine neue, ihr früher fremde sog. „Entwicklung“, sondern das Gegenteil: eine Repristinatio; sie wird nur wieder zu Demjenigen gemacht und auf die Phase ihres Lebens zurückgeführt, die sie ursprünglich in ihren erhabenen Stiftern gehabt hatte.

---

# Randbemerkungen zum Leben

von E. Keuchel.

## „Die Regierung ist Schuld!“

Die politischen Parteien aller Schattierungen ziehen mit dem alten verrosteten Rüstzeug der Schablone in den Kampf, statt es sich jedesmal neu zurechtzuschmieden, statt nachzudenken, operieren sie mit fertigen Meinungen. Einem jeden, der sich auch nur ein paar Stunden in einer russischen Stadt aufgehalten hat, muß die große Zahl der müßigen Flaneure — besonders auf der „Hauptstraße“ — aufgefallen sein, und wer sich das russische Leben noch etwas näher ansieht, der merkt bald, daß das „Schlendern“ überhaupt der einzige Sport ist, dem die Russen beiderlei Geschlechts und aller Gesellschaftsklassen und Alter leidenschaftlich ergeben ist. Und auch diese Bewegung in der „freien“ Luft der staubigen Straße ist nicht Zweck, sondern Mittel, und dient nicht dem „Tummeln der Glieder“, sondern einzig und allein dem — Flirt. Von allen Gliedern bewegen die Russen der Gegenwart mit Lust und Liebe nur die Zungen- und Herzensmuskeln, sie sind, ebenso wie die Juden, bei aller geistigen Regsamkeit physisch faul. Es war daher ganz natürlich und keine Überraschung, als Rußland bei den Olympischen Spielen in Stockholm in diesem Sommer glänzend durchfiel und den drittletzten (den neunten von vorne) Platz bei dem Völkerturnier einnahm. Eine betrübende und durchaus ernstzunehmende Niederlage, die durch hurrahschreiende „Spielsoldaten“ gewiß nicht auszuweichen oder gutzumachen ist. Was liegt da näher, als die Ermittlung der „Schuld“ an diesem nationalen Unglück, in die sich das Klima, die Rassenmischung, die Erziehung zc. friedlich teilen können. Aus dem dunklen und verworrenen Dickicht dieser komplizierten Ursachen und Folgen er-

rettet eine äußerst einfache Schablone: „Die Regierung ist schuld daran — durch die Behinderung bei der Gründung von Verbänden und Gesellschaften aller Art, sowie die Hemmung jeder freien Initiative“ (also zu lesen in der „Warschawstojе Slowo“ vom 23. April 1912).

„Um Ihres Körperheilswillen, mein Herr,“ möchte man dem „prinzipiell oppositionellen“ Verfasser zurufen, ihn an den Schultern packen und ihn aus seinem hypnotischen Traumzustand erwecken; „welche despotische Regierung hat Sie — sogar zu Plehmes Zeiten! — daran gehindert, sich ein paar Schnee- oder Schlittschuhe anzuschnallen und meinewegen tagelang die Glieder zu regen?“

Es wird aber schwerlich etwas helfen: die alles politische Geschehen „einheitlich“ erklärende Parteisablone ist zu tief festgewurzelt, vor Allem ist sie so furchtbar bequem. . . .

\* \* \*

### Der Nivellierungstrieb.

Ein täuschend ähnliches Spiegelbild des Parteifanatismus und „Monismus“ bietet die Regierung, die sich zum Wahlspruch das Wort „Eines scheidt sich für — Alle“ erwählt zu haben scheint. Daß das politische Nivellieren eine russische oder moderne Erfindung ist, läßt sich aber nicht behaupten: es ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern — wenn auch nie zu ihrem Heile! — angewandt worden. Wir brauchen es dabei auch durchaus nicht als besondere Herzenstücke der Machthaber aufzufassen, wenn sie z. B. die Schulen in Archangelsk und Astrachan zu derselben Stunde anfangen lassen oder für die Kalmücken und die Deutschen dasselbe Lehrprogramm festsetzen: es ist das eine Folge derselben Alles über einen Kamm scheidenden psychologischen Kurzsichtigkeit, die den harmlosesten Bürger die größten Grausamkeiten begehen läßt: wenn er seine Söhne zwingt, seinen, oder seine Töchter keinen Beruf zu ergreifen, oder die Erzieher, Schulsysteme früherer Zeiten jetzt wieder einzuführen. Es fehlt eben allseits noch das volle Verständnis für das Recht einer jeden Zeit, Gruppe oder des Einzelnen, sich nach eigenen Gesetzen zu entwickeln; es fehlt vor Allem noch das Gefühl für die Persönlichkeit in ihrem Werden, am meisten natürlich — für die nationale Persönlichkeit.

Es muß daher als ein erfreuliches Zeichen der Zeit bezeichnet werden, daß in der letzten Zeit sich in der russischen Presse wiederholt Stimmen für eine Dezentralisierung der Regierungsgewalt erhoben haben, und zwar: der gemäßigt-liberale, bekannte Rigasche Publizist und Schriftsteller Tscheschichin, der mäßig-konservative Dumadeputierte Schubinski und der unmäßig-konservative, berühmte Menschikow aus der „Nowoje Wremja“. Alle drei wollen den Grenzmarken eine gewisse autonomische Selbständigkeit zubilligen: Menschikow — um die Nationalrussen von dem Einfluß der Fremdstämmigen zu befreien, Schubinski, um die Reichsduma von den sie belastenden lokalen Gesetzesvorlagen, die in kleinen „Gebietsdumen“ verhandelt werden sollen, zu entlasten und Tscheschichin, als Grenzmarkler, um den Grenzmarken das Recht zu gewähren, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, statt sie vom „grünen Tisch“ in Petersburg aus verunstalten zu lassen — durch die Schaffung eines „baltischen Homerules“!

\* \* \*

### Krankheiten des Nationalismus.

Im Haushalt der sparsamen Natur geht nichts verloren, Alles wird verbraucht: die Arbeit der Vernünftigen benutzt sie direkt für ihre das Leben fördernden Ziele, die Tölpelien der Unvernünftigen — indirekt. Die Aufgabe der Letzteren scheint es zu sein, eine noch so Manchem zweifelhafte und unklare falsche Idee bis zum klarsten Blödsinn zu entwickeln, lächerlich zu machen, zu Tode zu hegen, bis — die notwendige gesunde Gegenwirkung hervorgerufen ist. Irgendwo anders kann die nationale Engherzigkeit und Engköpfigkeit, genannt Chauvinismus, dank ihrer nahen Verwandtschaft mit dem wahren Nationalismus sich noch ein gewisses Ansehen erschwindeln — bei uns ist das nicht mehr möglich, da er halb humoristische, halb pathologische Formen angenommen hat. Die Angst der russischen „Nationalisten“ vor den Fremdstämmigen erinnert an die Verräterfurcht eines Iwan des Schrecklichen, oder an die Kegerfurcht Philipps II. von Spanien und grenzt oft an Verfolgungswahn. Der Korrespondent einer russischen Zeitung in Riga berichtet z. B. voller Besorgnis aus Libau, daß ein deutscher Hausbesitzer an dem Namenstage des Kaisers

sein Haus nicht beslaggt habe; der Gouverneur von Wolhynien ordnet an, daß die Schülerpensionen in Sbitomir keine Schilder in russischer und polnischer Sprache aushängen dürfen, sondern nur in russischer; das Verkehrsministerium „säubert“ die Verwaltungen der Kronsbahnen von Fremdstämmigen, die höchstens 10% der Beamtenschaft ausmachen dürfen zc. zc. Dieser Schilder- und Flaggen-Nationalismus geht sogar so weit, die „halben“ Fremdstämmigen als Feinde des Vaterlandes zu verdächtigen. Um einen ganz „rassenreinen“ russischen Staat zu erhalten, müßten seine Ketter konsequenterweise Buschkin, Vermontow, Schukowski, Nekrassow, Grigorowitsch, Alexander Herzen und viele andere Zierden der russischen Literatur als mit unrußischem Blut „infiltriert“ aus ihr streichen. . . .

Die heilsame Gegenwirkung gegen die Einseitigkeiten und Absurditäten des Chauvinismus ließ nicht lange auf sich warten: unter anderem äußerte sie sich in dem langsam, aber sicher steigenden Zusammenschluß der Deutschen in Rußland von der Wolga bis an die Düna und vom Schwarzen Meer — bis zur Newa. Stolypin hat den Fremdstämmigen Rußlands durch seine Kriegserklärung denselben Dienst erwiesen, wie Napoleon III. — den Deutschen: er hat ihnen geholfen, sich zu einigen.

\* \* \*

### Schablone und Leben.

Die griechische sozialistische Partei hat einen Aufruf erlassen, in dem sie die sozialistischen Parteien Europas und Amerikas für das „gegen Türkenbarbarei und europäischen Kapitalismus kämpfende Hellenentum“ anruft: Die öffentliche Meinung aller Länder müsse die von der Türkei wie von dem internationalen Kapitalismus ausgeübten vier Balkanstaaten, die „Proletarierstaaten Europas“, unterstützen.

Wie unmöglich dumm kann doch zuweilen die sich weise dünkende Vernunft sein, wenn sie sich von grauen Theorien, Doktrinen, Schablonen, die ein für allemal sämtliche Lebensfragen zu lösen meinen, einfangen läßt, und wie weise das „dumme“, gedankenlose Herz: dasjenige der griechischen Sozialdemokraten fühlte es mit treffender Sicherheit, daß es sich beim Kampf mit

dem Erbfeinde um Sein oder Nichtsein seines Volksstammes handelt. Um aber die marxistisch erzogene Vernunft zu beruhigen, wirft es ihm einen Knochen hin, indem es die Türkei mit dem „Kapitalismus“ identifiziert und die Balkanstaaten — zu „ausgebeuteten Proletarierstaaten“ stempelt. Dank diesem verblüffend einfachen Namenswechsel ist Alles in Ordnung: man kann ein patriotischer Krieger und orthodoxer Marxist zugleich sein.

Ähnlich geht es allen Orthodoxen, d. h.  $\frac{9}{10}$  der Menschheit, — einerlei ob sie auf den Katechismus von Luther oder von Marx schwören: sie brauchen fertige, festgeprägte Formeln für alle möglichen Fälle des Lebens, sie brauchen so klare und einfache Glaubensartikel und Weltanschauungen, die man sich, wie ein Paar Stiefel, fertig bestellen und — recht, recht lange tragen kann. Wenn nur das Leben nicht so verflucht kompliziert wäre und statt sich in unsre Formeln pressen zu lassen, sie auf Schritt und Tritt sprengen würde! Und wir haben, nach der bisherigen Erfahrung, auch keinen Grund daran zu zweifeln, daß alle mühsam gesponnenen Spinnewebe der Theoretiker und Doktrinäre bei der ersten ernststen Berührung mit dem Leben ebenso leicht zerreißen werden, wie diejenigen der griechischen Sozialdemokraten.



## Aus den Erinnerungen A. L. v. Ledeburs an Kurland im Jahre 1806.



Der Freiherr August Ludwig von Ledebur war 1776 in Westphalen geboren. Als 16-jähriger trat er in die preussische Armee ein. Im J. 1800 benutzte er einen einjährigen Urlaub, um die Universität Göttingen zu beziehen; dann kehrte er wieder in sein Regiment zurück. 1830 wurde er Generalmajor und Kommandant von Kolberg, was er bis 1848 blieb. Er starb als Generalleutnant 1852.

Im J. 1806 hatte er als Leutnant an der Schlacht bei Jena teilgenommen und war gefangen genommen worden. Es gelang ihm jedoch, wenige Tage später während des Transports zu entfliehen und sich unter großen Schwierigkeiten in Sicherheit zu bringen. Er beschloß, sich sofort wieder zu seinem Regiment zu begeben. Quer durchs Land konnte er sich der Franzosen wegen nicht durchschlagen; so mußte er suchen sein Ziel auf weiten Umwegen zu erreichen. Und es gelang ihm. Wie das geschah, hat er später selbst ausführlich geschildert in seinen „Erlebnissen aus den Kriegsjahren 1806 und 1807“<sup>1</sup>.

Er ging über Hamburg, da der Weg über Berlin zu unsicher schien. Unterwegs in Halberstadt waren ihm von einem Postmeister Briefe an den preussischen König eingehändigt worden, die jener keine Gelegenheit hatte sicher zu expedieren. Ledebur übernahm die nicht ungefährliche Aufgabe, sie dem König persön-

<sup>1</sup>) Berlin 1865. Das Buch ist bei uns fast garnicht bekannt. In Alga z. B. findet sich kein Exemplar davon in den Bibliotheken. So darf der im Folgenden, natürlich verkürzt, wiedergegebene Abschnitt über Ledeburs Erlebnisse in Kurland wohl auf Interesse rechnen.

lich zu überbringen. Von Hamburg ging es nach Lübeck, von wo er zu Schiff nach Preußen wollte. Indessen gelang es ihm nur ein Schiff zu finden, das nach Windau in Kurland ging. Es blieb ihm nichts anderes übrig als diese Gelegenheit zu benutzen, um auf so weitem Umwege über Rußland die preußischen Truppen wieder zu erreichen.

Das Schiff gehörte dem Windauschen Kaufherrn Stavenhagen, der Kapitän hieß Frahm. Außer Ledebur fuhren als Passagiere für 6 Dukaten noch vier Personen mit: die Kaufleute Harf und Boshund (wohl richtiger Buschhund) aus Mitau, ein Jude Wolf auch aus Mitau und ein junger Mann namens Winzer, der nach Petersburg reiste. Am 18. November 1806 stach das kleine Schiff in See und nach fünf Tagen konnten die Passagiere in Windau an Land gehen. Hier nun setzt Ledebur eigene, sehr ausführliche Erzählung ein, deren belanglose Weitläufigkeiten hier jedoch fortgelassen sind. Von großem Interesse ist für uns bei der Lektüre dieser Aufzeichnungen die Beobachtung, wie so ganz verschieden in gewisser Hinsicht die Anschauungen und Empfindungen des ausländischen Deutschen und diejenigen der Kurländer waren, mit denen er in Beziehung trat, namentlich in Bezug auf die ihm harmlos und gleichsam selbstverständlich erwiesene freundliche Beihülfe, über die der deutsche Offizier sich gar nicht genug auswundern kann.

Wir lassen ihn nun selbst erzählen.

\*

Unsere Einfahrt in den Hafen am 23. Nov. 1806 glückte vollkommen, und sämtliche Bewohner Windaus waren zu unsrem Empfange versammelt, indem es das erste deutsche Schiff war, was seit dieser kriegerischen Epoche hier wieder eintraf. Der Eigentümer, ein Kaufmann Stavenhagen, erwartete uns zu Pferde am Strande und rief schon von Weitem seinem Kapitän ein freudiges Willkommen zu.

Nachdem wir vor Anker gelegt, kamen die Offizianten der Tamoschna — auf Deutsch: Zoll — an Bord, die Güter zu plombieren und zu revidieren, und Niemand durfte unterdessen das Schiff verlassen. Nachdem auf dem Schiff die Geschäfte be-

endet, erhielten wir Passagiere die Weisung, uns nach der Tamoschna zu begeben, um dort das Nötige wegen unsrer Pässe zu erfahren.

Die Erlaubnis, ans Land zu gehen, klang mir so wohlthuend, wie etwa dem Eingekerkerten die Nachricht der Befreiung, welcher er lange als einzigem Ziel seiner Sehnsucht entgegen gesehen.

Ein kleines Boot nahm uns auf und wir fuhren hinüber. Als ich aber den festen Boden betrat, schien Alles plötzlich unter mir zu wanken. Alles drehte sich vor meinen Augen, ich taumelte gleich einem Betrunknen und würde mitten unter die Zuschauer gefallen sein, hätte man mich nicht aufgefangen. Es war dies wohl eine natürliche Folge des ewigen Schwankens des Schiffes; auch erging es meinen Gefährten nicht besser, die ich ebenfalls nach allen Richtungen hin umherwanken sah.

Nachdem wir uns erholt und durch die von Neugier um uns her gesammelten Menschen hindurch gingen, konnte es mir nicht entgehen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich mir zugewendet hatte. Alles drängte sich an mich heran, betrachtete mich wie ein Wundertier vom Kopf bis zu den Füßen, und ich hörte sogar, wie von mehreren Seiten die Frage aufgeworfen wurde: was für Einer ich doch wohl sein möchte?! Ich schob dies zum Teil auf meinen etwas besseren Anzug, während die Andern ziemlich armselig ausahen, oder auf meine Größe, die mich die Übrigen überragen machte; was es aber auch sein mochte, so war es mir höchst unangenehm. Je mehr man mich bemerkt, dachte ich, je schärfer wird untersucht werden.

Wie befohlen, begaben wir uns sämtlich auf die Tamoschna. Eine Schildwache, die dort auf Posten stand, präsentierte vor mir das Gewehr. Das war seit langer Zeit die erste militärische Ehrenbezeugung, die mir zu Teil ward, kam mir aber sehr ungelegen und machte mich verdrießlich.

Auf der Tamoschna wurde nun ein förmliches Examen mit uns angestellt und mit mir der Anfang gemacht. Man fragte zunächst: weshalb mein Paß nicht von dem russischen Konsul in Lübeck unterschrieben, und nachdem ich die Gründe der Wahrheit gemäß angegeben, erhielt ich die Erwiederung, daß der Paß so nicht gültig und ich schwerlich die Erlaubnis zur Fortsetzung der

Reise erhalten werde, indem nach russischen Gesezen kein Fremder, dessen Paß nicht vollständig in der Ordnung, tiefer in das Land hineingelassen werden dürfe. Auf meinen Einwand, daß man den jezigen Verhältnissen doch billiger Weise Rechnung tragen sollte, wurde mir entgegnet, daß dies vom Magistrat abhängig sei, dem die Pässe zugesandt würden und bei dem ich mich morgen zu melden hätte.

Von den kurlischen Städten gab mir Windau keinen vorteilhaften Begriff. In trauriger, ödester Strandgegend gelegen, hat es weder Mauern, noch Tore; keine Straße ist gepflastert und es herrscht durchweg ein Kot in denselben; daß man bei jedem Schritt zu versinken fürchtet. Die Häuser, alle nur von einem Stock, sind sämtlich nur von Holz aufgeführt; kein Stein, nicht einmal Lehm ist dabei verwendet, und selbst die Dächer sind mit Holz gedeckt. Als ich vernahm, daß wir in einer Herberge logieren sollten, bekam ich wirklich einen Schreck, da bei uns eben nicht die besten Hotels mit diesem Namen belegt werden; indessen erwies sich unser Stübchen ganz erträglich, und nur, daß es im Hofe lag und dieser noch viel tiefer und weit kotiger, als die Straße, war äußerst unangenehm. Nachdem wir Besitz genommen, begaben wir uns wieder in das Vorderhaus und in die allgemeine Gaststube, wo wir, da es Sonntag und an diesem Tage die Honoratioren des Städtchens eine Ressource hielten, eine zahlreiche Gesellschaft versammelt fanden, wahrscheinlich noch vermehrt durch die Nachricht von unsrer Ankunft. Man wußte, daß wir von Lübeck kamen, und Kaufmann Harf und ich wurden daher so mit Fragen bestürmt über die dort stattgehabte Schlacht, daß wir kaum zu Atem kommen konnten. Alle wollten Alles wissen, und kaum war die eine Partie befriedigt, so rückte eine neue heran, der man dasselbe haarklein berichten sollte.

Eine eigentümliche Sitte ist es hier, anstatt des Sandes, wie bei uns, die Zimmer mit klein gehackten Tannen- oder Fichtenzweigen zu streuen, was einen starken, kräftigen, nichts weniger, als unangenehmen Geruch verbreitet und eine angenehme Frische in den Zimmern erhält. Dies ist allgemeiner Gebrauch in Kurland, den man in den vornehmsten Häusern wiederfindet.

Den 24. Nov. stand ich so früh auf, als der spät anbrechende Tag es nur gestatten wollte, und begab mich sogleich, da ich sonst

nichts anzufangen wußte, in die Gaststube, wo ich den Kaufmann Harf bereits beim Frühstück antraf. Der Mann hatte etwas Bieberes, Redliches in seinem Wesen, was ihm mein Vertrauen von Anbeginn gewonnen und war mir überdies schon während der Reise mit besonderer Freundlichkeit entgegen gekommen, obgleich ich ihm so völlig fremd war. Wir waren jetzt noch allein im Zimmer, was er benutzte, um mir seine Besorgnis mitzuteilen, daß ich hier auf große Schwierigkeiten stoßen und schwerlich die Erlaubnis erhalten würde, weiter ins Preussische zu reisen, da mein Paß nicht in gehöriger Form sei und er auch bereits gehört, daß man mich für verdächtig halte. Ich sei, erzählte er weiter, am gestrigen Abend fast allein Gegenstand der Gespräche gewesen, und der Jude, unser Reisegefährte, habe so viel Räthselhaftes über mich zu berichten gewußt, daß die Aufmerksamkeit und Neugier der Anwesenden wegen meines Standes und meiner Absichten dadurch aufs Höchste gespannt worden. Der Mensch habe das gewiß nicht in bösslicher Absicht getan, sondern aus Leichtfinn und von eigner Neugier und Ungewißheit über meine Verhältnisse getrieben; aber verdorben habe er meine Sache durchaus. Für eine wichtige Person, mit geheimen Aufträgen, halte man mich allgemein; nur trauten die Einen mir die bösen Absichten eines französischen Spions zu, während die Andern mich Rußlands Interessen geneigter hielten; irgend etwas Geheimes aber müsse ich treiben, das stände fest.

Die Art und Weise, in welcher der brave Harf sich hier zu mir aussprach, befestigte mich noch mehr in meinem, schon früher zu ihm gewonnenen Vertrauen, und während er selbst nicht die mindeste Neugier äußerte in Betreff meiner eigentlichen Verhältnisse, bekümmerte es mich wahrhaft, mich noch nicht mit voller Offenheit gegen ihn aussprechen zu dürfen. Ich hatte immer noch nichts ganz Bestimmtes erfahren können über die zwischen Preußen und Rußland obwaltenden Beziehungen und glaubte daher, es auch noch nicht wagen zu dürfen, öffentlich als preussischer Offizier aufzutreten.

Da heute nicht Ratstag war, so konnten wir auch keine Resolution vom Magistrat erhalten, mußten uns dagegen noch einmal auf die Tamoschna begeben, uns dort die Erlaubnis zu holen, unsere Sachen vom Schiff in Empfang zu nehmen. Wir

erhielten dieselbe sogleich, aber auch die Weisung, uns gegen Abend noch einmal einzufinden, indem man ein förmliches Protokoll aufnehmen wolle über unsre Absichten bei dieser Reise.

Im Gasthof fanden wir eine Menge der Herren vom gestrigen Abend schon wieder versammelt, von denen sich mehrere zu mir drängten, offenbar, um mich auszuforschen. Ich suchte mich ihnen zu entziehen und bemühte mich, die Aufmerksamkeit von meiner Person ab- und auf die Politik zu lenken. Auf meine Erwähnung der in Lübeck verbreiteten Friedensgerüchte zwischen Preußen und Frankreich und einer darauf begründeten Verbindung beider Mächte gegen Rußland, sagte man mir, daß man auch hier von dergleichen gehört, aber nichts Bestimmtes darüber wisse, da alle Briefe an der Grenze geöffnet und keine Nachrichten im Lande verbreitet werden dürften, und brach dann, als fürchtete man geheime Aufpaffer, ängstlich das Gespräch ab, was mich nicht klüger gemacht hatte.

Gegen Mittag trat Harf zu mir und sagte mir leise, daß er den Auftrag habe, mich zu einem seiner Freunde zum Essen einzuladen. Überrascht über solche Freundlichkeit, beantwortete er meine Frage, wie ich dazu käme, — trocken mit einem: „Gehen Sie nur hin; er ist mein Freund und ich kann ihn empfehlen.“ Mir war es unter den jetzigen Verhältnissen wenig um neue Bekanntschaften zu tun; doch fehlte mir hier jeder Vorwand abzusagen, und so ging ich denn getrost hin.

Wir betraten ein hübsches, geschmackvoll eingerichtetes Haus und wurden von dem Besitzer, einem jungen unverheirateten Manne, Kaufmann Herzwich, sehr artig empfangen. Noch einige Herren waren zugegen und sogleich nach unsrer Ankunft ward die Suppe aufgetragen. Anstatt aber uns zu Tisch zu setzen, war ich nicht wenig überrascht, vorher an einen Nebentisch genötigt zu werden, auf dem ein vollständiges Frühstück serviert war, und lernte da abermals eine mir bisher völlig fremde, in Kurland aber allgemein verbreitete Sitte kennen, die darin besteht, daß man unmittelbar vor dem Essen einen kleinen Schnaps nimmt und dazu ein wenig Sülze, Neunaugen oder dergleichen genießt. Man nennt das: ein Schälchen nehmen, und die Gewohnheit ist wirklich gar nicht übel; es schärft den Appetit ungemein und wird bald so zum Bedürfnis, daß man ungerne wieder darauf verzichtet.

Unser Diner war reichlich und gut, und die Unterhaltung in der wirklich recht gewählten Gesellschaft so angenehm, daß die Zeit rasch vorüberging. Mir gegenüber war man sehr behutsam, auch nicht die leiseste Frage setzte mich in Verlegenheit und ich überzeugte mich dadurch bald, daß ich mich hier wirklich unter gebildeten Menschen befand.

Wir blieben beisammen, bis es für mich und Harz Zeit wurde, uns zur Tamoschna zu begeben. Hier wurden wir einzeln vernommen und besonders Winzer und ich scharf examiniert. Der Zolldirektor, ein Deutscher, namens Wagner, schien es vorzüglich darauf angelegt zu haben, mich durch seine Fragen zu verwirren, und da ihm das nicht glückte, trat er endlich an mich heran, faßte treuherzig meine Hand und sagte: „Sind Sie gewiß nichts weiter, als wofür Sie sich ausgeben?“ — wobei er mir scharf in die Augen sah, um dort vielleicht die Wahrheit zu ergründen. Er drang nun immer ernstlicher in mich, forderte mich auf, Vertrauen zu ihm zu fassen; aber so schwer es mir wurde, so sehr dies überhaupt meinem Charakter widerstrebte, so mußte ich dennoch standhaft bei meiner Aussage bleiben, da der Ort zu gefährlich schien, um hier ein Geständnis abzulegen, von dem für mich so unendlich viel abhängen konnte. Nachdem der Direktor sich überzeugt, daß nichts aus mir heraus zu bringen, wandte er sich mit dem Ausdruck tief gekränkter Empfindlichkeit von mir, und das Geschäft wurde nun beendigt, indem man Winzer und mir ankündigte, daß wir Windau nicht verlassen dürften, der Magistrat morgen aber darüber entscheiden würde, wie man nach dem Gesetz uns weiter zu behandeln habe.

Ich suchte nun noch einmal zu beweisen, wie es für mich unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich gewesen, meinen Paß durch den russischen Konsul unterschrieben zu erhalten, — wie dieser mir selbst geraten, ohne seine Unterschrift die Reise zu unternehmen, da man gewiß unter diesen Umständen die sonst übliche Strenge der Gesetze gegen Fremde nicht in Anwendung bringen würde, — daß ich, durch die kriegerischen Umstände bereits gezwungen zu einem so ungeheuren Umweg, um das Ziel meiner Reise zu erreichen, mit meiner Kasse darauf nichts weniger als genügend versehen, und mir daher, müßte ich hier noch vielleicht wochenlang im Wirtshause leben, gar nichts Andres übrig bleiben

würde, als mich tot zu schießen. Meine Pässe bewiesen überdies hinlänglich, daß ich der sei, für welchen ich mich ausbebe, und also ein ganz unschädlicher Mensch. Endlich schloß ich damit, daß ich weit entfernt sei, hier irgend einen Tadel auszusprechen gegen diejenigen, welche strenge auf die Ausübung der bestehenden Gesetze hielten, daß aber gewiß keine Regierung, keine Obrigkeit es tadeln würde, wenn unter so dringenden Umständen, als die meinigen sich hier erwiesen, eine Ausnahme gemacht, und mir ein Paß zu meinem weiteren Fortkommen ausgefertigt würde. Ich war selbst so durchdrungen von der Billigkeit meiner Forderung, daß mir denn auch die Worte nicht fehlten, mir die Gemüther dieser Menschen ein wenig geneigt zu stimmen, und selbst der Direktor, der sich augenscheinlich bemüht hatte, mir ganz gleichgültig gegenüberzustehen, schien von neuem Interesse für mich belebt zu werden. Kaufmann Harf aber, der, während ich sprach, mich keinen Augenblick aus den Augen gelassen, trat, als ich geendet, mit den Worten zu mir: „Junger Mann, Sie tun mir sehr leid! Ich fühle ganz das Drückende Ihrer Lage und die Verlegenheit, in die Sie notwendig geraten müssen, wenn die Entscheidung Ihres Schicksals sich verzögert. Ich habe Vertrauen zu Ihnen gewonnen und schätze Sie, ungeachtet unsrer kurzen Bekanntschaft; auch möchte ich nicht, daß es je heißen könnte, es sei einem hülflosen Fremden in unserm Kurland schlecht ergangen; daher disponieren Sie über meine Börse; was Sie bedürfen, werde ich Ihnen mit Freuden vorschießen.“ Was sagen Sie, mein lieber Freund, zu diesem Manne, der einem Abenteuerer — denn für etwas Anderes konnte er mich füglich nicht halten — mit einem solchen Anerbieten entgegenkommt?! — Mein Name, mein Stand konnten erlogen sein, Verbrechen vielleicht mich gezwungen haben, hierher zu flüchten; und selbst, wenn meine wahren Verhältnisse ihm bekannt, wie unsicher blieb jeder mir gemachte Vorschuß, der ich über nichts verfügen und bei erster Gelegenheit mein Leben verlieren konnte! Selbst von nahen Angehörigen und Bekannten würde ein, unter solchen Umständen unaufgefordert gebotenes Darlehn ein Beweis recht uneigennütziger Freundschaft gewesen sein; wie vielmehr mußte dies Erbieten mich ergreifen in dem fremden Lande, von einem Unbekannten, der mir nicht das Mindeste schuldete! Darum empfand ich aber auch um so

tiefer die Verpflichtung, dem edlen Manne gegenüber, keine Verbindlichkeit zu übernehmen, deren Lösung späterhin für mich unmöglich werden konnte. Ich sprach ihm meinen Dank auf das Wärmste aus für sein edelmütiges Anerbieten, von dem er nicht wissen könne, ob er es nicht einem Betrüger gemacht, anstatt einem ehrlichen Manne, für den er mich halte, — von dem ich aber keinen Gebrauch machen dürfe, da ich außer Stande sei, für die Wiedererstattung auch nur des kleinsten Vorschusses einzustehen. — Er erwiderte, daß er mich nun einmal für keinen Betrüger, sondern für einen wirklich Unglücklichen halte und mir vollkommen vertraue; sollte ich mich aber künftig einmal wirklich in der Unmöglichkeit befinden, von ihm erhaltene Vorschüsse zurückzuzahlen, so würde das in seiner Lage für ihn auch noch zu verschmerzen sein; doch werde es dahin gewiß nicht kommen, und wir wollten das Weitere dieserhalb zu Hause besprechen. Daß es dem redlichen Manne überhaupt nur darum zu tun war, mir Hülfe zu leisten, er an ein Zurückzahlen gar nicht dachte, war augenscheinlich, und das Zartgefühl, mit dem er dennoch immer nur von Vorschüssen und Wiedererstaten sprach, um so mehr anzuerkennen.

Raum im Gasthof wieder angelangt, wurden Winzer und ich zum Woid, der ersten Magistratsperson, beschieden, der uns nur rufen ließ, um uns auf sehr unfreundliche Weise zu erklären, daß er soeben unsre Pässe erhalten, die völlig ungültig seien, und uns zur Rede stellte, wie wir uns hätten unterstehen können, damit ins Land zu kommen und ihm Ungelegenheit und Mühe zu machen. Ich erwiderte ihm kurz, daß, hätten wir andre Pässe bekommen können, wir sicherlich dafür gesorgt haben würden, empfahl mich und ging zur Thür hinaus, von Winzer gefolgt, der eben so aufgebracht, als ich, über den ungeschliffenen Menschen war.

Ich habe schon oben erwähnt, wie schwer es mir geworden, dem Zolldirektor gegenüber bei meinem hartnäckigen Zeugnen zu beharren, und gleich damals faßte ich den Vorsatz, demselben später unter vier Augen meine wahre Lage zu entdecken. Zu diesem Zweck begab ich mich jetzt zu ihm, traf ihn zu Hause, ließ mich anmelden und wurde zwar artig, aber ein wenig steif empfangen. Ohne Umschweif trat ich mit der Absicht meines Besuches hervor, und als ich dem Manne nun auseinandersetzte, wie ich mein früheres Verhalten für meine Sicherheit als durch-

aus notwendig erachtet, und dann meinen wirklichen Stand offenbarte, erheiterte sich sein Gesicht von Minute zu Minute. Er faßte treuherzig meine Hand und versicherte, daß mein Mißtrauen ihn um so mehr gekränkt, als er es nach den Äußerungen des Kapitäns und meiner Reisegefährten längst als ausgemacht angenommen, daß ich Offizier sei. Ich bat ihn nun um seine Meinung darüber, ob ich von einem öffentlichen Bekenntnis meiner Verhältnisse hier zu fürchten oder vielleicht Nutzen zu ziehen hoffen dürfte; im ersteren Falle möge er, was ich ihm vertraut, als Geheimnis bewahren, sonst aber mir Mittel und Wege an die Hand geben, um bald von hier fortzukommen. — Sein Rat war, aus meiner Lage ferner kein Geheimnis zu machen, da man zwar über die Verhältnisse zwischen Preußen und Rußland für den Augenblick nichts Bestimmtes wisse, die kriegerischen Gerüchte aber doch höchst unwahrscheinlich erschienen. Er lud mich dann zum Tee ein, zu dem sich bald auch noch ein Dr. Freymann<sup>1</sup> gesellte, und da ich keinen Grund zur Verheimlichung mehr hatte, so genügte ich gern dem Wunsche der beiden Männer, ihnen meine Geschichte umständlicher mitzuteilen, an der sie lebhaften Anteil nahmen, indem sie die Hoffnung aussprachen, daß es vielleicht doch noch gelingen würde, meine Angelegenheiten hier in einigen Tagen zu ordnen. Der Direktor behielt uns noch zum Abendessen, bei dem ich dann auch seine Frau und Tochter kennen lernte, und meine Schicksale lieferten so reichen Stoff zur Unterhaltung, daß wir bis tief in die Nacht hinein zusammen blieben, so daß ich dann Mühe hatte, noch Einlaß in mein Quartier zu erhalten. Der Direktor lud mich nicht allein gleich wieder zum folgenden Mittag ein, sondern machte es mir sogar zur Pflicht, mich als seinen täglichen Gast zu betrachten, wenn ich nicht anderswo eingeladen würde.

Den 25. Nov. war endlich Ratstag, und ich und Winzer wurden um neun Uhr früh beschieden. Wir fanden den uns bereits bekannten Woid und noch einen Mann, der ein humaneres Wesen sogleich durch die Artigkeit betätigte, mit der er uns die nötigen Fragen vorlegte, während jener die schon gestern vorge-

1) Joh. Friedrich v. Freymann, geb. 1763, stud. in Halle, Göttingen, Kassel und Marburg, seit 1789 Arzt in Windau, † nach 1831.

faßte üble Meinung auch heute nicht widerlegte. Es war der Verdacht entstanden, daß der gute Winzer, dessen Kostüm und Benehmen dem nicht eben widersprach, mein Bedienter sei. Durch längeres Beisammensein hatte sich überdies auch eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns eingeschlichen, die genauere Bekanntschaft anzudeuten schien; und daß Winzer sich für einen Bäcker ausgeben, vermehrte noch die Zweifel gegen ihn, da sich nicht füglich erklären ließ, wie ein solcher in dieser Zeit dazu kommen sollte, ohne ganz absonderliche Gründe die Reise von Weimar nach Petersburg zu unternehmen. Dies Alles konnte wohl genügen, Mißtrauen zu erwecken, besonders bei Menschen, die ohnehin schon durch ihr Amt zu großer Vorsicht verpflichtet waren. — Ich führte gegen jede nähere Beziehung zu Winzer den Umstand an, daß er nach Petersburg, ich aber in das Preußische wolle, erklärte dann, daß ich preußischer Offizier, und bei den zwischen beiden Staaten bestehenden Verhältnissen als solcher berechtigt sei, nicht nur den Schutz der hiesigen Obrigkeit in Anspruch zu nehmen, sondern selbst auf bereitwillige Unterstützung zu meinem schnelleren Fortkommen zu zählen, worauf ich die Erwiderung erhielt, daß dies nicht geschehen könne, da meine Aussage nicht zur Bestätigung der Wahrheit genüge, und — wenn ich wirklich Offizier, — weshalb ich denn hierher gekommen und nicht durch Dänemark nach Preußen gegangen sei? — Nachdem ich hierüber die Gründe der Wahrheit gemäß angegeben, fügte ich noch hinzu, daß ich zur Bekräftigung meiner Angaben Briefe an den König von Preußen vorzeigen könne, die ich demselben zu überbringen habe. Doch auch das half mir zu nichts! Man blieb dabei, daß mein Paß nicht gültig und erst per Estafette vom Gouverneur in Mitau Verhaltungsbefehle eingeholt werden müßten über das, was weiter mit uns werden solle. Nach der vollen Strenge des Gesetzes müsse man uns bis dahin sogar in Verhaft nehmen; doch wolle man uns in Freiheit lassen gegen das Versprechen, keinen Versuch zur Flucht zu machen, wobei man denn nicht unterließ, uns gehörig auseinander zu setzen, wie vergeblich ein solches Unternehmen sein würde, da die Grenze aufs Strengste von Kosaken bewacht wäre, denen es unmöglich sei zu entgehen.

Mit diesem Bescheid wurden wir entlassen, und ich kehrte mit der traurigen Aussicht in den Gasthof zurück, hier mehrere

Tage in der peinlichsten Ungewißheit und Untätigkeit zubringen zu müssen. — Wir fanden schon wieder eine große Gesellschaft versammelt, und da sich die Kunde von dem, was ich wirklich sei, bereits durch die ganze Stadt verbreitet hatte, so drängte sich Alles an mich und Jeder wollte von mir selbst die näheren Umstände wissen. Ich hätte mich förmlich einkerkern mögen, um all' diesem Fragen und Reden zu entgehen, was mir wahrhaft zur Qual wurde. — Recht aufrichtige, warme Theilnahme aber äußerte man mir allgemein; ein Jeder bedauerte mich, daß ich unter solchen Umständen hier aufgehalten würde und gab nach seiner Einsicht guten Rat, wie mir zu helfen sein möchte.

Jener Maun, der sich schon auf dem Rathhause so manierlich gegen uns benommen und der sich nun auch hier eingefunden, war der Stadtsekretär und hieß Hoffmann. — Er riet mir, selbst an den Gouverneur zu schreiben, demselben ganz ausführlich die Veranlassung meines Hierseins, so wie meine ferneren Pläne auseinander zu setzen, und die daraus hervorgehende dringende Eile, so bald nur möglich, die Armeec wieder zu erreichen, und war der Meinung, daß ich darauf einen Paß erhalten und sogleich würde abreisen können. — Kaufmann Pars, der unser Gespräch mit angehört, theilte diese Ansicht, rühmte den Gouverneur als einen allgemein geschätzten, rechtschaffenen Mann, der meinem Gesuch gewiß willfahren würde, und erbot sich, den Brief nicht nur bei seiner Abreise am folgenden Morgen mitzunehmen, sondern auch selbst zu übergeben und mündlich noch Alles aufzuklären, was in dem schriftlichen Bericht noch möchte dunkel geblieben sein. Mir selbst schien diese Maßregel äußerst zweckmäßig, und ich machte mich sogleich an die Arbeit.

Den Mittag brachte ich wieder bei Wagner zu, den Nachmittag zum Theil allein zu Hause; dann aber kam Doktor Freymann und lud mich zum Abend ein, wo ich eine kleine Gesellschaft bei ihm versammelt finden würde. Dieser Mann gehörte zu den ewig beweglichen, unruhigen Leuten, die nie lange auf einem Fleck aushalten können, am wenigsten zu Hause und allein, und die mit einer gewissen, ziemlich unzuverlässigen Gutherzigkeit so viel Neugier und Schwaghastigkeit verbinden, daß man kaum eine Stunde mit ihnen zusammen zu sein braucht, um sie durch und durch zu erkennen. So hatte ich ihn gleich beurteilt und

fand meine Meinung späterhin vollkommen bestätigt. Deshalb war mir denn auch diese Einladung höchst zuwider und ich tat Alles, um mich davon loszumachen. Wußte ich es doch im Voraus mit der größten Gewißheit, daß die ganze Gesellschaft nur auf mich geladen war und es aufs Neue sich nur darum handeln würde, meine Erlebnisse erzählen zu hören, was mich hier schon mehr als einmal halb zur Verzweiflung getrieben. Al' mein Sträuben aber war vergeblich; ich mußte mich entschließen, Freymann zu begleiten, und fand denn auch Alles, ganz wie ich erwartet, — eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft mir gänzlich unbekannter Herren und Damen, in der sehr bald von mehreren Seiten der Wunsch laut wurde, zu erfahren, was mir Alles begegnet sei. Dem mußte ich schon willfahren, um nicht unfreundlich zu erscheinen, machte es aber so gedrängt und kurz ab, wie nur immer möglich, und verhielt mich dann ganz still. Meine Einfölbigkeit isolierte mich bald von der Gesellschaft, und so wie ich mich unbemerkt sah, machte ich mich sacht davon, ging nach Hause und fing einen Brief an meine Tante an, der ich Alles mitzuteilen hatte, was mir seit Lübeck begegnet war, und gedachte ihn hier täglich fortzusetzen, bis zu meinem Abgang, um dann Frahm den Brief zu übergeben, der ihn mit nach Deutschland nehmen sollte. Kaum aber hatte ich mich zum Schreiben niedergesetzt, als Freymann mir nachkam, mir bittere Vorwürfe über meine Desertion machte und mich zwang, ihn wieder zu begleiten, um am Abendessen Theil zu nehmen.

Den 26. Nov. schon früh am Morgen ließ Harf mich zu sich bitten und sagte mir dann, daß er noch ausgehen müsse, bald abzureisen denke und daher fürchte, mich später zu verfehlen, weshalb er denn wünsche, sich jetzt mit mir über meine Angelegenheiten zu besprechen. — Im Augenblick schon zu beurteilen, was mir später vielleicht nötig sein würde, um hier jeder Verlegenheit zu entgehen, sei nicht wohl möglich; deshalb habe er einem hiesigen Kaufmann Vollmacht erteilt, mir auszuzahlen, was ich fordern würde. Er gab mir die Adresse und forderte mich noch auf, ja nicht blöde zu sein, damit es mir später, wenn mir vielleicht keine andere Hülfe zu Gebot stände, nicht fehlen möge. Die Quittung über das empfangene Geld solle ich dem Kaufmann R e i m a n n übergeben und dieser würde für das Weitere sorgen.

Es ist gewiß nicht möglich, auch bei den überspanntesten Begriffen von unsern Verpflichtungen gegen unsere Mitmenschen mehr zu tun, redlicher zu handeln, als hier Harß es gegen mich getan; darum kann ich denn auch wohl die Mühe sparen, das Edelmütige seines Benehmens noch mehr hervor zu heben. Ich war so von Gefühlen der Dankbarkeit und Achtung für den würdigen Mann durchdrungen, daß mir die Worte fehlten, sie auszusprechen, und ich mich nur bemühen konnte, es ihm zu erkennen zu geben, wie ich im vollsten Maße den Wert dessen, was er für mich getan, erkannte.

In mein Zimmer zurückgekehrt, bemerkte ich erst, daß wir in vergangener Nacht noch einen Gast beherbergt hatten, der dicht neben uns in einer Kammer geschlafen, von mir aber, da ich so spät nach Hause gekommen, übersehen worden war. Es war dies ein Hofrat Salli, der einige Meilen von hier eine Pachtung hatte, ein wahrhaft kolossaler Mensch, stark brünett und nicht mehr jung. Meinen guten Morgen erwiderte er im tiefsten Bass, aber äußerst freundlich, und begann dann gleich von Harß mit mir zu sprechen, dessen genauer Freund er zu sein erklärte, wodurch er mich denn gleich sehr für sich einnahm. Dann kam auch der Schiffskapitän, seine Zahlung einzufordern, da die drei Mitauer heute abzugehen gedachten, bei welcher Gelegenheit der Jude Wolf noch einen Scheffel Borsdorffer Äpfel extra bezahlen mußte, die er auf dem Schiff entdeckt und womit er uns freigebig — als wären sie sein Eigentum — traktiert hatte, bis es sich später herausstellte, daß die Äpfel dem Kapitän gehörten, der sie zum Geschenk für die Kinder seines Prinzipals mitgenommen, da hier zu Lande dergleichen nicht zu haben sind, und sie sich nun doppelt bezahlen ließ.

Im Vorderhaus fand ich, wie gewöhnlich, zahlreiche Gesellschaft, von der ich wenig Notiz nahm, mich zu Harß gesellend, der im Begriff abzureisen, noch beim Frühstück war. Bismlich von den Übrigen entfernt, konnten wir unverhohlen mit einander reden, was Harß benutzte, mir den Hofrat Salli als seinen speziellen Freund zu empfehlen, mit dem er mir riet, genauer Bekanntschaft zu machen, um geradezu meinen Aufenthalt bei ihm zu nehmen, wodurch mir hier viel Kosten erspart und ich überdies der kleinstädtischen Neugier und Aufmerksamkeit entzogen würde,

was um so wünschenswerter sei, als der Ton hier im Ganzen nicht gut und es viel übelwollende Menschen hier gebe. Salli, der unterdessen zu uns getreten, forderte mich nun auch auf, ihn zu besuchen und bei ihm die Entscheidung meines Schicksals abzuwarten, was ich aber abzulehnen suchte, da ich theils fürchtete, dem Magistrat viel gute Worte geben zu müssen, um die Erlaubnis dazu zu erhalten, theils aber auch in meiner jetzigen Lage mir ein solches Verhältnis nur peinlich sein konnte.

Harf reiste dann ab, nachdem wir uns wie die ältesten Freunde getrennt, und ich fühlte mich dadurch tief ergriffen und betrübt. Mittags aß ich an der Table d'Hôte, zu der sich immer mehrere Gäste einfanden, und hatte die Absicht, auch den Rest des Tages zu Hause zuzubringen, war aber kaum auf mein Zimmer zurückgekehrt, als ein junger Mann zu mir eintrat, sich mir als ein Herr von Korff vorstellte, und mich im Namen seiner Mutter auf eine so feine, hübsche Weise zum Tee und Abendbrod einlud, daß es sich kaum ablehnen ließ. Dennoch machte ich den Versuch, sagte ihm, daß, wie dankbar ich auch die zuvorkommende Güte anerkenne, die mir hier von allen Seiten zuteil werde, mich meine gegenwärtige Stimmung doch ganz unbrauchbar für die Gesellschaft mache. Er hörte mir ruhig zu, und fing dann sein Bitten und Zureden von Neuem an, so freundlich, so eindringlich, daß mir zuletzt doch nichts übrig blieb, als nachzugeben. Nach einigen Stunden begab ich mich denn also zu Frau von Korff, die eines der ersten Häuser im Orte machte, und wo ich den größten Teil des hiesigen Adels und auch mehrere aus der gestrigen Gesellschaft versammelt fand. Die Dame des Hauses empfing mich so zuvorkommend artig, daß Niemand in mir den irrenden Pilger hätte erraten sollen, als der ich hier auftrat. Dann wurde ich der Tochter vorgestellt und der Reihe nach allen übrigen Mitgliedern der Gesellschaft, denen ich noch fremd war. Der Sohn hatte bei den Husaren gebient und vor Kurzem erst den Abschied genommen. Die ganze Familie war gebildet und lebenswürdig, und so konnte es denn an geselliger Unterhaltung nicht fehlen. Das Fräulein war sehr musikalisch, spielte fertig Klavier und sang schön, und da ich jeden Genuß der Art jetzt so lange entbehrt, so erfreute ich mich um so mehr daran, fühlte mich überhaupt weit behaglicher als gestern, und ging völlig befriedigt nach Hause.

Den 27. November reiste Hofrat Salli wieder ab, nachdem ich ihm jedenfalls einen Besuch versprochen, wenn auch nicht für die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthaltes, und ich befand mich nun wieder allein mit dem ehrlichen Winzer, was uns eigentlich beiden ganz erwünscht war. Ich war gerade mit dem Ankleiden im Nebenzimmer beschäftigt, als ich Jemand in die Stube treten sah und nach mir fragen hörte, worauf Winzer kam, mir zu sagen, daß mich Jemand zu sprechen verlange. Ich erkannte, als ich ins Zimmer kam, sogleich den Kaufmann *Stavenhagen*<sup>1</sup>, denselben, mit dessen Schiff wir hier angekommen, der mir von Ansehen bekannt, mit dem ich aber noch kein Wort gewechselt hatte, weshalb ich nicht begriff, was der Mann von mir wolle, worüber ich aber nicht lange in Zweifel blieb. Nach einigen Entschuldigungen, mich so früh zu stören, erwähnte er, wie er von meinen Unglücksfällen und Schicksalen gehört, den wärmsten Anteil daran nähme, mich sehr bedauere und, wenn auch mir persönlich fremd, doch gern, wie ein warmer Freund, mir seine tätige Hilfe beweisen möchte. Während der letzten Worte aber bemühte er sich auch schon, mir einen Beutel mit Geld in die Hand zu drücken. Nichts weniger als dies hatte ich erwartet und fühlte mich in der peinlichsten Verlegenheit und Unentslossenheit, wie ich mich dabei benehmen sollte. Die gute Absicht des Mannes war unverkennbar und ihn durch eine bestimmte Zurückweisung zu fränken, wurde mir schwer, und doch bemächtigte sich meiner auch wieder ein unbeschreibliches Gefühl von Scham und Widerwillen, Almosen — denn anders war es doch nicht zu nennen — anzunehmen. Ich wußte mir zuerst gar nicht zu helfen, wählte dann aber einen Mittelweg, dankte ihm angelegentlich für seine Teilnahme und Bereitwilligkeit, sagte ihm dann aber auch, wie ich durch die Freundschaft des Kaufmanns Harf mich für jetzt gegen jede Verlegenheit gesichert fände, sein Anerbieten aber gewiß benutzen würde, wenn die jetzt erhaltenen Vorschüsse nicht reichen sollten; doch würde ich auch dann nur um ein Darlehn bitten und dies baldmöglichst zurückerstatten. Dies Alles mochte ich wohl nicht ohne sichtbare Verlegenheit mehr herausgestottert als zusammenhängend vorgetragen haben, was den ehrlichen Mann mit Verlegen machte,

<sup>1</sup>) Vgl. R. Stavenhagens Reminiszenzen a. kurl. Vergangenheit in „Aus vergangenen Tagen“. R. Folge der Aktiw. Erinnerungen (Reval 1912) S. 177 f.

so daß er nicht recht wußte, wie die Sache weiter anzugreifen, bis er sich plötzlich kurz faßte, das Geld auf den Tisch legte, und mit der Erklärung, daß ich es als Vorschuß oder sonst betrachten möchte, wie ich wolle, nur daß ich es nehmen und behalten müßte, sich empfahl, ohne meine Antwort abzuwarten. Ganz verblüfft stand ich da, und ich glaube, es möchte doch wohl für Jeden schwer gewesen sein, sich unvorbereitet in solchem Augenblick richtig zu benehmen. Der Stolz empört sich gegen Wohlthaten solcher Art, während Gutmütigkeit und Dankgefühl die Annahme zur Pflicht machen, um den Geber nicht zu kränken. Fast unwillkürlich und unentschlossen nahm ich den Beutel, der 20 Albrechtstaler, nach unjrem Gelde zehn Dukaten, enthielt. — Als ich meinem Stubeengenossen äußerte, wie drückend ich solche Beweise der Theilnahme und des guten Willens empfände, meinte dieser, das müsse mir ja gerade zur Freude gereichen und ihm würde nichts lieber sein, als wenn die ganze Stadt in solcher Absicht zu ihm käme. Ich ließ den guten Mann bei seiner Ansicht, die bei unserer jetzigen beiderseitigen Lage gewiß die glücklichere für ihn war, und sann darüber nach, wie ich mit dem Gelde verfahren sollte. Es zurückzuschicken, wie ich am Liebsten getan, wagte ich nicht, aus Furcht, den Mann zu kränken, der sich mir so wohlwollend bezeigt; und dann, wie konnte ich ermeßen, in welche Lagen das Schicksal mich noch führen würde, wo ich vielleicht einer größeren Summe bedürftig, als ich bescheidener Weise von Harz annehmen durfte?! Deshalb beschloß ich denn, meinen Stolz zu beugen und diese mir aufgedrungene Summe vorerst zu behalten, dem Geber aber einen Schein, als über einen empfangenen Vorschuß auszustellen, was denn auch geschah und von demselben nicht übel gedeutet zu werden schien.

(Schluß folgt.)



# Historische Miscellen.

## Drei Reden am Sarge Fürst Barclay de Tolly's.

Fürst Michael Andreas Barclay de Tolly war am 13./25. Mai 1818 zu Szileitschen bei Insterburg auf einer Reise nach den böhmischen Bädern gestorben. Seine sterblichen Überreste wurden in die Heimat nach Livland gebracht und im Juli in Beckhof beigesetzt.

Am 30. Mai ging der Leichenzug durch Riga. Die „Rig. Zeitung“ (1818 Nr. 44) berichtete darüber nur ganz kurz mit folgenden Worten: „Diesen Morgen um 10 Uhr verkündigte das Läuten aller Glocken und der Kanonendonner von den Wällen die Ankunft der irdischen Überreste Sr. Durchlaucht des Herrn Generalfeldmarschalls Fürsten Barclay de Tolly. Um diesen letzten Durchzug eines Helden, dem Europa so viel verdankt, gleichsam mit stiller Andacht zu feiern, war jedes Gewerbe eingestellt und jeder eilte, den Verbliebenen zu begleiten. Die Geistlichkeit aller Konfessionen und alle hohe und niedere Civil-Autoritäten folgten unmittelbar dem Sarge zu Fuß, und eine ansehnliche Militär-Parade machte den Beschluß. Die Leiche wurde auf dem St. Jakobs-Gottesacker beigesetzt und man erwartet die nähere Bestimmung, ob sie zwischen Helden in der Residenz, oder in der häuslichen prunklosen Gruft bestattet werden soll.“ Das ist alles, was die Zeitung zu notieren wußte.

Etwas ausführlicher ist der Bericht, den die „Rig. Stadtblätter“ (1818 Nr. 23) über die Totenfeier in Riga brachten. Das Militär stand Spalier von der Schulpforte bis zur Brücke und jenseits bis zur ersten Batterie. Auf allen Schiffen wehten

Trauerflaggen. Die dem Zuge folgenden Truppen marschierten mit herabgebogenem Gewehr. „Trauermusik, Geläute aller Glocken, unterbrochen von langsam aufeinander folgenden Kanonensalven, dauerten ergreifend-feierlich bis zum Gottesacker.“ Drei kurze Reden wurden damals an Fürst Barclays Sarge gehalten, die hier zur Erinnerung an den Helden des Vaterländischen Krieges, dem ja jetzt auch in Riga ein Denkmal errichtet wird, wiedergegeben werden.

Es ist der Verein für Heimatkunde in Wenden, in dem kürzlich vom dim. H. Kreisrichter H. v. Meyer die Erinnerung an diese drei Reden wieder aufgefrischt wurde. Er fand sie abschriftlich in der Bibliothek des Gutes Johannenhof bei Wenden mit dem Titel „Als Fürst Barclay de Tolly's Leiche durch Riga geführt ward, gesprochen von einigen Geistlichen“, und hat sie uns freundlichst zur Verfügung gestellt. Indessen findet sich, daß sie bereits bald nach jener Feierlichkeit gedruckt erschienen sind, nämlich in Graves „Magazin für protestant. Prediger“ (1818 S. 141 ff.) mit einer kurzen Einleitung, darnach auch in einem Sonderabdruck; beide sind jetzt große Seltenheiten. Wir geben hier das Ganze wieder.

\* \* \*

Denn in der Herzen kräftig-edlem Streben,  
Im Kampf für Vaterland und Recht und Pflicht,  
— Ob er uns Palmen, ob er Dornen sicht —  
Soll sich das heil'ge Denkmal Dir erheben.

Die Zivil-Vorgesetzten und Behörden, sowie die Geistlichkeit der griechisch-russischen und der protestantischen Konfessionen hatten sich am 30. Mai, vormittags, auf dem Hause der Schwarzenhäupter-Gesellschaft versammelt und zogen, als das Geläute der Glocken und das Lösen der Kanonen die Annäherung des Zuges verkündete, vor das Schaal-Thor, wo Militär in zwei Reihen aufgestellt war. Von den reitenden Bürgergarden geführt und von Sr. Erl. dem Herrn Kriegs-Gouverneur von Riga zc. Marquis Paulucci, Sr. Erz., dem Herrn Kommandanten von Richter und anderen hier anwesenden Militär-Personen, sowie von 3 Abteilungen Infanterie begleitet, kam jetzt der Leichenwagen bis vor das Schaal-Thor, wo er anhielt und Herr Oberpastor v. Bergmann

als Sprecher der Stadt-Geistlichkeit einige Worte sprach (I). Unmittelbar an das Gefolge der nächsten Leidtragenden, paarweise, jedesmal ein griechisch-russischer und ein protestantischer, brüderlich vereint in gleicher Verdienstes-Anerkennung. So ging der Zug feierlich durch die Stadt bis vor das Sand-Thor, wo Herr General-Superintendent Sontag, als Sprecher der Landgeistlichkeit, eine Anrede hielt (II). Der Sarg wurde hierauf nach dem Gottesacker der Kronskirche gefahren, um dort für einige Tage niedergesetzt zu werden. An dem Eingange des Kirchhofs von dem General-Superintendenten und den beiden Geistlichen der Kirche empfangen, wurde der Sarg nach der, über der Gemeindegruft befindlichen, sehr geräumigen und mit Sargplatten an den Wänden verzierten Halle gebracht und dort auf einem Katafalk, von Lichtern umgeben, niedergestellt, worauf der Oberpastor Grave ihn mit einem Gruße dort bewillkommnete (III).

Es mußte bei diesen Reden alles eigentlich Kirchlich-religiöse vermieden werden, da keine Beisegung stattfinden konnte noch sollte.

\* \* \*

\*

## I.

Verklärter Held! Auch Deine körperlichen Überreste empfangen wir in unsern Mauern mit Ehrfurcht und Dankbarkeit. Unser erhabener Herr und Kaiser hatte Dich zum ersten Feldherrn seiner Heere ausersehen und Du hast, von Gott, der Deine Unternehmungen mit einem siegreichen Erfolge krönte, beschützt, das große Werk der Rettung Rußlands und der Menschheit vollendet. Rigas Bürger segnen Deine Asche. Reich war Dein Leben an Mühen und Sorgen, an Gefahren und Opfern, die Du treulich dem teuren Vaterlande darbrachtest, reich aber auch an Taten der Tapferkeit und des Edelmutts. Die Siegeskrone des höheren Lebens ist Dir nun geworden, vollendet Deine Laufbahn; aber späte Jahrhunderte noch werden Deinen Namen mit Achtung und Dank nennen. Ruhe sanft — Friede sei mit Deinem Staube!

\*

\*

\*

## II.

So nimm denn Deinen Weg, Du Toter, hin durch die Fluren Deines Vaterlandes, des Stolz Du warst und Schutz. Livland freuete des lebenden Sohnes sich, und es wird immer des Verklärten sich rühmen. Mit reiner Freude und mit innigem Danke zu Gott darob, daß es den Helden feiern und vor dem Hoherhobenen sich beugen konnte, in dem es zugleich den Menschen lieben, den Weisen achten und dem Christen vertrauen mußte. So wie Dein Leichenzug des Landes Straße entlang geht, gehe aus von ihm, nach links und rechts, bis an alle unsre äußersten Grenzen ein Geist des frommen Ernstes; der die Jünglinge und Männer des Vaterlandes bejeele zu anspruchlosem Pflichten-Eifer, willig-aufopfernder Untertanen-Treue und tätig-hochherzigem Vaterlands-Sinne — eines Jeden auch in seinem Berufe.

Mögen die Seufzer der Trauer nah' und fern um Deinen Verlust, mögen insbesondere die sanften freundlichen Gefühle, welche Dein Name in jeder Brust aufregt, beschwichtigen den trostlosen Jammer der Lebens-Gefährtin; begeistern den Erben Deines Namens zu einem Erben Deiner Verehrung! Erscheine Du Verklärter, als ein Geist des Trostes und Dankes Deinem Kaiser und ermutige ihn mit dem Zuspruche: „Gott werde es ihm nie an treuen Dienern mangeln lassen!“ Zieh her vor unsern Helden des Vaterlandes, wenn einst des Kriegs-Drommete sie von neuem rufen sollte, zieh her vor ihnen als ein heiliges Banner in den Lüften mit der Inschrift: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Und so segne Dich, irdische Hülle, wo Du ruhen wirst, der Nachruhm: „Ein großer Mann war, den ich einst umschloß, weil er ein edler Mann war!“ Es segne Dich, Du vollendeter Geist, die Ewigkeit; mit Ersatz auch für das, was das Leben Dir Schweres auflegte, was es versagte und verkümmerte; mit Lohn für das auch, was die Erde nicht nach Verdienst zu schätzen wußte, nicht nach Würde zu belohnen fähig war. Sei angebetet, Gott, an diesem Sarge auch für die reiche Gabe, die Du Rußland und seinem Alexander, in der schweren und in der schönen Zeit, auch durch den Berewigten erwiesen hast; sei gepriesen für die Freuden, womit Du im Leben ihn erquicket, und durch die

Leiden, wodurch Du ihn Dir zugezogen hast; sei angebetet, ob auch in demütigem Verstummen, für die Erlösung des Lebensmüden durch einen sanften Tod.

Und uns, die wir ihn hier geleiten, laßt nie vergessen, Christen: Was bei Fürst Barclay Allen, wie bei uns, am wohlsten tut, aus seinem Leben und in seinem Tode, das kann dem Menschen kein Monarch der Erde geben; kein Mißgeschick des Lebens ihm entreißen. Im eignen Geiste leuchtet es als Geisterlicht; im eignen Herzen wärmt es als Gotteskraft; durchs eigne Tun und Dulden muß es sich ausdrängen zum Himmelschätze. Bewahret es euch! erringt es euch! heiligt es euch; da, dahin wohin Amt und Haus euch nunmehr ruft. Und so geht hin, gesegnet auch von diesem Sarge, im Namen Gottes. Amen!

\* \* \*

### III.

Sei uns gegrüßt in dieser ernsten Halle,  
Du, unsres Vvlands größter Sohn!  
So rufen mit uns diese Toten Alle  
Und winken Dir zu sel'gem Lohn.

Hier ruhen schon der tapfern Kämpfer Viele,  
Und ihre Namen werden nicht vergehn,  
Die aus der Schlachten blutigstem Gewühle,  
Erstiegen des Verdienstes Höh'n;  
Sie Alle rufen Dir: nimm Du die Krone!  
Und leiten Dich zu des Vergelters Throne.

Hier schlummern viele schon der edlern Seelen,  
Die in der Pflichten heilig-ernstem Streit,  
In des Berufes stetem Drang und Quälen  
Dem Vaterlande sich geweiht;  
Sie Alle rufen Dir: nimm Du die Krone!  
Und leiten Dich zu des Vergelters Throne.

Hier ruhen Viele, die vom graden Pfade  
Des Edelnsinns, der strengsten Biederkeit  
Kein Dräuen je verlockt und keine Gnade,  
Die nimmer Tat noch Wort entweiht:  
Und sie auch rufen Dir: nimm Du die Krone!  
Und leiten Dich zu des Vergelters Throne.

In einen höhern Kreis bist Du erhoben,  
 Von heil'gem Sieges-Lorbeer voll umkränzt;  
 Bei Rußlands Helden-Sternen droben  
 Dein Name unvergänglich glänzt:  
 Die bei Borobino, bei Tarutino stritten,  
 Begrüßen Dich in ihres Glanzes Mitten!

Und Unser warst Du, jauchzen Livlands Gauen;  
 Und Unser bleibst Du! tönt es freudig-voll.  
 Ein Ehren-Denkmal wollen wir Dir bauen,  
 Das keine Zeit zerstören soll.

### Vertreibung von Steuerrückständen im 18. Jahrh.

Im Juli 1747 starb in Seßwegen-Pastorat der dortige Pastor, Propst Nikolaus Wurm.<sup>1</sup> Die Witwe Elisabeth Judith, geb. Neudahl trat in Genuß des sog. Gnadenjahres, heute wohl allgemein Witwenjahr genannt, und zog dann zu ihrer an den Pastor von Msheraden, Johann Christophor Forsmann,<sup>2</sup> verheirateten Tochter Dorothea. Damals war es üblich das Gnadenjahr vom 1. Mai nach dem Tode eines Pastors zu rechnen, somit konnte die verwitwete Pastorin Wurm bis zum Mai 1749 die Intradn der Pfarre genießen. Zum Pastor von Seßwegen war Christian David Lenz<sup>3</sup> gewählt worden, der spätere Generalsuperintendent und Vater des unglücklichen Dichters Jacob Michael Reinhold Lenz. Als Lenz von seiner bisherigen Pfarre Serben nach Seßwegen übersiedelte, wurde er, wie es damals üblich war, vom Kreis-Kommissar in die Pfarre immitiert und mußte sich mit der Witwe seines Vorgängers berechnen wegen Auslaat, Meliorationen usw. Später erwies es sich, daß man bei diesen

<sup>1</sup>) Nikolaus Wurm, geb. zu Serben 1676 als Sohn des dortigen Pastors Nikolaus und seiner Gattin Catharina, geb. Langii, wurde 1704 Pastor-Adjunkt zu Seßwegen, geriet in russische Gefangenschaft, aus welcher er 1711 zurückkehrte, um Pastor ordinarius zu Seßwegen zu werden.

<sup>2</sup>) Forsmann, Johann Christophor — so schrieb er sich und nicht Joh. Friedrich, wie Napiersky schreibt — war in Riga geboren, als Sohn des schwedischen Predigers an der St. Jacobskirche, Johann, wurde 1748 Pastor in Msheraden, wo er am 19. Oktober 1775 starb.

<sup>3</sup>) Christian David Lenz, als Sohn eines Kupferschmiedes 15. (26.) Dez. 1720 in Pommeren geboren, kam 1740 als Hauslehrer nach Röttenshof, wurde 1742 Pastor zu Serben, 1749 Pastor zu Seßwegen, 1759 Pastor der deutschen Gemeinde zu Dorpat, 1779 Generalsuperintendent und starb 14. August 1798.

Berechnungen übersehen hatte, daß die sog. „Station“, die Zahlung zum Unterhalt der Truppen, pro 1748 nicht geleistet worden war. Die Kronsrente in Riga verlangte von Lenz, als derzeitigem Inhaber des Pastorats, die restanten 6 Lof Roggen und einen Reichstaler Alb. und 30 Groschen in barem Gelde, denn damals galt in den lettischen Kreisen Livlands der Albertustaler als Steuermünze, während in den estnischen Kreisen bereits mit Rubeln gezahlt wurde. Lenz weigerte sich die Zahlung zu leisten, da sie ihn nichts anginge, die Krone aber beharrte bei ihrer Forderung, die er ja seinerseits von der Witwe Wurm beitreiben könne. Wie es scheint, wollte sich diese nicht sofort dazu verstehen, mit Hin- und Herreiben, Protesten und Reklamationen ging viel Zeit verloren, ohne daß die Sache vom Fleck rückte. Die Regierungsorgane gingen schneidig vor, und zum großen Schreck für Pastor Lenz erschien am 1. April 1750 im Pastorat Seßwegen ein Unteroffizier mit vier Soldaten und wies eine Ordre vor, laut welcher dieses Exekutionskommando im Pastorate zu verpflegen sei, bis Pastor eine Quittung der Rigaschen „Renterei“ über Liquidation der Steuerschuld vorzeigen könne. Wenn dieses nicht in 5 Tagen geschähe, so würde die Zahl der Einquartierten verdoppelt werden. Auf dringendes Bitten des Pastors zog der Unteroffizier mit zwei Mann ab, so daß fürs erste nur zwei Soldaten zu beschäftigen waren. Lenz schickte sofort einen Eilboten nach Riga, um die rückständige Steuer zu entrichten. Es war aber Frühlingszeit, die Wege waren aufgeweicht und die Strecke betrug gegen 20 Meilen, so daß der Bote, der Wirt eines Pastoratsgefundes, erst nach mehreren Tagen in Riga anlangte, obgleich er nur Fourage für sich und sein Pferd mit sich führte. Da im Kronsmagazin Naturallieferung erforderlich war, so hatte der Pastor seinen Boten an Ältesten Grote, seinen Geschäftsfreund, gewiesen, der die 6 Lof Roggen lieferte und überhaupt, wie es scheint, die Abwicklung der Sache in seine Hand nahm. Trotzdem vergingen mehrere Tage, bis alle Quittungen beisammen waren. D. G. Olderogge quittierte am 7. April 1750 über die Lieferung von 6 Lof Roggen und 1 Taler 30 Gr. Alb. an Kronsmagazin und Rentei. Diese Quittung mußte im Ökonomie-Komptoir vorgewiesen werden, wo „in legaler Abwesenheit des Herrn Cammerirer Godofroy Linde“ Joh. Ludwig Dreßler bezeugte, daß der „in der extradirten Liquidation balancirte Rest“ richtig abgetragen, worauf dann D. B. D. Hausdorff die Ordre erteilte, das Exekutions-Kommando habe „nach Ansicht dieses und

Empfang der Executions-Gebühren“ vom Pastorat abzuziehen. Schließlich erhielt der Bote noch vom Regierungsrat Johann Christoph von Campenhausen ein Schreiben an die Frau Propst Wurm, das hier in extenso folgen mag.

„Wohleble Frau Präpositin. Nachdem bei dem Kaiserlichen General-Gouvernement der Herr Pastor zu Schwegen, Christian David Lenz, angetragen, wasmaßen derselbe vor die Frau Präpositin die pro 1748 vor des Schwegenische Pastorat schuldige Restance von 1 Th. 30 Gr. und 6 Loß Roggen um sich von der deshalb erhaltenen Execution zu entledigen, nebst denen Executionsgebühren zu bezahlen sich genötigt gesehen, dahero derselbe zu dessen Refundirung um Obrigkeitliche Assistance ange sucht. Wenn man nun sothanem billigen Ansuchen nicht entstehen mögen in Betracht die Frau Präpositin diese Restance von 1748 zu tilgen schuldig gewesen und also durch die Unterlassung die Execution und die daher Herrn Supplicanten erwachsene Incommodité veranlaßt hat, als wird der Frau Präpositin hiermit die obrigkeitliche Anweisung gegeben, sothane von Herrn Supplicanten bezahlte Restance benebst denen Executionsgebühren und verursachten Unkosten demselben des fordersamsten und längsten binnen 14 Tagen bei Vermeidung militärischer Execution zu refundiren.“

Mit diesen Quittungen und Schreiben begab sich der Bote wohl am Nachmittage des 7. April auf den Heimweg und erreichte Pastorat Schwegen am Morgen des 10. April. Dort hatte man schon sehulichst auf seine Rückkehr gewartet, denn unterdessen war die angedrohte Verdoppelung des Executionskommandos eingetreten, und vier Soldaten räkelten sich in der Deutestube. Kaum war die Abzugsordre in Pastor Lenz' Händen, so begann er die Abrechnung mit dem Unteroffizier, der wohl in der Nähe stationiert gewesen sein muß, wie ja damals in Livland 8 Regimenter einquartiert waren. Der Unteroffizier mußte an Löhnung pro Tag 8 Kopeken erhalten, jeder Soldat 4 Kop. An Speisen hatten sie täglich 2 Mahlzeiten erhalten und zu jeder Mahlzeit  $\frac{1}{2}$  Stof Bier. Da aber die Soldaten der orthodoxen Kirche angehörten und Mittwoch und Freitags nur eine Mahlzeit genossen hatten, als an halben Festtagen, außerdem die hinzugekommenen Soldaten erst am Nachmittage erschienen waren, so konnte Lenz der Witwe Wurm ganz stolz berichten, daß er für sie Ersparnisse gemacht habe. Auch sonst hatte Lenz im Interesse der Witwe seines Vorgängers sich bemüht, indem er den Unteroffizier gebeten hatte, statt des in der gedruckten Executionsordre verschriebenen Stofes

Bier nur  $\frac{1}{2}$  Stof pro Mann zu jeder Mahlzeit zu verlangen. Überhaupt hatte Lenz, wie er schrieb, „durch liebevolle und bescheidene Begegnung gegen den Unteroffizier erreicht, daß dieser ihn nur wenig incommodierte“ und nur 3 Mahlzeiten und 3 Stof Bier bei seinem dreimaligen Erscheinen im Pastorat genoß, die er der Frau Propst nicht anrechnete. Auch die Beföstigung der Soldaten setzte Lenz mit 2 Ferding pro Mahlzeit und einem Ferding pro Stof Bier auch für jene Zeit sehr niedrig an. Trotzdem mußte er der Witwe, da für die Quittung 4 Ferding, für den Liquidationsschein 20 Ferding und für die Abzugsordre 47 Ferding entrichtet waren, und der Extrabote mit einem Taler veranschlagt wurde, 10 Taler 63 Ferding in Rechnung stellen, die diese am 19. April laut Quittung bezahlte. Das Lof Roggen hatte Ältester Grote sich mit  $53\frac{1}{3}$  Ferding bezahlen lassen, so daß die 6 Lof zusammen 4 Taler 16. gekostet hatten.

Bei Übersendung der Abrechnung über die gemachten Ausgaben verbat sich Pastor Lenz den Modus der Bezahlung durch Anweisung auf Schuldner, da er mit diesem Incasso nichts zu tun haben wolle, er habe ihr bei seiner Immission auch baar gezahlt und sie nicht an seine Schuldner gewiesen. Diese beiderseitigen Schuldner können nur die Pastoratsbauern gewesen sein, die sowohl in Schwegen, als in Serben mit ihren Leistungen im Rückstand geblieben waren. Am Schluß seiner Spezifikation wies der Pastor von Schwegen noch darauf hin, daß seine Alteration, Schreck, Unruhe und Mühe bei den Schreibereien, auch die Mühwaltung seines Geschäftsfreundes, dem er ein Präsent schuldig sei, garnicht bezahlt werden könne und sprach sein Bedauern aus darüber, daß die Propstin nicht selbst bezahlt oder bei der Immission in Abzug gebracht habe.

Heute ist der Exekutionsmodus ein anderer: die entmiste Steuerzahlung wird von der Polizei durch Zwangsversteigerung beigetrieben.  
P. Baerent.



## Literarische Rundschau.



**S. Baron Bruiningk**, Livlands Verhalten im Kriegsjahre 1812 nach der Darstellung von R. Wojenski. Eine Erwiderung. Riga 1912. 48 SS.

Unter dem Titel „Das Baltische Gebiet im J. 1812“ hatte R. Wojenski eine umfangreiche Sammlung von Aktenstücken im 133. Bd. des „Magazins der Kais. Russ. hist. Ges.“ veröffentlicht und in der Einleitung dazu den Versuch gemacht, die patriotische Opferwilligkeit namentlich Livlands zu verdächtigen. Diesem Versuch tritt nun Baron Bruiningk in seiner Schrift entgegen und beweist schlagend, wie wenig berechtigt Wojenskis Bemängelungen sind. Es zeigt sich wieder einmal deutlich, zu was für schiefen Anschauungen man gelangen muß, wenn man sich erlaubt, aus einem einseitigen und gänzlich unzulänglichen Material weitgehende und verallgemeinernde Schlußfolgerungen zu ziehen. Dergleichen kann dann nicht mehr ernste historische Arbeit genannt werden. — Wojenski behandelt aus Livland bloß zwei Angelegenheiten: den livländischen Adel und das von ihm 1812 errichtete Kosakenregiment und zweitens einen Konflikt Dorpater Studenten mit Offizieren des Alexandrowschen Kosakenregiments. Baron Bruiningk zeigt nun auf Grund von Archivalien des livl. Ritt:archivs, welche Fehler in der von dem kurländ. Gouverneur und livländ. Landrat Fr. v. Sivers aufgebraachten Idee jenes „Kosakenregiments“ lagen, und wie es rein sachliche Erwägungen waren, die den livl. Landtag sich für diese Sache nicht erwärmen ließen. Ebenso zeigt er, wie jener rein private, gesellschaftliche Konflikt der Studenten mit den zwei Offizieren, die zudem beide deutsche Livländer waren, hauptsächlich durch die Abneigung aufgebauscht wurde, die Marquis Paulucci gegen die Universität Dorpat hegte. Die Sache hatte mit dem „Patriotismus“ der Studenten, der diesen nach Wojenski angeblich gemangelt habe, rein garnichts zu tun. Das geht u. a. auf das

deutlichste auch aus der großen Anzahl ehemaliger Dorpater Studenten hervor, die in der russischen Armee gedient haben. Baron Bruiningk zählt ihrer nach dem Album acad. nicht weniger als 80 auf, d. h. von den 768 Studenten, die von 1802—12 immatrikuliert wurden. Nach unserer Zählung waren es sogar noch mehr, nämlich ganze 96, also volle 12,7% der 768 bis 1812 Immatrikulierten, oder mit andern Worten: nicht mehr und nicht weniger als jeder achte Student hat in jenen Jahren im russischen Heere gedient. Und das wird man wohl als einen beträchtlichen Prozentsatz bezeichnen dürfen!

FB.



### Zuschrift an die Redaktion.

#### Ad vocem „Baltland“.

Wir erhalten von Herrn D. v. Wahl folgende Zuschrift:

„Als Laie in Sprachdingen kann ich über „sprachliche Bodenständigkeit und grammatische Zulässigkeit“ nicht urteilen, es ist das Sprachgefühl, das mich zu einer Äußerung in der Baltland-Frage anregt.“

Wir persönlich und vielleicht manchem Nordlioländer und Estländer klingt das „Balt“ in Baltland undeutsch, das ist lettisch-slavisch, welchen Klang es in Balte, baltisch, Baltenland nicht hat. (Baltien ist gräßlich). Herr Wegner hat vollkommen Recht, daß wir einem Einheitsnamen zustreben, aber es wird ein Dichter sein, der diesen Einheitsnamen in Umlauf setzen wird und sein lebendiges Sprachgefühl wird ihn vor „Baltland“ bewahren.“



## Nationale Ethik.\*

Von Vladimir Solowjew. Aus dem Russischen übersetzt  
von Ernst Kerschel.

Das kollektiv wirkende Böse ist heutzutage noch ebenso mächtig und wirksam wie es im Altertum mächtig und wirksam war, ungeachtet der zweifellosen, wenn auch langsamen Fortschritte im sozialen Leben und zwar offenbart es sich in dreifacher Weise. Wir beobachten da einen dreifachen Antagonismus, eine dreifache, den ethischen Gesetzen widersprechende Stellungnahme: 1. die feindselige Stellungnahme der verschiedenen Völker zu einander, 2. der Gesellschaft dem Einzelnen gegenüber und endlich 3. die der einen Gesellschaftsklasse gegen die andere. Man höre bloß die Franzosen über die Deutschen, die Portugiesen über die Holländer, die Chinesen über die Engländer und die Amerikaner über die Chinesen sprechen, man beobachte die Gefühle und Gedanken der ständigen Besucher der Kriminalgerichtsverhandlungen oder das Verhalten der Menge, die in Amerika die Lynchjustiz übt, oder man sehe zu, wie bei uns in Rußland die Menge über Hexen und Pferdediebe Gericht hält, man höre oder lese, was sich die Vertreter der sozialistischen Arbeiterpartei und die der Bourgeoisie auf Meetings, in Versammlungen und Zeitungen gegenseitig an die Köpfe werfen und man wird einsehen, daß nicht nur der böse Wille des Einzelnen, sondern auch die über das Individuum hinausreichende Macht des überpersönlichen kollektiven Bösen in seinen drei Erscheinungsarten in Betracht kommt.

Wie weit nun ein Volk diesem in seiner Mitte wirkenden kollektiven Bösen die Herrschaft einräumt oder sie ihm bestreitet, das fällt für die Sittlichkeit des Volkes schwer ins Gewicht.

\*) Aus „Оправдание добра“ (Die Rechtfertigung des Guten).

Nationale, kriminalrechtliche und sozialökonomische Angelegenheiten, bezwecken im letzten Grunde die Hebung der Sittlichkeit. Es erscheint um so dringender, über die Hebung dieser Sittlichkeit nachzudenken, als sich die kollektive Unsitte allmählich zum Elend eines ererbten Übels ausgebildet hat, wozu sich heutzutage noch eine weitere, schlimmere Gefahr hinzugefügt hat: einerseits nämlich hat man zu einer unverständigen Heilmethode gegriffen, einer Methode, die darin besteht, daß die passive, atomistische Zerlegung der Menschheit in ihre einzelnen Elemente gepredigt wird — und andererseits ist es nicht zu leugnen, daß unter dem Druck dieses fortwirkenden kollektiven Bösen neue Formen der sozialen Vergewaltigung aufgetreten sind.

\* \* \*

### I.

In unseren Tagen kann der Einzelne seinem Volk gegenüber zwei verschiedene Standpunkte einnehmen: er kann entweder nationalistisch oder kosmopolitisch gesinnt sein. Auf den Gebieten des Gefühls und Geschmacks werden natürlich alle möglichen Nuancen vorkommen können, aber in logischer Formulierung gibt es nur diese beiden Gesichtspunkte.

Die erste Anschauung kann dahin präzisiert werden: Wir sollen unser Volk lieben und seinem Wohl mit allen Mitteln dienen, den übrigen Völkern gegenüber aber haben wir das Recht, gleichgiltig zu sein, ja im Falle ihre nationalen Interessen mit den unsrigen in Kollision geraten sollten, sind wir verpflichtet, uns den fremden Völkern gegenüber feindselig zu verhalten.

Das Wesentliche des andern, des kosmopolitischen Standpunktes läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Das Volkstum des Einzelnen ist eine rein äußerlich gegebene Tatsache, die keinerlei innere sittliche Bedeutung für den Menschen hat. Das Volk als solches kommt für ihn in keiner Weise in Betracht, weder sein eigenes, noch ein fremdes Volk brauchen ihn irgendwie zu kümmern.

Hieraus ist leicht zu ersehen, daß weder die eine noch die andere Anschauung der wahren Bedeutung des Volkstums gerecht zu werden vermag. Die erste Ansicht legt der äußeren Tatsache einer nationalen Gruppierung eine so unbedingte Bedeutung bei,

wie sie ihr in diesem Maße nicht zukommen kann. Die zweite jedoch entzieht ihr jegliche Bedeutung. Daß jede Anschauung das verneint und einzuschränken sucht, was die andere in übertriebener Weise hervorhebt und behauptet.

Jeder vernünftig denkende Kosmopolit macht selbstverständlich den Anhängern des Nationalismus nicht den Vorwurf, daß sie ihr Volk lieben, sondern nur den, daß sie es für erlaubt und in einigen Fällen sogar für Pflicht halten, die Ausländer und Fremden zu hassen und zu verachten. Ebenso greift auch der überzeugteste Nationalist — vorausgesetzt, daß er nicht aller Vernunft bar ist, — die Kosmopoliten nicht etwa deswegen an, weil sie Gerechtigkeit für die Fremden fordern, er wirft ihnen nur vor, daß sie gegen ihr eigenes Volk unerlaubt gleichgiltig seien. Jede der Anschauungen weist eine gute und eine schlechte Seite auf und es treibt uns von selbst zur Frage: Ist die gute Seite notwendig durch die schlechte bedingt, d. h. 1) folgt notwendiger Weise aus der Liebe zum eigenen Volk auch die Billigung jeglicher Mittel im Interesse dieses Volks und folgt aus der Liebe zum eigenen Volk notwendig ein kaltes, ja sogar feindseliges Verhalten den andern Völkern gegenüber? und 2) folgt daraus, daß ich mich gegen alle Menschen ohne Unterschied der Nationalität gleich gut und gerecht zu verhalten suche, folgt daraus mit Notwendigkeit auch Gleichgiltigkeit gegen jedes Volkstum, es sei gegen das eigene oder ein fremdes?

Die erste Frage ist leicht zu entscheiden, indem man den Begriff des wahren Patriotismus oder der Liebe zum Volk analysiert. Die Notwendigkeit, diesen Begriff in seine Grundbestandteile zu zerlegen, muß von jedem anerkannt werden, denn niemand wird leugnen, daß es verschiedene Arten von Patriotismus gibt: einen unvernünftigen, der statt des gewünschten Nutzens nur Schaden stiftet und die Völker zum Untergange führt, einen inhaltlosen, auf leere Phrasen gegründeten und endlich einen direkt heuchlerischen, der nur als Deckmantel für niedere eigennützige Triebe dient.

Worin besteht nun der echte oder wahre Patriotismus? Die wahre Liebe äußert sich darin, daß wir den Wunsch hegen und bestrebt sind, dem geliebten Wesen alle Güter der Erde zu ver-

schaffen. Wir möchten den Geliebten sowohl mit materiellem wie mit geistigem Reichtum überschütten. Die materiellen Güter wünschen wir ihm aber freilich mit der Einschränkung, daß er durch sie an seinem geistigen Gedeihen keinen Schaden leide. Jedem, den ich liebe, wünsche ich unter anderem auch materiellen Wohlstand, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er ihn auf ehrliche Weise erlange und ihn gut ausnütze. Wenn mein Freund darbt und ich ihm aus diesem Grunde riete, sich auf unredliche Weise ein Vermögen zu erwerben, — sei's auch unter Garantie der Strafflosigkeit, — oder, falls er Schriftsteller wäre, und ich ihm riete, seinen literarischen Ruhm mittelst eines gelungenen Plagiats zu vergrößern, so würde mich jeder mit Recht entweder für einen Irrsinnigen oder für einen Gauner halten, keineswegs aber für einen guten Freund meines Freundes.

Es ist aber klar, daß die Güter, die wir unsern Nächsten aus Liebe wünschen, nicht nur an sich verschieden sind, sondern auch auf sehr verschiedene Weise in unseren Besitz gelangen können. Die geistigen Güter schließen ihrer Natur nach bei ihrer Aneignung unredliche Mittel aus. Es ist nicht möglich sich sittliche Würde zu stehlen, Gerechtigkeit an sich zu reißen oder Menschenliebe sich zusprechen zu lassen. Diese Güter sind also unbedingt wünschenswert. Die materiellen Güter dagegen, die ihrer Natur nach bei ihrer Erlangung unredliche Mittel zulassen, sind nur unter der Bedingung erwünscht, daß solche Mittel nicht angewandt worden sind, d. h. also nur unter der Bedingung, daß sich die materiellen Zwecke den moralischen untergeordnet haben.

Bis zu einem gewissen Grade sind alle mit dieser elementaren Wahrheit einverstanden. Alle stimmen darin überein, daß es nicht erlaubt ist, sich selbst, seine Familie, seinen Freund, oder dessen Familie auf unredliche Weise zu bereichern, ja nicht einmal die Stadt, selbst nicht das ganze Gebiet, in dem man lebt, darf man durch unedle Mittel beglücken wollen. Aber diese sonnenklare, sittliche Wahrheit wird plötzlich getrübt, ja völlig verdunkelt, sobald es sich um das eigene Volk handelt. Im Dienste der angeblichen Interessen des eigenen Volkes scheint plötzlich alles erlaubt. Der Zweck heiligt die Mittel, das Schwarze wird weiß, die Lüge wird der Wahrheit vorgezogen und Gewalttätigkeit zum Heldennute erhoben. Die Rücksicht auf das eigene Volk wird zum

unbedingten, endgiltigen Zweck, zum höchsten Gut und sittlichen Maßstab für unsre Handlungsweise.

Eine solche ungebührliche Erhöhung des Volkstums über jeden andren Begriff ist jedoch bloß illusorisch und führt tatsächlich zum Untergang eines jeden Volks, denn da die höchsten menschlichen Güter zu ihrer Erreichung unmoralische Mittel ausschließen, so beschränken wir das nationale Interesse auf die niedrigsten, materiellen Güter, jene Güter, die auf bösen, ungeraden Wegen erlangt und bewahrt werden können. Das bedeutet aber vor allem eine Beleidigung des Volkes, dem wir dienen wollen. Das heißt, den Schwerpunkt des nationalen Lebens aus einer höheren Sphäre in eine niedere verlegen, das heißt, unter dem Vorwande, dem Volke zu dienen, nur seinem Egoismus Vorschub leisten, ja, indem wir so im Dienste des Volks schlechte Mittel für zulässig erklären, erheben wir eine solche unredliche Handlungsweise zum Gesetz und schädigen dadurch das Volksgewissen aufs Schwerste.

Die sittliche Unzulänglichkeit eines solchen nationalen Egoismus wird aber auch laut genug von der Geschichte gebrandmarkt, die Zeugnis davon ablegt, daß nur die Völker gediehen und zu Ehren gelangt sind, die nicht sich zum Selbstzweck erhoben, sondern höheren allgemeinen, idealen Gütern nachstrebten. Außerdem aber lehrt die Geschichte auch die unwiderlegliche Wahrheit, daß nicht durch ein einzelnes Volk in seiner Isolirtheit, sondern nur durch das Zusammenwirken aller Völker das Ziel der Menschheit erreicht werden kann, denn dieses Ziel besteht eben im Zusammenwirken aller zum Dienste der Menschheit im Sinne der wahren Humanität und jedes Volk trägt nach seiner besonderen Anlage und Begabung auch sein besonderes Scherflein zu diesem allgemeinen Menschheitswerke bei.

## II.

Die Absonderung der Menschen in abgegrenzte, feststehende Gruppen von nationalem Gepräge ist keine allgemein verbreitete und ursprüngliche Erscheinung. Ganz abgesehen von den Wilden und Barbaren, die von jeher nur in Stämmen, Clans oder umherziehenden Horden leben, hatte früher auch im zivilisierten Theil der Menschheit die Einteilung in Nationen niemals die ausschließ-

liche Vorherrschaft wie heute. Nicht einmal in der Epoche der Staatenentwicklung, als der „Stamm“ endgültig der „Stadt“ oder dem „Vaterlande“ einverleibt worden war, spielte die Nationalität eine so ausschließliche Rolle wie in unseren Tagen, denn die Begriffe Vaterland und Nation, obgleich mehr oder weniger eng mit einander verwandt, decken sich nicht durchaus.

Im Altertum tritt uns nur selten eine klare Einteilung in Nationalitäten entgegen. Wir sehen hier entweder selbständige bürgerliche Gemeinwesen, d. h. hinter den Nationen an Umfang zurückstehende Gruppen, die nicht durch die Nationalität, sondern durch politische Rücksichten verbunden sind, z. B. die Städte Phöniziens, Griechenlands, Italiens; oder wir finden im Gegenteil der Nation an Umfang überlegene Gruppen, Staaten, die viele Völker einschließen, sogenannte „Weltreiche“, angefangen vom assyrisch-babylonischen bis hinauf zum römischen Weltreich. Es sind dies gewissermaßen die rohen Vorläufer eines zukünftigen, allgemeinen Menschheitsbundes, denn auch in diesen Weltreichen kamen die einzelnen Völker dem Begriff des Ganzen gegenüber weniger zur Geltung.

Der Begriff des Volkstums als eines höheren, das Leben beherrschenden Faktors kam erst viel später zur Entfaltung. Das ganze Altertum wurde noch von dem Gegensatz zwischen den Eigenen und den Fremden beherrscht. Dieser Gegensatz trat damals noch viel stärker und rücksichtsloser hervor wie bei uns, aber dieser Gegensatz wurde nicht durch die Nationalität bestimmt. Im Reiche des Darius und Xerxes fühlten sich die verschiedensten Volksstämme als Kinder eines Landes, als in gleicher Weise einer gemeinsamen obersten Macht, einem gemeinsamen Gesetze untertan. Fremde und Feinde dagegen waren für sie nur alle diejenigen, die dem großen Könige „noch“ nicht unterworfen worden waren.

Andererseits aber hatten die Athener und Spartaner in Griechenland dieselbe Sprache, dieselben Götter und waren sich ihrer nationalen Zusammengehörigkeit wohl bewußt. Das hinderte sie aber nicht daran, sich im Laufe ihrer ganzen Geschichte als Fremde, ja als Todfeinde gegenüber zu stehen; und ähnliche Beziehungen bestanden auch zwischen den andern Städten oder Gemeinwesen Griechenlands. Nur einmal im Laufe eines Jahrtausends betätigte sich ein wahrhaft nationaler, allgriechischer Bau-

hellenismus und zwar war dies während der Perserkriege der Fall, denn in diesen Kriegen handelte es sich sowohl um die Bewahrung der praktischen Integrität, wie um die Erhaltung der nationalen Eigenart. Aber dieses (übrigens auch nur teilweise) Zusammentreffen der beiden Ziele hielt kaum vierzig Jahre an. Bereits während des Peloponnesischen Krieges sehen wir die Griechen einander in erbitterter und andauernder Feindschaft zerfleischen und dieser für durchaus normal geltende Zustand blutigen Kampfes dauerte nun fort bis zum endgiltigen Untergang der griechischen Selbständigkeit.

Die kleinen einzelnen Gemeinwesen des griechischen Volkes befehdeten einander bis zu dem Moment, wo sie alle zusammen ihre Selbständigkeit einbüßten und zwar büßten sie nicht etwa ihre Einzelselbständigkeit zu Gunsten einer höheren nationalen Einheit und Zusammengehörigkeit ein, sondern sie wurden erst unter dem Druck der Fremdherrschaft von ihrer politischen Zerrissenheit geheilt und konnten nun erst zur Rolle des Kulturträgers für die ganze damalige Welt übergehen. Der Gegensatz zwischen „Mitbürgern“ und „Fremden“, d. h. der Gegensatz zwischen den Bewohnern zweier Städte, die beide von dem nämlichen Volk der Griechen bevölkert waren, dieser Gegensatz verlor jetzt jede Bedeutung. Er wurde aber nicht durch die nationale Gegenüberstellung des eigenen mit dem fremden Volke ersetzt, sondern es blieb ein anderer, tieferer Gegensatz bestehen, der zwischen Hellenen und Barbaren. Bei diesem Gegensatz aber war die Zugehörigkeit zum Hellenentum nicht sowohl von der Abstammung, ja nicht einmal von der Sprache abhängig gemacht, sondern vielmehr davon, ob man sich die höhere geistige Kultur der Griechen angeeignet hatte. Selbst der stolze Grieche rechnete einen Horaz und Virgil, Augustus und Mäcen gewiß nicht zu den Barbaren. Waren doch die Gründer des hellenischen Weltreichs, die macedonischen Könige Philipp und Alexander, keine Griechen im ethnographischen Sinne des Worts und doch haben die Griechen es diesen zwei Fremden zu verdanken, daß sie in der Folge vom engen Lokalpatriotismus der einzelnen Gemeinwesen direkt zum universal kulturellen Selbstbewußtsein übergegangen sind, ohne nochmals zum nationalen Patriotismus wie zur Zeit der Perserkriege zurückzukehren!

Was Rom anbelangt, so stellt die ganze römische Geschichte einen ununterbrochenen Entwicklungsgang von der Stadtpolitik zur Politik des Weltreichs dar — ab urbe ad orbem — ohne dabei das rein nationale Moment zu betonen. Als Rom sich gegen den punischen Überfall wehrte, war es die mächtigste Stadt Italiens, als es aber seinen Gegner zu Boden geworfen hatte, hatte es die ethnographischen und geographischen Grenzen des Lateinertums überschritten und war sich seiner welthistorischen Macht bewußt geworden, damit um zwei Jahrhunderte dem Wort des Dichters vorausweisend:

Du, o Römer, gebiete des Weltalls Völkern als Obherr!

Darin zeige die Kunst und ordne Gesetze des Friedens,

Schone des Feindes, der liegt, und den Trotzigen kämpfe zu Boden!

Das römische Bürgerrecht wurde bald allen zugänglich und die Formel „Rom für die Römer“ hatte keine Anhänger an den Ufern der Tiber. Rom war da für die Welt.

Während Herrscher wie Alexander und Cäsar im Osten und Westen auf politischem Gebiet die schwankenden nationalen Grenzen verwischten, wurde der Kosmopolitismus von den Vertretern der beiden populärsten Denkerschulen zum leitenden Grundsatz ihrer Lehre gemacht. Die wandernden Snyiker und die unerschütterlichen Stoiker waren es, die sich Verdienste um die weitere Ausbildung und Verbreitung des Kosmopolitismus erwarben. Sie verkündeten die Nichtigkeit aller künstlichen und historischen Einteilungen und Schranken und predigten dagegen die Vorherrschaft der Natur und Vernunft und die Wesenseinheit aller Daseinsformen. Der Mensch als solcher, folglich jeder Mensch, so lehrten sie, habe einen höheren Wert und eine andere Bestimmung als die anderen Naturwesen; er solle sich vermöge seiner inneren Freiheit von den Fesseln äußerer Neigungen, Verirrungen und Leidenschaften lösen und jenes unerschütterliche Mannesheldentum erlangen, von dem der Dichter singt:

Bricht tragend auch der Weltenbau zusammen,

Die Trümmer treffen doch ein ungebeugtes Herz.<sup>1</sup>

Hieraus folgt, daß alle äußerlichen Einteilungen, wie bürgerliche, nationale u. unvermeidlich als konventionell und illusorisch angesehen werden mußten. Diese philosophische Lehre von einer

<sup>1</sup>) Si fractus illabatur orbis, Impavidum forient ruinae.

natürlichen und darum allen gemeinsamen Vernunft, von einer für alle verbindlichen Tugendvorschrift und von einem für alle gleichen Recht, wurde von der römischen Jurisprudenz unterstüzt,<sup>1</sup> ja sie baute diese Lehre in ihrer Sphäre und von ihrem Standpunkt weiter aus und die Folge dieser gesamten geistigen Arbeit war die, daß der Begriff „römisch“ mit dem Begriff „universal“<sup>2</sup> identisch wurde und zwar bezeichnete „römisch“ nicht nur das, was seinem äußern Umfang nach zu Rom gehörte, sondern vorwiegend auch das, was seinem innern Gehalt nach römisch geworden war.

### III.

Zur Zeit, als das Christentum entstand, hatten von allen Völkern der antiken Kulturwelt nur die Juden ein ausgesprochenes nationales Bewußtsein und zwar war dieses jüdische Nationalbewußtsein unaufköslich mit der jüdischen Religion verbunden. Es mochte diese enge Verbindung wohl auf dem richtigen Gefühl für die innere Überlegenheit ihrer Religion beruhen, es mochte sich darin wohl eine Vorahnung ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung aussprechen. In der tatsächlichen damaligen Zeilage aber fand dieses hochgespannte Nationalbewußtsein der Juden keine reale Befriedigung. Es lebte vielmehr von Hoffnungen und Erwartungen und verklärte in seiner Erinnerung die kurze Herrlichkeit Davids und Salomos zu dem Idealbild eines entschwundenen goldnen Zeitalters.

Allein der lebendige historische Sinn des Volkes, das die erste Philosophie der Geschichte<sup>3</sup> geschaffen hat, machte es ihm zur Unmöglichkeit, beim verklärten Bilde der Vergangenheit stehen zu bleiben; er zwang es vielmehr, sein Ideal in die Zukunft zu verlegen. Dies Ideal, das schon ursprünglich einige Züge von univervaler Bedeutung hatte, wurde durch die Inspiration der

<sup>1</sup>) Den Beleg für diese Behauptung siehe „Die nationale Frage,“ (I. Ausgabe, letztes Kapitel).

<sup>2</sup>) Obgleich die stoische Philosophie in Griechenland, unabhängig von Rom, entstanden war, entwickelte sie sich erst in der römischen Epoche, erfreute sich einer besonderen Verbreitung unter den Römern und übte ihren praktischen Einfluß vornehmlich durch die römischen Juristen aus.

<sup>3</sup>) Diese Philosophie der Geschichte finden wir im Buch Daniel, wo von den Weltreichen die Rede ist und in der großartigen Konzeption vom Reich der Gerechtigkeit, das durch die Herrschaft des Menschensohnes ausgerichtet werden soll.

Propheten noch mehr erweitert und vertieft und endgiltig von allem eng Nationalen befreit. Schon Jesajas verkündet den Messias als ein Panier, das alle Völker um sich scharen soll und der Verfasser des Buches Daniel steht auf dem Standpunkt der Weltgeschichte.

Doch dieser messianische Universalismus, der das wahre nationale Selbstbewußtsein der Juden zum Ausdruck brachte, er war als höchste ideale Blüte des Volksgeistes nur den auserwählten Sehern zugänglich. Als in Galiläa und Jerusalem das von den Propheten für alle Völker verkündete Panier erhoben wurde, da stand die Mehrzahl der Juden auf der Seite der national-religiösen Exklusivität. Der weitaus größte Teil der Juden mit ihren offiziellen Führern (den Sadducäern) und teils auch mit den nicht offiziellen Lehrern (den Pharisäern), widerstrebte der höchsten Verwirklichung des prophetischen Ideals und der unvermeidliche Konflikt und Bruch zwischen diesen beiden „zwei Seelen“<sup>1</sup> vergleichbaren Strömungen des jüdischen Volkes war da. Dieser Konflikt aber erklärt vom rein historischen Standpunkt aus an sich allein schon zur Genüge die große Tragödie von Golgatha, aus der das Christentum hervorgegangen ist.<sup>2</sup>

Übrigens aber ist es, genau genommen, offenbar falsch, den Kosmopolitismus mit dem Christentum in direkten Zusammenhang bringen zu wollen. Den Aposteln lag es ferne, das Nationalitätsgefühl zu bekämpfen. Das Schädliche, Unfittliche, das im gegenseitigen Haß und in der grimmigen Feindschaft der Völker liegt, existierte damals nicht mehr. Im Bereiche der damaligen Welt war der Krieg der Völker dem „römischen Frieden“ (pax Romana) gewichen.

Die Spitze des christlichen Universalismus war vielmehr gegen andere, tiefere Spaltungen gerichtet, die in Kraft geblieben waren trotz all der Ideen der Propheten, Philosophen und Juristen. In Kraft war geblieben die religiöse Trennung zwischen Juden

<sup>1</sup>) Zwei Seelen, wohnen, ach, in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen. Goethe.

<sup>2</sup>) Daß die besseren Elemente unter den Pharisäern sich nicht an der Verfolgung Jesu Christi beteiligt haben und dem Christentum in seinem Anfangsstadium wohlgesinnt waren, ist aus den vorzüglichen Forschungen des Professors Schwolson (in den Memoiren der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, 1893) zu ersehen.

und Heiden, in Kraft die kulturelle zwischen Barbaren und Hellenen,<sup>1</sup> und in Kraft war endlich auch die schlimmste, die sozial-ökonomische Einteilung der Menschen in Freie und Sklaven geblieben. Trotz aller theoretischen Proteste, die die Stoiker gegen die Sklaverei erhoben hatten, übte diese schrecklichste aller Einrichtungen im praktischen Leben ihre volle Wirksamkeit aus; und diese schroffen Scheidungen zwischen Sklaven und Freien widersprachen direkt den Forderungen der Sittlichkeit, was von den damaligen nationalen Scheidungen nicht behauptet werden kann, denn die nationalen Scheidungen waren im römischen Reiche ebenso harmloser Natur wie z. B. der bretonische oder der gascogner Provinzialismus im heutigen Frankreich. Zwischen den Juden und Heiden dagegen, zwischen den Barbaren und Hellenen, zwischen den Freien und Sklaven gab es keinerlei menschliche Gemeinschaft. Hier wurden einfach höhere Wesen niederen gegenübergestellt und den vermeintlich niederen wurden alle sittliche Würde und alle Menschenrechte abgesprochen.<sup>2</sup> Deshalb mußte der Apostel verkünden, daß es in Christo weder Juden noch Heiden, weder Hellenen noch Barbaren, weder Freie noch Sklaven gebe, sondern daß in Christo eine neue Kreatur angezogen werde, d. h. daß durch ihn eben eine neue Schöpfung zustande komme und nicht nur ein bloßes Zusammenfassen der alten zu neuer Einheit.

Das negative stoische Ideal eines dem Weltuntergang gleichgültig und leidenschaftslos gegenüberstehenden Menschen hat der Apostel durch ein positives Ideal ersetzt. Er schildert uns einen Menschen, der mitfühlend sich eins weiß mit der gesamten Kreatur; er schildert uns einen Menschen, der sich das von dem Allmenschen Christus für die Welt erduldet Leiden und Sterben zu eigen gemacht hat und der deshalb auch an Christi Triumph über den Tod und an der Erlösung der ganzen Welt teilnehmen kann. Vom abstrakten, künstlich konstruierten Gedankengebilde des Gesamtmenschen, wie ihn die Philosophen und Juristen sich dachten, geht die Erkenntnis im Christentum zum wirklichen lebendigen

<sup>1</sup>) Zu denen auch die gebildeten Römer gehörten.

<sup>2</sup>) Bei dieser Charakterisierung des intoleranten Judentums habe ich selbstverständlich nicht die Lehre Mosis, der Propheten und der Weisen im Auge; — denn diese alle gestehen grundsätzlich den Heiden die Menschenrechte zu, — sondern ich spreche hier nur von der Stimmung der Menge und ihrer Führer.

Allmenschen über und hebt dadurch die alte Feindschaft und Entfremdung zwischen den verschiedenen Menschengattungen vollständig auf. Jeder Mensch, wenn er nur Christus in sich eine Gestalt gewinnen läßt,<sup>1</sup> d. h. wenn er, — vom Geiste des vollkommenen Menschen durchdrungen. — sein ganzes Leben und Wirken durch die Idealgestalt Christi bestimmt sein läßt, jeder solche Mensch wird der Gottheit theilhaftig durch die Kraft des Sohnes Gottes, der in ihm wohnt.

Für den Menschen in diesem Zustande der Wiedergeburt hören Individualität, Nationalität und alle anderen Unterschiede und Eigentümlichkeiten auf, eine Schranke zu sein, sie werden vielmehr zur Grundlage seiner positiven Vereinigung mit der ihn ergänzenden Gesamtmenschheit oder der Kirche, wie sie ihrem wahren Wesen nach verstanden werden soll, denn auch der Apostel Paulus vergleicht ja die Kirche mit einem Organismus, mit dem Leibe Christi. In einem Organismus aber hat jedes Organ, — sagen wir z. B. das Auge, — seine besondere Eigenart, seine besondere Bildung und Funktion, die es von den übrigen Organen unterscheiden. Diese seine Besonderheit trennt es aber nicht nur nicht vom Körper und den übrigen Organen, sondern diese Eigenart dient vielmehr zur Grundlage seiner bestimmten positiven Teilnahme am Leben des ganzen Körpers. Diese seine besondere Eigenart erklärt, warum ein jedes Organ von unersehblicher Wichtigkeit für alle anderen Organe und für den ganzen Organismus ist. Ebenso trennen auch die individuellen Eigentümlichkeiten im „Leibe Christi“ nicht den Einzelnen von allen, sondern sie vereinigen ihn mit allen, denn diese seine Eigentümlichkeiten bilden die Grundlage seiner besonderen Bedeutung für alle und erklären die Möglichkeit seiner positiven Wechselwirkung mit allen.

Was so für den Einzelnen gilt, genau dasselbe gilt offenbar auch für das Volkstum. Die Allmenschheit oder die Kirche, wie der Apostel sie geschaut hat, ist kein Abstraktum, sondern eine harmonische Vereinigung aller positiven Eigenschaften der neuen, wiedergeborenen Schöpfung, also umfaßt sie nicht nur die persönlichen, sondern auch die nationalen Eigentümlichkeiten.

<sup>1</sup>) „Bis daß Christus in euch Gestalt gewinne“, ein Ausdruck des Apostels Paulus.

Der Leib Christi als vollkommener Organismus kann nicht nur aus einfachen Zellen bestehen, er muß auch kompliziertere und bedeutendere Organe einschließen und diese werden eben durch die verschiedenen Nationalitäten repräsentiert.

Der Volkscharakter unterscheidet sich von dem des Individuums nur durch den größeren Umfang und die größere Lebensdauer seines Trägers, weist aber sonst keine grundlegenden Unterschiede zwischen Volk und Individuum<sup>1</sup> auf. Wenn also das Christentum keine Unpersönlichkeit verlangt, so kann es auch keine Aufhebung der Nationalität verlangen. Die geistige Wiedergeburt oder Erneuerung, die das Christentum tatsächlich von den Einzelnen und Nationen fordert, diese Wiedergeburt oder Erneuerung ist keine Vernichtung ihrer natürlichen Eigenschaften und Kräfte, sie ist nur eine Umgestaltung derselben, indem ihnen ein neuer Inhalt und eine neue Richtung gegeben wird. Auch Petrus und Johannes haben nach ihrer Wiedergeburt durch den Geist Christi die positiven Eigentümlichkeiten und besonderen Züge ihres Charakters beibehalten und ihre Individualität keineswegs eingebüßt; diese ihre besondere Eigenart wurde im Gegenteil durch das Christentum nur noch vertieft und verschärft und ähnlich so muß es auch ganzen Nationen ergehen, wenn sie das Christentum annehmen.

Die wahrhafte Aneignung der Religion (mit den in ihr enthaltenen unbedingten Forderungen) muß ja allerdings vieles im

<sup>1</sup>) Wie sehr Volkstum und Individuum zusammenhängen wird man begreifen, wenn man sich klar macht, daß die einzig vernünftige Art, irgend einen Volkscharakter genetisch zu erklären nur darin bestehen kann, daß man im Volkscharakter den ererbten persönlichen Charakter des Stammvaters anerkennt. Das jüdische Volk z. B. (das keinen äußern Einflüssen des Klimas, der Geschichte u. unterworfen ist) wird besonders gut durch seinen Stammvater Jakob charakterisiert. Die innere Wahrheit der biblischen Charakteristik Jakobs muß von jedem vorurteilsfreien Geiste zugegeben werden, er möge sich im übrigen zu der historischen, faktischen Seite dieser Stammtafeln und Sagen verhalten wie er wolle. Angenommen sogar, daß ein Mensch, der das tat, was in der Genesis erzählt wird, angenommen, daß ein Mensch namens Jakob niemals existiert hat, die Juden, oder wenigstens der Hauptstamm des Judas muß doch irgend einen gemeinsamen Stammvater gehabt haben und dieser Stammvater muß sich durch eben jene typischen Eigentümlichkeiten ausgezeichnet haben, die in der Bibel dem Jakob zugeschrieben werden. Wir dürfen das kühn behaupten, denn wir finden die dort geschilderten Eigenschaften noch heute im Charakter der Juden. — Siehe darüber S. R. Solowjew „Studien über das historische Leben der Völker.“ (Gesammelte Werke) und auch meine „Philosophie der Biblischen Geschichte“ (d. h. „Die Geschichte der Theokratien“, Solowjew, ges. Werke, Band IV).

Leben der Nationen wie auch im Leben der Einzelnen vernichten; aber dieses im Namen eines höheren Prinzips der Vernichtung Preisgegebene macht nicht die wirkliche Eigenart, nicht den eigentlichen wertvollen Charakter aus: Es gibt vielmehr einen bösen kollektiven Willen, eine falsche Richtung des Lebens und Wirkens einer Nation, es gibt historische, auf dem Volksgewissen lastende Sünden; von all dem muß man sich frei machen. Eine solche Befreiung kann aber ein Volk nur stärken, die Äußerungen seines eigentlichen Charakters nur befestigen und vertiefen.

Die ersten Verkünder des Evangeliums hatten keinen Grund, sich mit der nationalen Frage, die durch das Leben der Menschheit noch nicht in den Vordergrund gerückt worden war, zu befassen, da es auf dem damaligen historischen Schauplatz fast keine fest abgegrenzten selbständigen und sich ihrer selbst bewußt gewordenen Nationalitäten gab. Trotzdem finden wir im Neuen Testament Hinweise, die auf eine positive Stellungnahme zur Nationalität schließen lassen. In den Worten an die Samariterin: „das Heil kommt von den Juden“,<sup>1</sup> und in der einleitenden Ermahnung an die Jünger „sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel“,<sup>2</sup> bezeugt Christus in genügender Weise seine Liebe zu seinem Volke und sein letztes Gebot an die Apostel: „Darum gehet hin und lehret alle Völker“,<sup>3</sup> gibt zu verstehen, daß er auch außerhalb Israels nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Nationen sah.<sup>4</sup> Auch Paulus, als er zum Apostel der Heiden ward, wurde kein Kosmopolit. Nachdem er sich von der Mehrzahl seiner Mitbürger in der wichtigsten Sache, der religiösen, getrennt hatte, wurde er nicht gleichgiltig gegen sein Volk und dessen besondere Bestimmung, wie folgende Stellen beweisen:

Röm. IX, 1—5: Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, des mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist, 2. Daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe. 3. Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Befreundeten

<sup>1</sup>) Joh. 4, 2. — <sup>2</sup>) Matth. 10, 6. — <sup>3</sup>) Matth. 28, 19.

<sup>4</sup>) Das, was wir in der Apostelgeschichte I. 8 lesen: „Und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde,“ — das beweist noch deutlicher, daß der Heiland für sein die ganze Menschheit umfassendes Werk einen bestimmten lokalen und nationalen Ausgangspunkt anerkannte.

sind nach dem Fleisch. 4. Die da sind von Israel, welchen gehört die Kindschaft, und die Herrlichkeit, und der Bund, und das Gesetz, und der Gottesdienst, und die Verheißung. 5. Welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles . . . und

Röm. X, 1: Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist und sehe auch Gott für Israel, daß sie selig werden.

Bevor die einzelnen Völker das Allmenschheitsideal der Humanität näher ausbilden konnten, mußten sie erst jedes für sich im Besonderen die Eigenart und Eigentümlichkeit des eigenen Volkstums ausgestalten und entwickeln.

Wollen wir nun diesen Prozeß näher ins Auge fassen, besonders dort, wo er schon ganz abgeschlossen vor uns liegt, wie in Westeuropa.

Da finden wir, daß die abendländische Kirche ihren Pflichten im ganzen recht gut nachgekommen ist. Die Nachfolger der Apostel haben die ihnen übertragene Aufgabe, alle Völker zu belehren, gewissenhaft erfüllt. Hatten sie es doch mit Völkern zu tun, die noch in den Kinderschuhen steckten und die vor der Belehrung erst erzogen werden mußten. Die Kirche hat diese ihre Pflichten keineswegs vernachlässigt. Sie hat unter ihrer Vormundschaft den Völkern eine gute, wenn auch etwas einseitige Schulbildung angebeihen lassen.

Diese historische Kindheit und Jugend der germanischen und romanischen Völker unter der Vorherrschaft der katholischen Kirche, — das sogenannte Mittelalter, — fand aber einen nichts weniger als normalen Abschluß. Die geistlichen Machthaber hatten nämlich das mittlerweile eingetretene Mannesalter ihrer Zöglinge nicht bemerkt und bestanden nun, ihrer natürlichen menschlichen Schwäche folgend, auf der Aufrechterhaltung der früheren Beziehungen. Doch die hiermit verknüpften Anomalien und Umwälzungen gehören in ein anderes Gebiet.

Für uns ist in diesem ganzen Werdegang und Kampf aufstrebender Entwicklung nur eine Erscheinung von besonderer Wichtigkeit, eine Erscheinung, die in der nationalen Entwicklung aller europäischen Völker, auch unter den verschiedensten, in mancher Beziehung sogar unter den entgegengesetztesten Umständen, immer

wiederkehrt: die Erscheinung des erwachenden Nationalbewußtseins. Diese Erscheinung ist so allgemein, daß sie zweifellos gradezu als ethisch-historisches Gesetz bezeichnet werden kann. Es ist auch nur zu natürlich, daß sich diese Erscheinung vor allen andern europäischen Ländern zuerst in Italien manifestierte, daß hier zuerst das Volk zum Bewußtsein seiner Nationalität erwachte.

Die Gründung der lombardischen Liga im XII. Jahrh. war das erste Zeichen dieses erwachenden Volksbewußtseins. Allein dieser äußere Kampf um die materielle, politische Selbstbehauptung gab nur den Anstoß zu einem viel tieferen Erwachen der Volkseele, einem Erwachen, das die wahre Kraft des italienischen Genius ins Leben rief. — Am Anfang des nächsten Jahrhunderts vermittelt die neugeborene italienische Sprache als Ausdrucksmittel, durch Rede und Schrift, bereits Gefühle und Gedanken von universaler Bedeutung, denn die Lehren des heiligen Franziskus waren Christen wie Buddhisten gleich zugänglich. Es entsteht die italienische Malerei (Gimabue) und endlich erscheint das Werk Dantes, das allein schon genügend wäre, Italiens Größe zu begründen. In diesem und dem nächsten Jahrhundert bis zum XVII. hat Italien dann alles hervorgebracht, wodurch es der Menschheit wert und teuer geworden ist, alles, worauf die Italiener mit Recht bis heute stolz sein können. Und sie haben das getan in einer Zeit, wo Italien zerfleischt und zerrissen war durch Kaiser und Päpste, Spanier, Franzosen und die Feindseligkeiten der Städte und Podesta. Vor allem aber muß hervorgehoben werden, daß alle die unsterblichen Werke aus jener Zeit, die philosophischen, wissenschaftlichen, poetischen und künstlerischen Hervorbringungen Italiens gleich wertvoll waren für die andern Völker, für die ganze Welt wie für Italien selbst.

Die Schöpfer dieser wahren Größe Italiens waren dabei zweifellos wirkliche Patrioten. Ihr Vaterland hatte für sie den höchsten Wert. Aber diese Wertschätzung verleitete sie trotzdem zu keiner leeren Annäherung, sie verführte sie nicht zu falschen und unmoralischen Forderungen. Diese Patrioten beschränkten sich nur darauf, Italiens Größe zu verwirklichen durch Werte von absolutem Wert. Sie hielten es nicht für wahr und schön, nur das äußere Ansehen, nur die äußere Machtstellung ihrer Nation, womöglich gar auf Kosten anderer zu behaupten, sie setzten den

tiefften Gehalt ihres Volkstums vielmehr direkt in Werke der Wahrheit und Schönheit um. Und zwar waren ihre Werke nicht darum schön, weil sie in ausdrücklicher Absicht Italien verherrlichten, sondern sie verherrlichten im Gegenteil dadurch Italien, daß sie an und für sich schön und gut waren, gut für alle. Ein Patriotismus aber, der sich in Werken von solchem Gehalt betätigt, braucht nicht verteidigt und gerechtfertigt zu werden, er rechtfertigt sich selbst durch die Tat, indem er sich als schöpferische Kraft erweist und nicht als eines „müßigen Gedankens Reiz“, als fruchtlose Reflexion.

Je höher die kulturellen Leistungen Italiens stiegen, um so bedingungsloser unterwarfen die Italiener sich auch die äußere Welt. In Europa reichte ihr Einfluß im Osten bis in die Krim und im Nordwesten bis nach Schottland hinein. Ein Italiener war es, der als der erste Europäer das Innere Chinas und der Mongolei betrat. Ein anderer Italiener entdeckte die Neue Welt und von dem dritten, der diese Entdeckung fortsetzte, erhielt sie ihren Namen.

Der literarische Einfluß Italiens beherrschte ganz Europa jahrhundertlang. Im Epos, in der Lyrik und in den Romanen gab es nichts als Nachahmungen der Italiener. Shakespeare entlehnte ihnen die Sujets und die Form seiner Dramen und Romane. Giordano Brunos Ideen wirkten anregend auf die englische und deutsche Philosophie. Die italienische Sprache und die italienischen Moden herrschten in den höheren Gesellschaftsschichten bedingungslos.

Während dieser Blütezeit der nationalen Schöpferkraft und des nationalen Einflusses waren die Italiener augenscheinlich nicht darum bemüht, Italien nur für sich zu haben. Italien war damals im Gegenteil für jedermann da. Nein, die Italiener widmeten sich, — wie schon hervorgehoben wurde, — nicht nur nationalen Fragen, sie befaßten sich vielmehr mit Dingen von allgemeinem Gehalt, mit Gegenständen, die auch für andere wertvoll und bedeutend waren. Sie beschäftigten sich mit den objektiven Ideen der Wahrheit und Schönheit und verliehen diesen Ideen, indem sie sie in dem besonderen Geist ihres Volkstums wiedergaben, eine neue würdige Gestalt.

Was folgt aber aus diesem allen für den wahren Begriff des Volkstums? Ist es möglich, im Hinblick auf die nationale Entwicklung Italiens zu behaupten, daß das Volkstum etwas sich selbst Genügendes, daß es Endzweck sei, etwas, das nur für sich selbst und in keiner Weise auch für andere auf der Welt zu sein braucht? Kann man solche Behauptungen noch aufrecht halten, nachdem man sich zum Bewußtsein gebracht hat, daß die wahre Größe des ruhmvollen italienischen Volkes eben darin bestand, eine besondere Form des allgemeinen Weltgehaltes zu sein? Dieser allgemeine Gehalt ewiger Ideen ist durch die Italiener in muster-gültiger Weise verkörpert und zum Ausdruck gebracht worden. Sie haben sich von diesem Gehalt durchdrungen, mit ihm erfüllt und ihm darum auch eine für alle wertvolle Form verleihen können.

Unter ganz besonderen Bedingungen hat sich das spanische Volkstum entwickelt.

Jahrhunderte lang bildeten die Spanier den weit vorgeschobenen Flügel des Christentums im Westen und behaupteten sich dort in hartnäckigem Kampf gegen den Islam. Gleich nachdem der linke Flügel — Byzanz — von dem Feinde überwältigt worden war, erzielten die Spanier auf dem rechten einen entscheidenden und endgültigen Sieg.

Diesen zähen und erfolgreichen Kampf rechneten sich die Spanier mit Recht zur Ehre an und erblickten in der mannhaften Verteidigung des Christentums zugleich auch ihren Hauptanspruch auf nationalen Ruhm. Zwar war es weder für den Einzelnen, geschweige denn für ein ganzes christliches Volk erlaubt, die Mohammedaner zu hassen, zu verachten und nach ihrer Ausrottung zu streben, aber sich vor ihnen zu verteidigen, sie während der Epoche ihrer Überfälle auf Europa mit der Waffe in der Hand zurückzuschlagen, war direkte Pflicht, denn das Christentum bleibt, trotz aller Verzerrung, die es im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung erfahren hat, dennoch die Wahrheit, der die Zukunft gehört. Unter dieser Voraussetzung aber war die Verteidigung auch nur der äußeren Grenzen der christlichen Kultur gegen den vernichtenden Anprall Andersgläubiger schon allein von unbedingtem Wert. Hätte Westeuropa das Schicksal von Westasien und der Balkanhalbinsel geteilt, so hätten wir, — abgesehen von der reli-

größten Frage, — wohl auch auf kulturellem Gebiet keine Fortschritte mehr erlebt.

Es kann dabei ruhig zugegeben werden, daß die maurische Kultur eine Zeitlang nicht nur nicht unter, sondern sogar noch über der damaligen christlichen stand. Allein die Geschichte erweist zur Genüge, daß alle mohammedanische Kultur überall immer nur von kurzer Dauer gewesen ist und denselben Ausgang wie in Damaskus, Bagdad und Kairo hätte diese Kultur zweifellos auch in Westeuropa gehabt. Auch hier wäre sie bald der Barbarei gewichen wie in der Türkei. Was wäre aber aus dem Britischen Museum und dem Leipziger Buchhandel geworden, wenn in London die Baschibosuks gehaust hätten und in Sachsen keine Ruhe vor turdischen Horden gewesen wäre? Nein, im Ernst, auch wenn man die verhältnismäßigen Verdienste des Islam anerkennt, auch wenn man einseht, daß er in Asien und Afrika noch manche Aufgabe zu lösen hat, so läßt sich doch nicht abstreiten, daß diese Religion den Vergleich mit dem Christentum nicht aushalten kann. Man wird willig zugeben, daß eine Religion, die sich bewußt von der absoluten Höhe des sittlichen Ideals, vom Prinzip des vollkommenen Gott-Menschentums losgesagt hat, nicht auf der Höhe steht, daß sie also billigerweise auch nicht über christliche Völker herrschen darf. Die Verteidigung Europas vor der mohammedanischen Invasion war also nicht nur eine historische Notwendigkeit, sie war auch ein historisches Verdienst und diejenigen Völker, die wie das spanische, an diesem Kampf einen besonders regen Anteil genommen hatten, durften mit Recht stolz darauf sein.

Indem sie die Mauren zurückwarfen, waren sich die Spanier dessen bewußt, daß sie die Sache des ganzen Christentums verfolgten, daß sie gewissermaßen für die Allgemeinheit kämpften. Es fiel ihnen nicht ein zu sagen: „Spanien für die Spanier“, denn weshalb ließe sich dann nicht mit demselben Recht behaupten: Castilien für die Castilianer, Arragonien für die Arragoner usw. Sie empfanden es vielmehr und sprachen es auch aus: Spanien ist da für die ganze Christenheit, wie die Christenheit selbst da ist für die ganze Welt. Sie waren vollkommen aufrichtig davon überzeugt, daß sie durch ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen der Religion einen Dienst erwiesen. Nicht ihre eigene Größe und Sicherheit, vor allem ihre Religion hatten sie im Sinn. Ihre

Religion aber betrachteten sie als Weltreligion, als das Heil für alle und man kann ihnen nur den Vorwurf machen, daß ihre Auffassung vom Christentum eine falsche und einseitige war.

Der ununterbrochene 700-jährige Kampf, wenn auch für eine gute und große Sache, aber immerhin doch ein Kampf mit äußerer Waffengewalt,<sup>1</sup> dieser lange, wilde Kampf hat sowohl die Stärke als auch die Beschränktheit des spanischen Volksgeists bedingt. Ja, es muß zugegeben werden, daß die Spanier vor allen andern Völkern die Wahrheit des Christentums am meisten verzerrt haben und daß sie bei der praktischen Durchführung ihrer Religion am gewalttätigsten verfahren sind.

Einer im Mittelalter herrschenden Auffassung zufolge unterschieden die Spanier in ihrer Weltanschauung die Macht der zweierlei Schwerter. Sie trennten die Macht des geistlichen, das den Mönchen unter der Herrschaft des Papstes zu eigen war, von der Macht des weltlichen Schwertes, das die Ritter unter der Herrschaft der Könige schwangen. Allein die Gewalt dieser beiden Schwerter war bei ihnen enger als bei den andern Völkern verknüpft. Ja, die Verknüpfung und Vermischung der beiden Gewalten ging so weit, daß durch diese häufige Verwechslung der Machtbefugnisse auch ihre wesentlichsten Unterschiede mit ausgelöscht wurden. Das geistliche Schwert erwies sich in der Folge als ein ebenso äußerliches, gewaltsames, unedles, ja grausames Machtmittel wie das weltliche Schwert.

Welche Rolle das spanische Volk in diesem Widerstreit der geistlichen und weltlichen Macht gespielt hat, geht deutlich aus dem Umstande hervor, daß es beide mal Spanier gewesen sind, die die zweimalige Gründung der Inquisition ins Werk gesetzt haben. Das erste mal trat diese fürchterliche Einrichtung durch

<sup>1</sup>) Allerdings suchte man damals hauptsächlich durch Waffengewalt für das Christentum zu wirken, aber doch nicht ausschließlich. Es gab in Spanien auch wahrhaft geistige Streiter für das Christentum z. B. Raimund Lullus, der sein Leben der Verbreitung der wahren Religion durch die Kraft innerer Überzeugung gewidmet hatte. Er hatte eine Methode erfunden, mit deren Hilfe man, wie er meinte, den Glaubensdogmen eine ebenso unmittelbar einleuchtende Beweiskraft verleihen konnte, wie sie den Thesen der reinen Mathematik oder denen der formalen Logik zu eigen war. Später wurde er sogar Missionar und verkündete als solcher das Evangelium bis er im Gebiet der Barberei erschlagen wurde.

den Mönch Dominikus ins Leben und das zweite mal übte sie unter dem Könige Ferdinand im XV.<sup>1</sup> Jahrhundert ihre Wirksamkeit aus.

Durch den Kampf mit den kriegerischen mohammedanischen Eroberern hatten sich die spanischen Ritter ein Verdienst um das Christentum erworben, zugleich aber hatten sie damit auch den Grund zu Spaniens Größe gelegt. Die Taten des „geistlichen Schwertes“ gegen die besiegten Mauren und Moristen und gegen die schutzlosen Juden hingegen bedeuteten eine Verleugnung des Geistes Christi, eine Schande für Spanien und eine Ursache seines Verfalles. Doch sind die bitteren Früchte dieser verhängnisvollen historischen Sünde erst viel später gereift. Vorerst hat Spanien der Menschheit noch einen positiven Dienst geleistet und zwar geschah das auf demselben äußeren Wege und mit denselben äußerlichen Mitteln, mit denen es bisher im Dienst des Christentums gewirkt hatte: Spanien machte sich um die Verbreitung des Christentums jenseits des atlantischen Ozeans verdient.

Spanische Ritter und Seeräuber haben eine, wenn auch nicht sehr hoch stehende, so doch immerhin christliche Kultur in den größten Teil der neuen Welt eingeführt. Sie haben ein ganzes Land, — Mexico — von heidnischen Greueln befreit, die so satanisch<sup>2</sup> waren, daß dagegen selbst die Greuel der Inquisition verblassen, zumal die Inquisition damals bald aufgehoben wurde. Die spanischen Abenteurer haben ferner in Süd- und Zentralamerika ein Duzend neuer Reiche gegründet, die, wenn auch in keinem sehr hohen Grade, so doch immerhin einigermaßen teil-

1) Auch im Osten, — in Byzanz, — wurde die Inquisition von einem Spanier, Theodosius d. Gr. im IV. Jahrh. ins Leben gerufen. Sie richtete sich damals in Glaubensfragen gegen die häretische Sekte der Manichäer, dieselbe Sekte, von der später in direkter Linie die Albigenser sich abzweigten, die Albigenser, gegen die dann im IX. Jahrh. Dominikus in Spanien aufs neue Inquisitionen gründete. Kurz vorher war die unheilvolle Rolle, die das spanische Volk in der Geschichte religiöser Verfolgungen gespielt hat, dadurch eingeleitet worden, daß es zwei spanische Bischöfe gewesen waren, die die weltlichen Gewalten dazu bewogen hatten, an der Kettersekte der Priscilianer um des Glaubens willen eine Hinrichtung zu vollziehen, was eine damals noch unerhörte Tatsache war und sowohl in Italien (durch den heil. Ambrosius) als auch in Frankreich (durch den heil. Martin von Tours) entrüstete Proteste hervorrief.

2) Die unparteiische Darstellung der hierher gehörigen Fakta siehe in dem Buch von A. Réville über die Religion der Peruaner und Mexikaner.

nehmen konnten an der allgemeinen historischen Fortentwicklung der Menschheit. Zu gleicher Zeit haben spanische Missionare — unter ihnen ein solcher wirklicher Heiliger wie der Jesuit Franziskus Xaverius — als Erste in Indien und Japan das Evangelium gepredigt.

Für seine eigentliche Aufgabe aber hielt Spanien nach wie vor die Verteidigung des Christentums und unter Christentum verstand es nach seiner Auffassung dasjenige Christentum, das in der katholischen Kirche verkörpert wurde. Heilige Pflicht war es, dieses Christentum gegen alle seine Gegner in Schutz zu nehmen. Als solche Gegner erwiesen sich im XVI. Jahrh. an Stelle der Mohammedaner die Protestanten.

Wir können heutzutage die Reformation als eine notwendige Phase in der Geschichte des Christentums betrachten. Für die Zeitgenossen von damals war es unmöglich, dieser Umwälzung so unparteiisch gegenüber zu stehen. Damals gab es nur zwei Wege: Man wurde entweder selbst Protestant oder man sah im Protestantismus einen vom Teufel ausgehenden feindlichen Ansturm gegen die in der Kirche verkörperte christliche Wahrheit.

Für Spanien, dessen ganze Geschichte mit der katholischen Idee eng verwachsen war, gab es keine Wahl. Mit all seinen Kräften widmete sich das damals mächtigste Reich der Welt der Unterdrückung der neu aufgetauchten religiösen Bewegung. Es war ein im Prinzip falsches, in der Ausführung empörend grausames und erfolgloses Unternehmen und die sittliche Schuld Spaniens unterliegt keinem Zweifel. Für ein Land, das einen nationalen und „christlichen“ Helden von der Art des Herzog Alba hervorbringen konnte, lassen sich höchstens mildernde Umstände anführen. Diese sind darin zu erblicken, daß die Spanier aufrichtig, wenn auch blind davon überzeugt waren, in ihren Regerverfolgungen die Sache des Allgemeinwohls zu verteidigen. Sie glaubten, für das wichtigste und teuerste Gut der Menschheit zu streiten, für die einige, wahre Religion, die gottlose, abtrünnige, vom bösen Geist besessene Menschen den Völkern rauben wollten.

In ihrem nationalen Kampf gegen den Protestantismus verteidigten die Spanier ein universales Prinzip, das Prinzip, daß alle Welt sich der äußeren Vormundschaft einer göttlichen

Institution untergeordnet betrachten sollte. Es war dies ja allerdings ein falsches und schädliches Prinzip, aber es muß wenigstens gesagt werden, daß seine Anhänger in voller Aufrichtigkeit daran glaubten und ihm ohne jeden nationalen, politischen oder persönlichen Ehrgeiz selbstlos und uneigennützig dienten.

Gleichzeitig wurde zur Bekämpfung des Protestantismus auf friedlichem Wege durch das spanische Genie eines Ignatius Loyola der Jesuitenorden gegründet. Man mag diese Institution so verschieden beurteilen, wie man will, man wird ihr immerhin eines nicht absprechen können; den universalen, internationalen Charakter und diese Universalität war es auch, in der Spanien die Größe dieses Ordens vornehmlich erblickte.

Die Spanier hatten, indem sie im Kampf gegen den Protestantismus ihre nationale Eigenart befestigten, sich dabei ihrer Meinung nach keineswegs von den Interessen des Allgemeinwohls, wie sie es auffaßten, losgesagt und weil diese äußerlich erfolglosen Kämpfe zur Verteidigung des Katholizismus von so hohem, idealem Geist erfüllt waren, haben sie die geistigen Kräfte des spanischen Volkes auch nicht erschöpft. Nur das Prestige der spanischen Weltmonarchie ging darüber zu Grunde. Die sittliche Energie, die Spanien der Durchführung einer allgemeinen, wenn auch mißverstandenen Idee gewidmet hatte, trug in anderen, besseren, idealeren Formen schöne Frucht.

Im XVI. und XVII. Jahrh. lieferte Spanien einen reichen nationalen Beitrag in die gemeinsame Schatzkammer der höchsten Kultur. Seine Werke auf dem Gebiet der Kunst, Poesie und beschaulichen Musik standen damals unübertroffen da und in all diesen Hervorbringungen war der spanische Geist auf Gegenstände gerichtet, die nicht nur für das eigene Volk, sondern die für alle Völker von Wert waren. So kam es, daß die Werke aus jener Zeit, ein so durchaus nationales Gepräge sie auch tragen, dennoch eine universale Bedeutung beanspruchen können, und zwar ohne alle vorgefaßte Absicht von Seiten ihrer Verfasser.

Diese Werke haben Spaniens Ruhm auch dann noch aufrecht erhalten, als seine äußere Macht längst niedergeworfen worden war und seine Waffen die gerechte Niederlage erlitten hatten. Ja, trotz des natürlichen Hasses, der in halb Europa gegen die grau-

samen Verfechter der alten Religion herrschte, wetteiferte die spanische Kultur im XVII. Jahrh. erfolgreich mit dem übermächtigen Einfluß der italienischen.

Die höchste Blüte des englischen Volksgeistes kann der Kürze wegen durch fünf Namen gekennzeichnet werden: Bacon, Shakespeare, Milton, Newton, Penn. Mit diesen Namen ist eng verknüpft, was wert und bedeutungsvoll ist für die ganze Welt, was alle Völker England zu Dank verpflichtet und was nichts gemein hat mit der Anmaßung und Forderung der Pflege ausschließlich nationaler Interessen.

Um die ausschließliche Pflege nationaler Interessen kümmerten sich nicht einmal diejenigen Männer, die Englands nationale Größe mit begründet hatten. Der eine dachte nur über die wahre Erkenntnis der Natur und der Menschen nach und grübelte über die vollkommensten Methoden und Systeme der Wissenschaft. Der andere strebte nach der künstlerischen Darstellung der Menschenseele, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Schicksale und Charaktere, wobei er keinen Anstand nahm, seine Sujets fremden Literaturen zu entlehnen oder den Schauplatz der Handlungen in fremde Länder zu verlegen.

Die großen Führer der puritanischen Bewegung waren gleich ihrem genialen Propheten, Milton, vor allem nur darauf bedacht, ihr Leben dem biblischen Ideal gemäß zu führen. Unbekümmert darum, daß dieses Ideal im Grunde ein seinem Ursprung nach jüdisches und seiner protestantischen Form nach deutsches war, hatten sie es zu dem ihrigen gemacht, betrachteten es für alle Völker als gleich maßgebend und verbreiteten es jenseits des Ozeans.

Der größte Vertreter der neueren Wissenschaft entdeckte kraft seines rein englischen Geistes die universale Wahrheit, daß die Welt eine einheitlich körperliche sei. Als das dieser ihrer Einheit zu Grunde Liegende betrachtete er aber dasjenige, was er „das Gefühlsorgan der Gottheit“ nannte.

Eine weite, nach allen Seiten hin offene Welt, die der wissenschaftlichen Erfahrung zugänglich ist, einen tiefen künstlerisch veredelten Humanismus, die hohen Ideen der religiösen und bürgerlichen Freiheit und eine erhabene Vorstellung von der physischen Einheit des Weltalls, das alles hat das englische Volk durch seine

Helden, Denker und Dichter geschaffen. — Der Wahlspruch: „England für die Engländer“ war ihnen dabei viel zu klein. Sie dachten im Gegenteil, daß die ganze Welt für die Engländer vorhanden sei und sie hatten Recht das zu glauben, denn auch sie selbst waren da zum Nutzen für die ganze Welt.

Von je tieferem Gehalt das englische Volkstum erfüllt war, um so weiter reichte mit der Zeit auch der Bereich seiner äußeren Macht. Freilich, die englischen Kaufleute haben stets, heute wie früher, ihren Vorteil wahrgenommen; allein wohl nicht jedem beliebigen Kaufmann wäre es gelungen, Nord-Amerika zu kolonisieren und eine neue große Nation dort ins Leben zu rufen. Sind doch die nordamerikanischen Vereinigten Staaten nicht durch Indianer und Neger, sondern durch englische Männer und englische religiöse und politische Ideen von allgemeiner Bedeutung geschaffen worden. Schwerlich hätten auch irgend welche andre beliebige Kaufleute Indien dauernd unterwerfen und endlich aus einem ganz wilden Lande den Kulturstaat Australien schaffen können.<sup>1</sup>

Den Gipfelpunkt in Frankreichs nationaler Entwicklung stellt diejenige Epoche dar, wo durch die große Revolution und die Napoleonischen Kriege die welthistorische Bedeutung dieses Landes am deutlichsten zu Tage tritt.

Zwar ließ in dieser denkwürdigen Epoche die klare Ausgestaltung und Verwirklichung der Volksideale noch recht viel zu wünschen übrig; allein, was ihm in dieser Hinsicht an praktischem Sinn gebrach, das erzeigte das Volk durch die Intensität seines Erlebens und durch seine mächtige Einwirkung auf die andern Länder weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Erwiesen sich auch die der ganzen Welt verkündeten Menschen- und Bürgerrechte noch als zur Hälfte imaginär, wurde auch die allumfassende revolutionäre Dreieinigkeit: *liberté, égalité, fraternité*, auf eine etwas merkwürdige Weise durchgeführt, jedenfalls bewies die be-

<sup>1</sup>) Jetzt fangen die in englischen Schulen ausgebildeten Jnder freilich an, in englischen und nach englischen Muster eingerichteten einheimischen Zeitungen über die Last der englischen Herrschaft und die Notwendigkeit eines nationalen Zusammenschlusses zu schreiben. Aber weshalb haben sie das nicht früher getan? Solche Begriffe wie Nationalität, Volksgeist, Volkswürde, Patriotismus, Solidarität, Entwicklung haben sie trotz ihrer uralten Weisheit im Laufe von 2 $\frac{1}{2}$  Jahrtausenden aus eigener Kraft nicht ausbilden können, die haben sie nur von den Engländern überkommen.

geisterte Hingabe des Volks an diese allgemeinen Ideen, daß es weit entfernt war von nationaler Engherzigkeit.

Wollte Frankreich etwa nur „für die Franzosen“ sein, als es sich einem halben Italiener unterwarf, unter seiner Führung in ganz Europa das alte Regime umstürzte und überall die universalen Grundsätze der bürgerlichen religiösen und politischen Freiheiten einführte?

Aber auch abgesehen von dieser Epoche, hat Frankreich sich stets durch universelle Empfänglichkeit auszuzeichnen gewußt. Es hat stets die Fähigkeit und das Bestreben gehabt, fremden Ideen eine vollendete Form zu verleihen und sie in dieser vervollkommenen Gestalt in der ganzen Welt zu verbreiten verstanden. Diese Eigenschaft des französischen Geistes läßt auch die Geschichte Frankreichs oft nur wie ein scharf akzentuiertes Résumé der europäischen Geschichte erscheinen. Ja, diese Universalität der Franzosen fällt schließlich so sehr in die Augen und ist so allbekannt, daß es unnötig ist, noch länger bei ihr zu verweilen.

Nachdem Deutschland die große Kraft seines nationalen Geistes in der Reformation bewiesen hatte, hat es sodann in der neueren Zeit (vom Anfang des XVIII. bis zur Mitte des XIX. Jahrh.) auf dem Gebiet der höheren Geisteskultur dieselbe Führerschaft erlangt, die Italien (am Ende des Mittelalters und im Anfang der neueren Zeit) einst inne gehabt hatte.

Die weltumfassende Bedeutung und den universalen Charakter der Reformation, der Goethe'schen Poesie, der Kant'schen und Hegel'schen Philosophie zu beweisen oder zu erläutern, ist überflüssig. Erwähnt sei nur noch, daß merkwürdiger Weise auch in Deutschland, wie einst in Italien, die Zeit der höchsten Geisteskultur, die Blüte der nationalen Kräfte mit einer Epoche schwerer, politischer Zerstücklung und Ohnmacht zusammenfiel.

Empfänglichkeit für fremde Einflüsse, weitherziger Idealismus und Enthusiasmus bilden die allbekanntesten Charaktereigenschaften des polnischen Geistes. Durch ihre Universalität zeichnen sich die Polen vor allen andern Völkern aus. Ja, diese Universalität hat ihnen oft genug von Seiten der beschränkteren Nationen den Vorwurf des „Verrats am Slaventum“ eingetragen. Wer jedoch mit den Koryphäen des polnischen Geistes bekannt ist, der weiß,

wie sehr sie in ihrer Universalität zugleich auch die Größe ihres nationalen Geistes offenbart und zum Ausdruck gebracht haben.

Was nun Rußland anbetrifft, so hat sich der russische Volksgeist am stärksten und glänzendsten in demjenigen Zaren offenbart, der mit machtvoller Hand unsere nationale Abgeschlossenheit für immer zerbrach und in demjenigen Dichter, der die besondere Gabe besaß, sich in alles Fremde nachschaffend hineinzufühlen und der dabei zugleich doch immer ganz Russe blieb. Peter der Große und Puschkin, es genügt, diese beiden Namen zu nennen, um zu beweisen, daß der russische nationale Geist dann am vollsten zu seiner Entfaltung kam, wenn er sich nicht ängstlich vor den andern Völkern verschloß, sondern wenn er mit der ganzen Welt in offenem Verkehr und Austausch stand.

Ohne nun weiter alle anderen Völker aufzuzählen, wollen wir nur noch die Holländer und Schweden erwähnen.

In Holland waren nationaler Ruhm und Aufschwung eine Folge des hartnäckigen Kampfes, in dem die Holländer ihren Glauben gegen die spanische Gewaltherrschaft verteidigten. Aber auch nach der Beendigung dieses ruhmreichen Kampfes schloß das kleine Reich sich nicht engherzig in seiner von ihm so teuer erkauften Selbständigkeit von andern ab, es wurde vielmehr ein offener Hort der Gedankenfreiheit für die ganze übrige Welt.

Schweden ist gleichfalls vornehmlich dadurch zu nationaler Bedeutung gelangt, daß es unter Gustav Adolf für die allgemeine Sache der religiösen Freiheit gegen die Politik der gewaltsamen Vereinigung focht.

Suchen wir nun das Ergebnis unserer Betrachtungen, so ist das Fazit bei allen dasselbe. Die Geschichte aller alten wie neuen Völker, die von direktem Einfluß auf die Schicksale der Menschheit gewesen sind, sie alle bezeugen das Gleiche. Wo ein Volk zu nationalem Aufschwung kam, da hat es diese seine Größe nicht sowohl dem Umstand zu verdanken, daß es einseitig nur an die Größe des eignen Volkstums gedacht hat, sondern vielmehr dem, daß es andern, höheren, allgemein menschlichen Zielen nachzustreben bemüht war. Es schöpfte dann jedesmal seine Kraft aus allgemeinen Menschheitsidealen, an die es glaubte, denen es diene und die es in seinen Werken zu verkörpern suchte. Diese Ideale waren ihrem Ursprung und ihrer Form nach zwar national aber

zugleich auch universal ihrem Gehalt und ihrem sachlichen Resultat nach.

Prägen wir uns also die eine große Wahrheit und Erfahrungstatsache aus der Völkergeschichte ein: Die Völker leben und handeln nicht ausschließlich für sich oder ihre materiellen Interessen, sondern für allgemeine Ideen, d. h. für Dinge, die der ganzen Welt zu gute kommen können. Sie leben nicht für sich, sondern für alle und zu einem solchen Leben begeistert sie allemal ein Ideal, das ihrer Meinung nach nicht nur gut und erstrebenswert für das eigne Volk ist, sondern das an und für sich absolut gut ist, erstrebenswert für alle.

Wie selten ein Volk in seinem Glauben an das absolut Verbindliche, an das für alle Gute fehlgreift und irrt, bezeugt uns die Geschichte. Allemal, wenn die Führer und Vertreter eines Volkes diese oder jene Seite der nationalen Idee mißverstanden haben, war ihre Arbeit im Dienste dieser falsch verstandenen Idee erfolglos und umsonst. Philipp II und Alba haben die Idee der kirchlichen Einheit falsch verstanden, ebenso hat der Pariser Konvent die Idee der Menschenrechte schief aufgefaßt.

Die falsche Auffassung vergeht, die Idee jedoch bleibt und wird in der Folge in immer neuen Erscheinungsformen immer besser durchgeführt, denn was erst einmal in der Volksseele wirklich Wurzel geschlagen hat, das setzt das Volk allemal auch in Taten um und zwar in Taten, die sein wahres Wesen am lautersten offenbaren.

Diese Taten geschehen ganz naiv aus der innersten Seele des Volkes heraus. Das Volk ist sich dabei seiner selbst nicht abstrakt bewußt. Es betrachtet sich nicht in seinem Volkstum, losgelöst von seinem sonstigen Sein und Leben. Es erkennt und bewertet sich vielmehr nach all dem, was es im praktischen Leben tut und tun will, woran es glaubt und wem es dient. Wenn aber, wie die Geschichte lehrt, kein Volk als Ziel seines Lebens sich selbst hinstellt, wenn keines nur materiellen Interessen, losgelöst von höheren, idealen Zielen nachstrebt, dann haben auch wir nicht das Recht, in unserer Liebe zu einem Volk, dieses Volk von seinen höheren Lebensinteressen zu trennen und sein materielles Wohlfsein höher zu werten als seine sittliche Vervollkommnung. Und wenn das Volk selbst sich in seiner Bewertung und mit

vollem Bewußtsein freiwillig in den Dienst des Univerfellen ſtellt, wenn es Dingen nachſtrebt, die für alle wertvoll ſind, in denen es ſich mit allen eins weiß, wie darf dann ein wahrer Patriot eines vermeintlichen Nutzens wegen für ſein Volk die Solidarität mit den andern Völkern untergraben, die Ausländer und Andersſtämmigen gar haſſen und verachten wollen?

Wenn ein Volk ſelbſt ſein wahres Heil in dem Heil aller andern Völker mit einbegriffen ſieht, wie kann dann ein engherziger Patriot das Wohl dieſes Volkes als etwas von den andern feindlich Abgetrenntes, ja ihnen ſogar feindlich Entgegengeſetztes betrachten? Es iſt vielmehr klar, das Dinge, die ein Volk nicht einmal ſelbſt erſtrebt und wünſcht, auch nicht zu ſeinem Wohle dienen können, und das ein ſolcher Pſeudo-Patriotismus alſo nicht nur mit dem Wohl andrer Völker, ſondern ſchließlich auch mit dem Wohl des eignen Volkes in Widerſpruch gerät.

Man wird hier einwenden wollen, daß es aber doch vorläufig noch recht viel nationale Kämpfe und nationalen Hader gibt. Die Thatſache läßt ſich nicht leugnen, ebenſo wenig, wie ſich das Vorhandenſein der Menſchenfreſſerei als zoologiſches Faktum leugnen läßt. Aber wie dieſes Faktum vom ſittlichen Bewußtſein der Völker bereits verurteilt worden iſt, ſo werden ſie auch allmählich zur Einſicht kommen, daß ihr wahres Weſen, ihr beſſeres Selbſt durch einen allzu einſeitigen Patriotismus nur verdunkelt wird. Sie werden begreifen, daß dieſe Einſeitigkeit ihren Taten-Drang lähmt und ihre Begeiſterung unterdrückt, denn das Weſen der Begeiſterung beſteht darin, daß der Einzelne ſich eins fühlt mit der ganzen Welt.

Einem ſolchen einſeitigen Patriotismus gegenüber behält der Koſmopolitismus Recht, wenn er die ſittlichen Forderungen hoch über die tieriſchen Inſtinkte eines Volkes ſtellt. Andererſeits aber wiederum läßt grade dieſe ſittliche Forderung es nicht zu, daß wir uns mit den negativen Forderungen des Koſmopolitismus zufrieden geben, denn, wenn es genau genommen immer die einzelne Perſönlichkeit iſt, die den Gegenſtand ſittlicher Betätigungen bildet, ſo weiſt doch in gewiſſem Sinn auch jede Einzelpersonlichkeit über ſich hinaus auf das Volkstum, zu dem ſie gehört, deſſen Fortſetzung und Erweiterung ſie bildet. Ja, ihr Charakter, ihr Typus, ihre ſchöpferiſche Kraft werden weſentlich mit durch ihr Volkstum bedingt.

Somit ist die Nationalität eines Individuums nicht nur eine physische Tatsache für den Einzelnen, sondern diese Tatsache greift auch tief in sein seelisches und sittliches Wesen ein. Auf der Entwicklungsstufe, die die Menschheit heute erreicht hat, wird die Zugehörigkeit des Menschen zu einem Volk auch mit durch sein Selbstbewußtsein und seinen Willen bestimmt. Sein Volkstum bildet also für ihn eine innerlich von ihm unabtrennbare Eigenschaft. Die Zugehörigkeit zu seinem Volk ist für ihn in hohem Grade teuer und wert. Wie wäre aber eine sittliche Beziehung zu einem Menschen möglich, wenn man nicht dabei zugleich auch das anerkennen wollte, was für ihn von solchem Wert und solcher Bedeutung ist?

Die einfachste Forderung der Sittlichkeit besteht ja gerade darin, daß wir die Menschen mit allen ihren Eigenschaften lieben, daß wir lebendige Menschen in der That und in der Wahrheit lieben und nicht irgend welche Abstraktionen, die wir uns von ihnen zurecht gemacht haben. Von lebendigen Menschen aber lassen sich gewisse Grundeigenschaften nicht ohne die größten Willkürlichkeiten abtrennen. Wir würden der persönlichen Würde eines Menschen zu nahe treten, wollten wir z. B. sein Volkstum von dem Begriff seiner Persönlichkeit sondern, da beides mit einander unauflöslich verbunden ist. Wenn es uns also ernst ist mit dem Wohl eines Menschen, so ist es unsre Pflicht, dieses Wohlwollen auch auf sein Volkstum zu erstrecken.

Das höchste sittliche Gebot verlangt von uns, daß wir alle Menschen lieben sollen wie uns selbst. Nun aber existieren die Menschen ebenso wenig außerhalb ihres Volkstums wie es ein Volkstum außerhalb der einzelnen Menschen gibt. Das Volkstum hat also für seinen Träger weit höhere Bedeutung als die einer bloß körperlichen Zugehörigkeit zu einer bestimmt gearteten Menschengruppe. Es folgt daher hieraus, daß wir auch alle Völker lieben müssen wie unser eigenes.

Durch dies Gebot wird der Patriotismus ein natürliches und grundlegendes Gefühl, eine direkte Pflicht des Menschen gegen seine eigenen Volksgenossen. Wichtig aufgefaßt, aber wird dieser selbe Patriotismus zugleich auch von seinem natürlichen, tierischen Egoismus gereinigt und zum Maßstab des Wohlverhaltens allen andern Völkern gegenüber, zum allumfassenden Sittengesetz. Und

zwar bleibt dieses sittliche Gebot der Nächstenliebe auch da in Kraft, wo die Völker als selbständige, soziale Gruppen dem höchsten metaphysischen Begriff ihres Volkstums vielleicht noch nicht entsprechen, denn im einzelnen Fall haben wir es doch immer wieder nur mit den einzelnen Repräsentanten ihres Volkes zu tun und diese einzelnen Werte mit ihren ausgesprochen nationalen Eigenschaften haben denselben Anspruch auf unsere Wertschätzung und Liebe wie unsre eignen Landsleute.

Wenn aber erst ein solches Verhalten unter uns zur Regel würde, so würden die nationalen Unterschiede nicht nur erhalten bleiben, sie würden sogar noch stärker zum Ausdruck kommen. Verschwinden würden die feindlichen Scheidewände und Kränkungen, die ein Haupthindernis auf dem Entwicklungswege der Menschheit sind.

Die Forderung, die andern Völker zu lieben wie sein eignes, wendet sich im Grunde, genau genommen, mehr an den Willen als an das Gefühl. Wie es sich ja überhaupt bei der wahren Liebe weniger um bloße undefinierbare und unbestimmbare Gefühlsmomente handelt, als um die Klarheit und Festigkeit der sittlichen Willensrichtung. Ich soll das wahre Wohl aller andern Völker ebenso wünschen, wie das meines eignen Volkes. Dieses „liebende Wohlwollen“ ist schon deshalb unterschiedslos einheitlich, weil das wahre Wohl aller nur eines sein, nur in sittlicher Fortentwicklung bestehen kann.

Diese sittliche Fortentwicklung kann ich aber nur denen wahrhaft wünschen, die ich zugleich zu verstehen und in ihren edlen Zielen zu fördern suche, deshalb geht mit der Liebe allemal auch das Verständnis für Eigenart und Wesen andrer Hand in Hand. Haben wir aber erst einmal mit Hilfe unsres sittlichen Willens den sinnlosen, nationalen Haß und Haber überwunden, so fangen wir auch ganz von selbst an, die andern Völker näher kennen zu lernen, sie zu schätzen, Gefallen an ihnen zu finden.

Dann wird sich zu dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ und „Friede auf Erden“ auch das „Wohlgefallen“ gesellen, das zwar mit der Liebe zum eignen Volk nicht unterschiedslos identisch sein kann, das aber jeder Forderung der Sittlichkeit genügt. Reicht doch auch die aufrichtigste Nächstenliebe, wie das Evangelium sie

von uns verlangt, nie ganz an unsre von unfrem Wesen unablösliche Eigenliebe heran. Wir selbst und unser eignes Volk werden also immer die natürlichen Ausgangspunkte unseres Willens und Handelns sein. Aber wenn wir unser eignes Wohl und das unfres Volkes richtig auffassen und recht verstehn, so wird sich sehr wohl damit das Gebot der Nächstenliebe vereinigen lassen, daß in richtiger Erweiterung lautet: Liebe alle Völker wie dein eignes!



## Aus den Erinnerungen A. L. v. Ledeburs an Kurland im Jahre 1806.

(Schluß.)

Gegen Mittag erhielt ich Besuch von einem Herrn v. Essen, der, hier beim Zollwesen angestellt, sich mir schon immer besonders freundlich erwiesen hatte. Er war ein artiger, angenehmer Mann von einigen 30 Jahren, der früher in unserem Dienste gestanden, was sein Interesse für mich noch mehrte. Noch jetzt dienten zwei seiner Brüder in unsrer Armee, über deren Schicksal er sehr besorgt war.

Die Absicht seines jetzigen Besuches war, mich zu Tisch einzuladen, und da er mir die Versicherung gab, daß ich ihn mit seiner Familie allein finden würde, so folgte ich der Aufforderung um so lieber. Auch Frau v. Essen war eine liebenswürdige, gebildete, noch ziemlich junge Frau, die mich mit großer Freundlichkeit empfing und bald fühlte ich mich ganz heimisch in dem mir doch so fremden Kreise. Die Kinder sprachen vier Sprachen: kurisch [d. h. lettisch], russisch, deutsch und französisch, alle gleich fertig; die älteren waren sehr musikalisch und in der ganzen Familie herrschte ein traulicher, gutmütiger und doch feiner Ton, der sehr wohlthuend ansprach. — Man trinkt in Kurland sehr viel Punsch, und fast in allen Häusern ist es Sitte, ihn Abends nach dem Essen zu bereiten, mögen Fremde anwesend sein oder nicht. Natürlich genießt man da nicht so viel, als bei uns, wo es seltener geschieht, aber das macht es gerade angenehmer; man trinkt mäßig und doch genug, um das Gespräch traulicher und munterer zu machen, und bleibt gern länger beisammen. Mir hat die Sitte sehr gefallen. — Als ich Abschied nahm, wurde ich auch hier eingeladen, so oft zu Mittag und überhaupt zu kommen, als

meine Zeit es nur erlaube, was ich denn gern annahm, indem ich von diesem Tage an mit meinen Besuchen hier und im Wagnerschen Hause wechselte.

Die deutsche Sprache wird allgemein, nicht bloß in den höheren Ständen, gesprochen, und der Dialekt, die besondere Betonung gewisser Silben, das Dehnen und Verkürzen mancher Worte, sowie auch manche selbst gemachte Ausrufungs- und Sprichworte finden sich bei Allen gleich. Hat man einen Kurländer reden hören, so hat man sie alle gehört. Das war mir schon auf dem Schiff aufgefallen und das Andenken an Derschau und die andern Kurländer, die bei unsrem Regiment gestanden, wurde dadurch so lebhaft hervorgerufen, daß es mir wahrhaft eine Art frohen Erinnerungsgenusses gewährte.

Es gibt gewisse Ausdrücke, die man fortwährend von allen Seiten zu hören bekommt, z. B.: „Bei Lieber!“ — „Aber, wie kann man!“ — „Erbarmen Sie sich!“ Das sind so die gewöhnlichen Exclamationen, die im Laufe des Gespräches auch von den gebildetsten Männern und Frauen angewendet werden. Dabei legen sie Alle einen Ausdruck von Treuherzigkeit in Ton und Gebärden, der besonders beim weiblichen Geschlecht etwas sehr Anziehendes hat, wie denn überhaupt ein freundlicher, herzlicher Ton allgemein in ganz Kurland herrschend ist. Man ist überall gastfrei, in einer Weise, die deutlich von der Absicht und dem Verlangen zeugt, sich dem Gaste freundlich zu erzeigen; und Treuherzigkeit und Gutmütigkeit im Verein mit allen Zeichen einer wahrhaft feineren Bildung treten überall hervor, so daß man sich unter solchen Menschen bald heimisch und zu dem Wunsche veranlaßt findet, mit ihnen sein Leben zubringen zu können. Es herrscht in solcher Beziehung ein eigentümlicher Sinn hier im Lande, den ich noch nirgends sonst gefunden und der sich nicht näher bezeichnen läßt, eben weil er so einzig dasteht.

Meine Lebensweise blieb sich in den nächsten Tagen ziemlich gleich und mit höchster Ungeduld sah ich der Rückkehr der Estafette entgegen, die eine Entscheidung meines Schicksals bringen sollte. Eines Tages, wo ich zu dem Stadtsekretär Hoffmann eingeladen war, der mir schon immer gar zu gern zu meinem Fortkommen von hier hätte behülflich sein mögen, traf ich bei ihm seinen Schwager, der russischer Kapitän und Chef der hier in Garnison stehenden Landmiliz war, ein wahrer Stodkrusse, gegen mich aber sehr freundlich und gleich ganz kameradschaftlich. Die Unterhaltung lenkte sich natürlich bald wieder auf meine Angelegenheiten,

und beide Schwäger sannan hin und her, wie mir zu helfen sein möchte, im Fall ich, wie es das Gesetz eigentlich bedingte, hier arretiert bleiben sollte bis zum Abgang eines Schiffes nach Deutschland, und kamen endlich dahin überein, daß der Kapitän mit einem hiesigen Kaufmann, seinem Freunde, sprechen und versuchen solle, von diesem einen Paß zu bekommen, auf den derselbe, so oft es ihm beliebte, nach Deutschland zu reisen, oder auch einen seiner Diener zu senden, berechtigt war. Mit diesem versehen sollte ich dann eiligst das Land verlassen und den Paß per Post zurücksenden.

Der Vorschlag fand natürlich meinen vollen Beifall und ich durfte um so unbedingter darauf eingehen, als beide Männer zur Polizei gehörten, ich ihrer Verschwiegenheit in eigener Sicherung um so gewisser sein durfte und sie auch in der Lage waren, im Fall die Sache herauskommen sollte, den Kaufmann gegen jede Unannehmlichkeit zu schützen. — Gleich am folgenden Morgen versprach der Kapitän die nötigen Schritte zu tun.

Der gute Russe hatte Wort gehalten, der Paß war da, und ich hätte zur Stunde abreisen können, wäre mir nicht die Bedingung gemacht worden, die Rückkehr der Estafette abzuwarten, da möglicher Weise mir der Gouverneur doch einen regelrechten Paß zusenden könne, auf den ich für meine Person dann sicher reisen konnte, ohne andre einer Gefahr auszuweichen.

Das war eine billige Bedingung, der ich mich natürlich ohne Widerrede unterwarf. — Den nächsten Morgen verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur sei nach Libau gereist, und da man die Nachricht für zuverlässig hielt, wurde mir sogleich von mehreren Seiten zugeredet, schleunigst selbst nach Libau zu reisen, auf halbem Wege zur preußischen Grenze, um dort mit dem Gouverneur zu sprechen und so meine Angelegenheit schnell zu erledigen.

Esen gehörte zu denen, welche diesen Plan am Eifrigsten betrieben, und affordierte auch gleich für mich mit einem Fuhrmann, der mich billig befördern sollte, da es hier keine fahrende Posten gibt, wie bei uns. — Mir sagte dies sehr zu, und ich begab mich zu Hoffmann, mir seinen Rat zu erbitten, fand ihn aber wiederholt nicht zu Hause. Schon verstimmt darüber, begegnete ich einem andern Magistrats-Mitgliede, Sekretär Schiemann, der sich mir immer sehr wohlwollend erwiesen, mich jetzt aber mit feierlichster Amtsmine begrüßte und gleich in harte Vorwürfe darüber ausbrach, das ich das mir bewiesene Vertrauen der Obzig-

keit zu mißbrauchen im Begriff stehe, indem man Anzeige erhalten, daß ich auf eine schnelle Abreise von hier denke. Ich solle nicht vergessen, in welche Verdrießlichkeiten ich den Magistrat dadurch verwickelte, wie undankbar und auch wie unüberlegt ein solcher Schritt sein würde. Das traf mich nun für dieses Mal höchst ungerechter Weise und bei meiner ohnehin jetzt schon sehr gereizten Stimmung konnte ich denn jauch nicht anders, als meinen Mißmut und meine Bitterkeit sehr deutlich auszudrücken. Mit vielleicht zu grellen Farben schilderte ich das Mißgeschick, was alle Welt mit Mißtrauen gegen mich erfülle und mich hier zur Untätigkeit verdamme, während meine Kameraden längst dem Feinde im offenen Kampfe wieder gegenüber ständen, erklärte dann, wie ich nicht die Absicht gehabt, diese Reise anders als mit Bewilligung des Magistrats anzutreten, und überzeugte so den guten Schiemann bald, wie Unrecht er mir getan, so daß er sich nun aufs Äußerste bemühte, mich wieder zu beruhigen, was ihm aber nicht so leicht gelang. Ich entsagte übrigens dem ganzen Plane, da es sich herausstellte, daß die Reise des Gouverneurs noch zweifelhaft war, die denn auch wirklich nachher nicht stattfand. Deutlich aber hatte ich bei dieser Gelegenheit erkannt, wie strenge ich durch den Magistrat überwacht wurde, und wie schwierig es daher auch für mich sein würde, eine Flucht zu unternehmen, wenn ich mich wirklich dazu gezwungen sehen sollte.

So hatten wir denn einen Tag nach dem andern mühsam überwunden, als eines Morgens die Thür sich öffnete und ein Magistratsdiener uns ein Schreiben des Gouverneurs vorlegte, welches den Befehl für uns enthielt, sogleich nach Mitau abzugehen, um dort einer förmlichen Untersuchung unterworfen zu werden. — Auf meinen Brief erfolgte keine Antwort. Ich erkannte darin neue, mir noch auferlegte Prüfungen meines Mutes, und fühlte mich gehoben durch das Bewußtsein, denselben mir ungeschwächt zu erhalten, bis zu dem Augenblick, wo alle Wege und Mittel mir genommen sein würden, um zu meinem Zweck zu gelangen. Auch freute ich mich, nur erst wieder tätig sein zu können, und scheute den Umweg von 60 Meilen nicht, führte er nur endlich zum Ziel.

Meine nächste Erkundigung galt der Art meiner Reise nach Mitau, ob man mich als Arrestant zu transportieren gedächte oder frei auf meine Kosten würde reisen lassen. Man entschied sich für das letztere. Dann begab ich mich zu Kaufmann *Meimann*, von dem ich mir auf Rechnung von Harf vierzig Albertsthaler

(20 Dukaten) gegen Quittung geben ließ und endlich suchte ich mir den Fuhrmann wieder auf, mit dem ich neulich wegen der Fahrt nach Libau verhandelt, fand ihn aber nicht. — In das Gasthaus zurückgekehrt, traf ich den Hofrat Salli, der schon seit gestern wieder hier war und, sobald ich ihn von dem Stand meiner Angelegenheiten unterrichtet, mir den Vorschlag machte, ihn zu begleiten, da er nachmittags abreise und gerade auf der Tour wohne, die ich zu nehmen hätte. Morgen wolle er mich dann mit seinen Pferden bis zum nächsten Nachtquartier schicken, mich dort an einen Freund adressieren, der wieder für den nächsten Tag sorgen solle, und dann hätte ich nur höchstens für die letzte Hälfte des Weges einen Fuhrmann zu dingen. — Das war ein Vorschlag, wie ich ihn mir nicht besser wünschen konnte und freudig schlug ich ein.

Ich hatte früher wohl den Vorsatz geäußert, meine Reise, dürfe ich nur erst fort, zu Fuß zurückzulegen, da es, wie schon erwähnt, hier keine Fahrpost gibt und ich die Kosten für Extrapost oder Fuhrmann scheuen mußte; dagegen aber hatten sich alle Bekannte erklärt und wiederholt versichert, sie würden nie zugeben, daß ich Windau auf solche Weise verlasse, sondern schon Maßregeln treffen, um mir die Reise nicht zu kostspielig werden zu lassen. Das mußte ich wohl dankbar erkennen, obgleich es mir ziemlich gleich war, die 30 Meilen bis zur preussischen Grenze zu fahren oder zu gehen; aber es war mir ein höchst peinlicher Gedanke, so auf Andern Unkosten fortgeschafft zu werden, gleichsam auf dem Schub, wie man in Städten und Dörfern die Bettler weiter schafft, damit sie der Kommune nicht zur Last fallen. Möchte man sich doch auch hier vielleicht so menschenfreundlich meiner annehmen, um sich einer möglicher Weise späterhin lästigen Bürde zu entledigen.

Jetzt überhob mich Sallis Anerbieten aller dergleichen Vorkehrungen, und nur ein Umstand war mir noch hinderlich, es gab nur einen freien Platz noch im Schlitten, und ich wußte nicht, was mit Winzer beginnen, den ich auf keinen Fall seinem Schicksal überlassen wollte.

Er klagte mir seine Verlegenheit, und ich gab ihm mein Wort, nicht ohne ihn zu reisen. Ich suchte nun zunächst Salli wieder auf, erklärte ihm, daß ich mich in keinem Falle von Winzer trennen könne und deshalb für seine Güte danken müsse, was dieser, der die Outmütigkeit und Gefälligkeit selbst war, durchaus nicht zugeben wollte, hoch und teuer aber die Unmöglichkeit ver-

sicherte, bei dem besten Willen, Winzer auch noch mitzunehmen. Davon war ich selbst vollkommen überzeugt, beharrte aber eben deshalb bei meiner Erklärung, worauf Salli fortging, um noch einmal nachzusehen, ob sich doch nicht vielleicht noch möchte einrichten lassen. — Die Verhandlung war in der Gaststube geführt worden, wo sich, wie gewöhnlich, Gesellschaft befand, und mehrere traten an mich heran, mir ihren Beifall zu bezeigen, daß ich Winzer nicht verlassen wolle. Der Hofrat kam bald zurück, sagte, es solle und müsse gehen; doch würde sich Winzer mit einem äußerst schlechten Platz begnügen müssen, womit dieser von Herzen zufrieden war, und so war die Sache denn abgemacht.

Da wir nachmittags abreisen sollten, so lief ich nun eilig noch in der Stadt umher, um überall Abschied zu nehmen, wo mir Theilnahme und Freundschaft erwiesen, und empfing auch jetzt noch vielfache Beweise aufrichtigen Wohlwollens. Sallis Geschäfte verzögerten sich und wir mußten heute noch bleiben. Es war, wie gewöhnlich, viel Gesellschaft im Hause, und da es der letzte Abend war, so wurde fleißig gepunscht, woran ich wider Willen bis in die Nacht hinein teilnehmen mußte.

Unsre Abreise war auf morgens 9 Uhr festgesetzt. Als aber die Zeit herankam, erschien Kaufmann Herzwich, derselbe, bei dem Harf mich eingeführt, und lud uns alle drei zum Frühstück ein, was Salli unter dem Vorwand abzulehnen suchte, daß es für uns zu spät werden würde, doch ließ sich Herzwich nicht abweisen, sondern bestand darauf, es sei seine Pflicht, alle meine näheren Bekannten noch einmal zu versammeln, damit wir noch einige heitere Stunden zum Abschied mit einander verleben könnten. Salli widersprach nicht weiter und so begleiteten wir ihn denn. Wir fanden die Gesellschaft schon beisammen, ein splendidcs Dejeuner wurde aufgetragen, und ich ward hier so ausgezeichnet und mit so vielen Beweisen herzlichster und wahrhafter Theilnahme überhäuft, daß ich dadurch tief beschämt und gerührt wurde. Gewiß, nie darf ich vergessen, wie ich in Windau aufgenommen worden, wie viele Beweise tätiger und aufrichtiger Theilnahme ich dort empfangen habe, für die ich zu um so innigerem Danke mich verpflichtet fühlen muß, als dergleichen unter ähnlichen Umständen wohl schwerlich sonst irgendwo einem so völlig Fremden, wie ich es dort war, erzeigt werden möchten.

Unser Dejeuner verzögerte sich bis 12 Uhr, wo dann Salli das Zeichen zum Aufbruch gab. — Die Schlitten hielten an der andern Seite der Windau.

Die Überfahrt war nicht ohne Gefahr, da der Fluß stark mit Eis ging; doch lief alles glücklich ab. Die Gesellschaft am andern Ufer verweilte, bis wir hinüber und in Sicherheit waren, und rief uns dann noch ein Lebewohl nach, während wir zum Krüge gingen, wo Sallis Pferde und Schlitten standen, uns einsetzten und abfuhrten. Das Wetter war trübe und nasskalt, die Bahn noch nicht sonderlich, so daß die Fahrt nicht rasch gehen konnte und wir erst mit einbrechender Dunkelheit in Poten (l: Popen) ankamen. Dies war das Gut eines Herrn v. Behr, dessen Pächter Salli, was ich wohl im Laufe des Gesprächs von diesem gehört, aber nicht verstanden hatte, daß jener selbst hier wohne. — Von Sallis Frau und Tochter wurden wir sehr freundlich empfangen, er selbst aber entfernte sich bald, um sich zu seinem Prinzipal zu begeben, von dem er mir eine Einladung zurückbrachte, die mir nicht angenehm, so wie es mir überhaupt schon leid war, mitgefahren zu sein.

Herr v. Behr konnte nicht wissen, daß mir sein Aufenthalt hier unbekannt gewesen und meinem Erscheinen andre Gründe unterlegen, was mir sehr verdrießlich war. Von Salli erfuhr ich, daß derselbe früher in unserm Dienst gestanden und einer seiner Brüder noch bei unsrer Armee sei, von dem er durch mich Nachricht zu erhalten hoffe, und obgleich ich erklärte, während der ganzen Kampagne niemand des Namens gekannt zu haben, so half mir das doch zu nichts. Es würde unpassend gewesen sein, der freundlichen Einladung nicht Folge leisten zu wollen, und so ließ ich mich denn nach dem Wohnhause führen. Ich fand in Herrn v. Behr einen noch jungen, wohlaussehenden Mann, der mir sogleich damit entgegenkam, daß er früher bei unsrer Garde-du-Corps gestanden, aber dort mehr ausgegeben, als zuträglich gewesen und deshalb den Dienst habe verlassen müssen. Nach Kurland zurückgekehrt, war er bald in den Besitz seines Vermögens getreten, hatte sich verheiratet und lebte nun häuslich glücklich und, allen Zerstreungen der Welt fern, hier auf seinem Gute. Die Art und Weise, wie er mich empfing, war so echt kameradschaftlich, so zuvorkommend, gütig und traulich, daß meine Skrupel schon nach wenigen Augenblicken des Beisammenseins verschwanden.

Frau v. Behr, eine sehr liebenswürdige und hübsche, junge Frau, schien mir ganz geeignet, die Schöpferin einer wahrhaft glücklichen Häuslichkeit zu sein. Außerdem fand ich noch einen Herrn v. Mirbach, der früher bei unsern schwarzen Husaren gestanden, ebenfalls ein kluger, gebildeter Mann. Zum Hofrat

Salli durfte ich nicht wieder zurückkehren und ließ es mir gern gefallen, den Abend in diesem Kreise zuzubringen, wo ich mich so äußerst wohlwollend aufgenommen fand. Die Nacht bei Salli logieren zu dürfen, hatte ich mir bestimmt ausgebeten, um wenigstens nicht ganz gegen die frühere Abrede zu verstoßen, und wollte, als es Zeit wurde, mich zurückzuziehen, gleich Abschied nehmen, da ich mit Anbruch des Tages meine Reise fortzusetzen dachte. Das aber wollte Behr nicht gelten lassen, versicherte, ohne Gründe dafür anzugeben, daß wir uns noch sehen würden, und da mein Widerspruch nichts half, so ließ ich es bei einem „Gute Nacht“ bewenden. Salli wies mir mit Winzer gemeinsam ein Zimmer an und wurde dann, als ich mich eben mit ihm wegen der morgenden Fahrt besprechen wollte, noch zu Behr hinüber gerufen. Als er von dort zurückkehrte, kündigte er mir an, daß er mich morgen nicht dürfe fahren lassen, sondern, daß ich mit Pferden seines Herrn — bis Mitau gebracht werden würde. — Diese Nachricht setzte mich wahrhaft in Verlegenheit; ich wußte nicht, was dabei zu tun, und sah am Ende auch wohl ein, daß ich nichts dagegen würde einwenden können. Gewiß aber wird man mir zugeben, daß es schwer sein möchte, die Kurländer an freundlichem, gastfreiem Benehmen gegen Fremde zu über treffen. Wenn Jemand bei uns einem Freunde seine Pferde 10 Meilen weit leiht, so meint man wohl, das sei etwas Großes, hier aber sollte nicht ich allein, sondern auch mein Gefährte 30 Meilen weit aus lauterer Gefälligkeit befördert werden. Ich war davon wirklich so ergriffen, daß ich darüber nicht einschlafen konnte.

Früh, am andern Morgen, den 6. Dezember, wurde ich gleich wieder zu Behr hinüber gebeten, wo er mir dann selbst seinen Vorsatz, mich fahren zu lassen, mittheilte, und wie sehr ich mich auch weigerte und ihn bat, es bei der früheren Abrede mit Salli zu lassen, oder doch wenigstens mich nur eine Tagereise mit seinen Pferden zu befördern, so war doch Alles vergeblich. — Nun wurde gefrühstückt und dann rief er mich allein, erkundigte sich nach meiner Kasse und reichte mir, in der allerdings nahe liegenden Voraussetzung, daß es damit schlecht bestellt sein müsse, 2 Wechsel, jeden über 100 Thaler, die ich in Mitau, je nachdem mir Geld nötig sei, einziehen solle, wobei er zugleich hinzufügte, daß wir Kameraden und einer dem andern schuldig wären uns beizustehen, weshalb es denn auch eine eben so unnütze, als übertriebene Delikatesse von mir beweisen würde, wollte ich seine Hilfe hier ausschlagen. Ich konnte ihm nur dankbar erwidern, daß

ich seine Hilfe ohne Weigerung annehmen würde, wäre ich durch die Güte des Kaufmanns Harf nicht bereits gegen jede Verlegenheit gesichert, worauf er nicht weiter in mich drang und die Wechsel — nicht empfindlich, aber betrübt — zurücklegte mit den Worten: daß es ihm sehr leid sei, wenn ein andrer ihm zuvorgekommen und er dadurch der seltenen Freude beraubt würde, einem Kameraden nützlich zu sein. Er bat mich dann noch, wenn ich zur Armee zurückgekehrt wäre, mich sowohl nach dem Schicksal seines Bruders, als dem mehrerer anderen Offiziere zu erkundigen, von denen er dringend Nachricht zu erhalten wünschte, und machte mir schließlich den Vorschlag, — da ich am Abend zuvor mich schon als einen eifrigen Jagdliebhaber erklärt und besonders den Wunsch ausgesprochen hatte, hier einer Glends- oder Wolfsjagd beiwohnen zu können — den Tag über noch hier zu bleiben, wo denn eine solche Jagd angestellt werden sollte. Zum Beweise, auf welch ein Ergebnis dabei zu rechnen, ließ er drei Wölfe, zwei alte und einen jungen, vorzeigen, die am Tage zuvor erlegt. Dennoch bat ich ihn, mich fortzulassen, da mir der Boden unter den Füßen brenne und ich es mir nicht vergeben würde, wollte ich unter den obwaltenden Umständen meine Zeit dem Vergnügen opfern. Er wandte dagegen nichts ein, ließ mir aber noch die ganze Meute seiner Jagdhunde vorsehren, die ausgezeichnet schön und ganz in der Art waren, wie sie bei uns in Westphalen gebraucht werden, so daß ihr Geheul und Geschrei bei mir förmlich eine Art Heimweh erweckte.

Da ich mich zum Bleiben nicht entschließen wollte, so befahl mein gütiger Wirt das Anspannen und Vorfahren, während ich noch zu Sallis hinüberging, um Abschied zu nehmen und Winger Bescheid zu sagen. Ich hatte bis dahin meinen Mantelsack noch nicht selbst wieder in Händen gehabt. In Windau war er durch einen Knecht auf den Schlitten gelegt, hier durch einen von Sallis Leuten auf das Zimmer getragen; jetzt, wo augenblicklich niemand zur Hand, wollte ich ihn selbst hinunter bringen und wunderte mich, ihn ungewöhnlich schwer zu finden, was mich veranlaßte ihn noch einmal zu öffnen und nach der Veranlassung zu forschen. — Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich 3 Päckchen mit Geld entdeckte, von denen das erste, nebst einem kleinen Zettel, P—n unterschrieben, 12 Albertothaler, — das zweite, mit S—n, deren 20 und das dritte, mit P—h, 10 enthielt. Die Namen Hoffmann, Schiemann und Herzwich waren es, auf die ich dies deuten mußte, und wahrhaft erschrocken, — ja, soll ich es

gestehen, — fast mißmutig, stand ich vor dieser Überraschung. Auf jedem Zettel standen außerdem noch die Worte: „Zum Beweise meiner Freundschaft und meines guten Willens. Windau, den 5. Dezember 1806“.

Daß man die Zeit während des Frühstücks, wo der Mantelsack in Herzwichs Hause niedergelegt war, benutzt hatte, denselben zu öffnen, und das Geld hinein zu praffizieren, war wohl klar; mir aber blieb jetzt kein Augenblick, um weiteren Betrachtungen nachzuhängen. Ich konnte nur eiligst Alles wieder zusammenpacken, den Mantelsack auf den Schlitten werfen, von Salli, mit herzlichstem Dank für so viel empfangene Güte Abschied nehmen und mich dann wieder zu Behr hinüber begeben. Von diesem erhielt ich nun noch einen Brief an den Pfliegerater seiner Frau, einen Herrn v. Mirbach in Mitau, dem er mich empfahl und an den ich mich in jeder Not zu wenden haben würde und dann nahm ich auch hier Abschied, abermals mit dem beglückenden Bewußtsein, ein paar Menschen von seltner Seelengüte mehr kennen gelernt zu haben. Zu unsrer Reise erhielten wir 3 sehr niedliche Schlitten, jeder mit einem kleinen, echt russischen, sehr verdrießlich aussehenden Pferdchen, mit langer Mähne und Tusch behängt, so daß man die Augen kaum sehen konnte. Jeder Schlitten war mit prächtiger Pelzdecke und Fußsack versehen und der des Kutschers noch überdies mit einer großen Kiste voll Victualien, Wein, Rum usw. Jeder von uns bestieg sein Schlittchen, nahm Leine und Peitsche selbst zur Hand, und so fuhren wir, der Kutscher voran, in munterm Trabe, von Poten (l: Popen) ab. Es war um so größere Güte von Behr, daß er, da wir jeder allein fuhren, ohne ein Wort darüber zu verlieren, für Winzer gleich eine besondere Equipage besorgte.

Es war trübes Wetter, die Luft dick, aber nicht sehr kalt und, wie es den Anschein hatte, voll Schnee. Unsrer Reise ging durch große, dichte Fichtenwälder, in denen der Schnee sehr hoch lag und auf den breiten Zweigen der Bäume in unglaublichen Massen hängen geblieben war, was die seltsamsten und schönsten Gruppen bildete. Wir begegneten fast Niemandem, selten nur etwa einem einzelnen Bauern, in seinen Schafspelz und seine große Klappen-Mütze ver mummt, auf einem ganz kleinen Schlitten, mit eben so kleinem Pferde, rasch vorüber gleitend, denn anders als Trapp fährt man hier nicht, mag der Weg eben oder ungleich sein, und wirklich zu bewundern ist die Geschicklichkeit, mit der diese Leute die Schlitten zu balanzieren verstehen. Selten nur

wirft einer um, und selbst im schnellsten Jagen wissen sie das schon verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen, indem sie sich, wo es nötig ist, von einer oder der andern Seite mit dem ganzen Körper hinaushängen. Beim ersten Krüge, an dem wir vorüber kamen, hielt der Kutscher an, den Pferden einige Rast zu gönnen, stillschweigend stieg er ab, band die Peine fest und ging hinein; wir folgten seinem Beispiel, machten aber bei dieser Gelegenheit die unangenehme Bemerkung, daß der Mann kein Wort Deutsch verstand und eben so wenig russisch. Es ging bald wieder vorwärts und die Reise blieb im Ganzen sehr einförmig. Nicht einmal Glendtiere oder Wölfe, Bären oder Füchse wollten die Einsamkeit beleben, was ich gehofft, da es dergleichen in den Wäldern hier so viele geben sollte.

Am Abend, als es anfang zu dunkeln und wir ungefähr 70 Verst zurückgelegt haben mochten, fand es der Kutscher ratsam, anzuhalten in einem Ort, der, wie ich glaube, Stenden hieß. Die Krüge in Kurland, die an der Landstraße liegen, sind meist vortrefflich, es herrscht dort große Reinlichkeit, die Aufwartung ist gut und fast zu allen Stunden findet man auch gutes Essen bereit; auch sprechen die Wirte und Aufwärterinnen meist alle Deutsch. Ganz vorzüglich aber sind die Betten zu rühmen, im Vergleich zu dem, was man gewohnt ist in solcher Beziehung bei uns in den geringeren Wirtshäusern zu finden. Man erhält hier überall ein sogenanntes Ruhe-Bettstell, eine Matrage, worauf ein leichtes Unterbett, und eine gesteppte Decke mit sehr reinlichen, feinen Bezügen, was mich besonders im Gegensatz zu der, sonst in den Dörfern hier herrschenden großen Unreinlichkeit und Rohheit überraschte. Doch sollte auch hier die Erfahrung nicht fehlen, daß jede Regel ihre Ausnahme hat, und schon am nächsten Abend kehrten wir in einem Krüge ein, der gerade das Gegenteil von dem gestrigen war, vermutlich wohl, weil die große Nähe des Städtchens Tuckum hier selten nur mochte reputierliche Leute einführen lassen, und es mehr eine Herberge für Fuhrleute, Juden und Bettler war. — Auch wir hätten gern die kleine Strecke selbst zu Fuß noch zurücklegen mögen, wäre es nur möglich gewesen, sich mit dem Kutscher oder sonst Jemandem von den Leuten zu verständigen, von denen kein einziger Deutsch sprach. So mußten wir uns denn fügen, fanden aber in der einzigen nur vorhandenen Stube, die von den Hausgenossen, den Kindern und einer Schar höchst wiederwärtig aussehender Juden bereits überfüllt war, einen Schmutz und eine Unordnung, von der es unmöglich

ist, sich einen Begriff zu machen. Wir suchten uns einzurichten, so gut es gehen wollte, zehrten von dem eignen Proviant, und da ich mich nicht entschließen konnte, eines von den für uns hergerichteten Betten zu benutzen, obgleich es noch besser aussah, als sich hier erwarten ließ, so legte ich mich auf einen großen Tisch, der mitten in der Stube stand, nahm den Mantelsack als Kopfkissen, deckte mich mit der Schlittendecke zu und verbrachte die Nacht noch ganz erträglich.

Eines in Kurland allgemein üblichen Gebrauchs muß ich hier erwähnen. Der Kutscher spannte nämlich auf der ganzen Reise die Pferde nicht aus, die Tag und Nacht vor den Schlitten blieben. Die Krug-Ställe hier zu Lande sind sehr groß und Jeder, der über Nacht bleiben will, fährt mit Pferd und Schlitten unmittelbar vor die Krippe, einer neben dem andern; die Pferde werden abgezäumt, im Übrigen aber bleibt Alles, wie es zum Ziehen nötig war. Wie die Pferde, die sich auf diese Weise nie legen können, dies auf einer langen Reise, wie doch die unsrige schon war, auszuhalten vermögen, begreife ich nicht, aber der Gebrauch ist allgemein.

In Tuckum, einem miserablen Städtchen, hielt der Kutscher am nächsten Morgen gleich wieder an, um zu frühstücken, und so wenig wir Lust dazu hatten, mußten wir schon seinem Beispiel folgen, um nicht vergebens zu frieren. Nachts in den Städten einzufahren, schien der Mann nicht zu lieben, denn obgleich wir Mitau heute noch recht gut hätten erreichen können, so gefiel es ihm doch abends wieder in einem Kruge Halt zu machen, wofür wir denn aber wenigstens am andern Morgen schon um 9 Uhr am Ziele waren.

Ohne zu fragen, wo wir einkehren wollten, fuhr er vor einem Gasthof am Markte vor, welcher einem Franzosen, Herrn Morell, gehörte. Es sah hier ziemlich elegant aus, und auf unser Verlangen wies man uns gemeinsam ein Zimmer an. Kaum daß wir davon Besitz genommen, so präsentierte sich auch schon ein Jude als Diener und erbot sich zu allen möglichen Diensten, was ich sogleich benutzte, um einen Barbier zu bestellen, dessen ich dringend bedurfte und der auch bald erschien. Wie alle seines Gleichen, äußerst redselig, wußte der Mensch besonders viel zu erzählen von der traurigen Lebensweise Ludwig XVIII., der unter dem Namen eines Grafen von Lille hier lebte. — Kaum war meine Toilette beendet, als auch schon ein Polizeidiener erschien, mit dem Befehl, uns sogleich zum Gouverneur zu ver-

fügen, den man von unsrer Ankunft berachrichtigt. Im Hause des Gouverneurs wurden wir in eine Vorstube geführt, in der wir einige Zeit warten mußten.

Mit uns zugleich befand sich dort ein kleiner Mann, mit ganz weißem Haar, der mich besonders fixierte und endlich, seiner Neugierde, wie es schien, nicht mehr gebieten könnend, mich auszuforschen veruchte; doch war ich solch unberufener Frager jetzt schon gewohnt und antwortete einfüßig, bis wir endlich vorgefordert wurden. — Ich hatte mir den Gouverneur, der Beschreibung nach, als einen freundlichen, humanen Mann gedacht und war daher nicht wenig erstaunt über die Art unsres Empfanges.

Mehr liegend auf dem Sopha als sitzend nahm er uns auf, wie etwa ein orientalischer Fürst ein paar Angeklagte, über deren Leben und Tod er mit einem Wink seiner Augen zu entscheiden hat. Er sprach geläufig nur russisch und französisch, ich keins von beiden, und so wurde denn in schlechtem, gebrochenem Deutsch ein weitläufiges Examen mit mir angestellt, bei dem er mich nicht anders als Herr Ledebür nannte. — Er überging dabei auch nicht den kleinsten Umstand und wollte auf die Frage, weshalb ich nicht lieber durch Dänemark, als hierher gegangen, meine dafür angeführten triftigen Gründe nicht gelten lassen, mir immer neue Einwendungen machend, die ich indessen zuletzt doch alle siegreich wiederlegte, so daß er endlich von meinen ehrlichen Absichten überzeugt schien und sich dahin resolvierte, daß ich einen Paß erhalten und dann sogleich abreisen könne. — Wer war froher und glücklicher als ich, als diese erwünschte Sentenz mein Ohr erreichte! Alles, was ich nur Verbindliches herauszubringen wußte, versicherte ich dem Ehrenmann, den ich hätte küssen mögen, so wenig anziehend er mir auch anfangs erschienen war. — Mein armer Gefährte Winzer mußte nun ebenfalls sein Examen bestehen, was aber nicht so günstig ablief als das meinige und aus übergroßer Gnade wurde ihm endlich verstattet, wieder ins Preußische zurückzugehen, um sich dort erst von einem russischen Konsul einen gültigen Paß zu verschaffen. Wir entfernten uns nun Beide und im Hinausgehen fragte ich noch Jemand, von wem ich meinen Paß zu empfangen habe, indem ich heute noch abzureisen gedächte. Daran würde wohl für heute nicht zu denken sein, lautete die Antwort, da der Gouverneur dergleichen nachmittags nicht unterzeichne und ich deshalb bis morgen Geduld haben müsse, was meine Freude gleich sehr niederschlug. — Wir begaben uns nun in den Gasthof zurück, wo ich mich eben niedergelegt hatte, einige

Zeilen des Dankes an Behr zu schreiben, die der Kutscher, der heute noch wieder abgehen wollte, mitnehmen sollte, als mir Herr von Mirbach, derselbe, an den mir Behr einen Brief mitgegeben, gemeldet wurde. Noch hatte ich diesen Brief in der Tasche und begriff nicht, wie der Mann schon von mir wissen konnte, bis ich erfuhr, daß der Kutscher einen zweiten zur Besorgung erhalten und diesen sogleich abgegeben hatte.

Herr v. Mirbach war ein kleiner, ältlicher, schwächlich aussehender Mann, mit einem Ausdruck wohlwollender Güte in den Zügen und einer Ruhe und Sammlung in seinem ganzen Wesen, die sich auf vielfache Erfahrungen zu begründen schienen, so daß man sich gleich im ersten Augenblick fast kindlich zu ihm hingezogen fühlte, und er bald mein ganzes Vertrauen gewann. Auf die feinste und schonendste Weise bot er mir seinen Schutz an, und den besten Willen, mir zu helfen, mir nützlich zu werden, wo und wie er es nur irgend vermöchte. Er bat mich dann ein für allemal zum Essen und tat Alles, um mir zu beweisen, daß ich in ihm einem Manne empfohlen war, der mir hier den ältesten und redlichsten Freund zu ersetzen wünschte. — Dies Alles meldete ich Herrn v. Behr und sprach es ihm unverholen aus, wie großen Anteil an meiner jetzigen Zufriedenheit ich ihm zuzuschreiben hatte. Sobald mein Brief beendet, suchte ich meinen lieben Freund Harf auf, der mich mit größter Herzlichkeit empfing. Er bat mich ebenfalls zu Mittag, was ich aber ablehnen mußte, indem ich mich von ihm zu Mirbach begab, wo ich auch von Frau v. Mirbach mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde und, da wir drei allein waren, Manches von meinen Schicksalen erzählen mußte. Mirbach gab mir die Versicherung, daß er zu meiner morgenden Abreise auf allen Stationen solche Vorkehrungen getroffen, daß mir die Reise bis zur preussischen Grenze Nichts kosten würde. In Kurland ist nämlich die Post nicht, wie bei uns königlich, sondern sie gehört dem Edelmann, in dessen Distrikt die Station ist und so hatte denn Herr v. Mirbach einen Laufzettel geschickt, mit dem Bedeuten, mich überall unentgeltlich zu befördern. Dies setzte mich nun wohl etwas in Verlegenheit, doch gab mir Mirbach die Versicherung, daß unter ihnen eine Art von Übereinkunft bestehe, nach welcher sie ähnliche Forderungen oft gegenseitig an einander machten.

Nach dem Essen führte er mich zu einem Herrn v. Kleist, dessen Sohn beim Regiment Reitzenstein und sogar eine Zeit lang in Taugermünde bei einer Schwadron mit mir gestanden, so daß

ich der Familie aus den Briefen desselben, wenigstens dem Namen nach, längst nicht mehr fremd war und auch wie ein alter Bekannter aufgenommen wurde.

Von dort kehrte ich noch wieder zu Mirbachs zurück, wo ich einen Herrn v. Sacken fand, einen Verwandten der Frau von Mirbach, der ehemals bei unsern Tartaren gedient hatte und aufs tiefste betrübt über unser Unglück war. Ich mußte ihm, so genau ich es nur vermochte, alle näheren Umstände über die Schlacht bei Muerstädt mittheilen, und er zeigte dabei eine lebhafteste Theilnahme. — Beim Abschied sagte er mir, daß er abends Gesellschaft erwarte, an der er mich einlud teilzunehmen, was ich nicht abschlagen mochte, aus Furcht, Mirbachs sonst auch abzuhalten. Er wollte mich im Schlitten abholen lassen.

Mirbach hatte mir geraten, bei dem Gouvernements-Sekretär, dem die Ausfertigung der Pässe obliege, und der viel Einfluß habe, einen Besuch zu machen, was ich sowohl der Artigkeit, als der Klugheit angemessen fand, mich nun auch erinnernd, vom Sekretär Schieman in Windau einen Brief für diesen Mann erhalten zu haben, durch den er ihm meine Angelegenheit dringend empfahl. — Ich machte den Besuch, und war ganz befriedigt von der Bekanntschaft des anscheinend äußerst artigen und gefälligen Mannes, der mir aber versicherte, daß es auch bei dem besten Willen nicht möglich sein würde, mir den Paß vor nächstem Mittag auszufertigen, und um nicht ungenügsam zu erscheinen, ließ ich es dabei bewenden.

Im Lauf des Gespräches kamen wir auf die Fortschritte der französischen Armee und die Gefahr, die daraus für Kurland erwachsen könne, wobei er denn als nicht unmöglich behauptete, daß sie die Grenze überschreiten könnte, noch bevor ich unsre Armee wieder erreicht hätte, so daß ich Gefahr lief, zum zweiten Male gefangen zu werden. — Mir wollte das freilich nichts weniger als wahrscheinlich erscheinen; da er es indessen doch als möglich auseinandersetzte, so bat ich ihn endlich, zu aller Sicherheit meinen Paß wieder so auszufertigen, wie er bisher gewesen, und mich darin nicht als Offizier aufzuführen, was er mir denn auch, wo möglich beim Gouverneur auszuwirken versprach. — Nachdem ich ihn dann noch recht dringend ersucht, dies aber ja nur dann zu tun, wenn es ohne Gefahr einer Änderung in der Ansicht des Gouverneurs überhaupt geschehen könne, entfernte ich mich, ging auf einige Zeit nach Hause und dann wieder zu Mirbach, den Sacken selbst bereits abgeholt hatte, indem er den Bescheid zurück-

gelassen, daß er für mich einen andern Schlitten schicken würde, den mich die Dame vom Hause, die allein zurückgeblieben war, ruhig bei ihr abzuwarten hat.

Wir waren die vielen Umstände unangenehm und ich wäre lieber zu Fuß gegangen, was aber nicht zugegeben wurde; auch ließ der Schlitten nicht lange auf sich warten und ich überzeugte mich bald, daß ich den Weg schwerlich allein möchte gefunden haben.

Mitau ist eine ziemlich bedeutende Stadt, die wir, wie ich glaube, fast von einem Ende zum andern durchschnitten, wobei ich mich aber gar nicht übel befand. Die Straßen waren gut erleuchtet und die Menge der großenteils sehr eleganten Schlitten-Equipagen, das rasche Fahren, das gegenseitige Anrufen in russischer Sprache zum Ausweichen, machte mir viel Vergnügen.

Meine Fahrt aber nahm gar kein Ende und ich war zuletzt ganz überrascht, als es sogar zum Tor hinausging. Wohl eine halbe Meile führen wir so, was mir in der bestimmten Voraussetzung, daß Sacken in der Stadt wohne, ganz rätselhaft erschien. Endlich entdeckte ich in der Ferne ein hellerleuchtetes Haus, vor dem mein Kutscher still hielt, und wurde dann sogleich durch einen Bedienten in eine elegante, sehr zahlreiche Gesellschaft eingeführt. Der Hausherr empfing und stellte mich seiner Frau, sowie der übrigen Gesellschaft vor, die bis um 11 Uhr versammelt blieb und in der ich mich sehr wohl befand. Da Mirbach schon vor meiner Ankunft die Gesellschaft wieder verlassen hatte, so kehrte ich allein ganz in der Weise, wie ich gekommen, wieder zurück, und da ich dem Kutscher durchaus nicht begreiflich machen konnte, wohin er mich zu bringen hatte, so nahm ich Peitsche und Reine selbst zur Hand und fuhr mich nach meinem Quartier. Am andern Morgen gegen 11 Uhr wurde ich zum Gouverneur beschieden und eilte in der freudigen Überzeugung zu ihm, nun meinen Paß zu erhalten. Statt dessen aber wurde ich mit sehr verdrießlichem Gesicht und der Frage empfangen: „weshalb ich in dem Passe nicht als Offizier aufgeführt sein wolle?“ — Meine Antwort war ganz einfach, daß ich für meine Person nicht die mindesten Besorgnisse hege, von andern aber zu solcher Vorsichtsmaßregel aufgefordert worden sei. „Leere Ausflüchte“, hieß es weiter, „dies macht Sie mir verdächtig und Sie dürfen nicht reisen, bis ich nach Petersburg über Sie berichtet, und von dort Resolution erhalten habe.“ — Ich hätte in die Erde sinken mögen bei dieser Erklärung! — Vergeblich suchte ich alles hervor, dem Manne sein völlig grundloses Mißtrauen zu benehmen, und berief mich, da

Alles nichts half, zuletzt auf sein mir gegebenes Wort, was er nicht würde brechen wollen, da sich nichts in den Verhältnissen geändert habe. Es prallte Alles ab an dem unentschlossenen, peniblen, hartherzigen Russen. Aus großer Gnade ließ er mir die Wahl, mein Ehrenwort darauf zu geben, nicht ohne seine Erlaubnis die Stadt zu verlassen, und dagegen dann frei umhergehen zu können, oder mit einer Wache vor der Thür Stubenarrest zu erhalten. Natürlich entschied ich mich für das erstere und eilte dann voll Kummer und Betrübniß zu meinem väterlichen Freunde Mirbach, der, im höchsten Grade aufgebracht über das ungerechte und inkonsequente Benehmen des Gouverneurs, sogleich einen Schlitten nahm, um zu Kleist zu fahren und mit diesem zu überlegen, was in der Sache zu tun sei. Bald darauf kehrten beide zurück, um mich abzuholen und zum Landesbevollmächtigten, Herrn von Korff zu bringen. Er ist nach dem Gouverneur der Erste im Lande und führt den Titel Excellenz. Durch diesen sollte die Sache gehörig vorgestellt und der Gouverneur für mich gewonnen werden. Ich war natürlich gern bereit; wir fuhren hin, wurden angenommen und ich mit einer Freundlichkeit und Güte empfangen, die Herrn v. Korff sogleich mein ganzes Vertrauen gewannen. — Mit sichtbarer Teilnahme hörte er auf die Schilderung meiner verwickelten Verhältnisse und war sogleich bereit, seinen ganzen Einfluß beim Gouverneur für mich geltend zu machen. Es schien mir hier auch an der Zeit, meiner Briefe für den König zu erwähnen. Die Herren billigten mein bisheriges Verfahren; doch fragte der Landesbevollmächtigte, ob ich damit einverstanden sein würde, wenn er jetzt dieser Briefe gegen den Gouverneur erwähnte. Ich stellte sein Verfahren ganz seinem eignen Ermessen anheim, worauf er sogleich zum Gouverneur fuhr, während wir das Resultat der Unterhandlung in seinem Hause abwarteten. — Wir hatten bei ihm einen Grafen M e d e m gefunden, der früher bei unsrer Garde-du-Corps gestanden, Adjutant des hochseligen Königs gewesen war und den Orden pour le mérite hatte. Er interessierte sich gleich sehr für mich und sprach mir guten Mut ein und Vertrauen zu der Verwendung des Herrn von Korff.

Dieser aber kehrte mit der traurigen Nachricht zurück, daß es ihm nicht gelungen, des Gouverneurs gegen mich äußerst erregtes Mißtrauen zu beschwichtigen; er beharrte dabei nicht anders gegen mich verfahren zu können, da mein Fall einzig in seiner Art sei. Doch wolle er mich noch einmal sprechen und auch die

Briefe sehen. Ich begab mich dann zu ihm, und fand ihn allein in seinem Zimmer, auf dem Sopha sitzend. Er empfing mich freundlicher als früher, nötigte mich sogar zum Sitzen an seiner Seite und fragte dann nach den Briefen, sowie, weshalb ich dieselben bisher verheimlicht. Ich erklärte mich darüber und überreichte sie ihm dann. Mit der größten Besonnenheit und Vorsicht versuchte ich noch einmal, ihm gründlich auseinander zu setzen, daß ich wirklich der unschuldigste Mensch von der Welt sei, was er ruhig anhörte, indem er sogar Teilnahme für mich zu empfinden schien; dennoch erwiderte er: „Ich glaube ihnen das alles und setze nicht den mindesten Zweifel mehr in Ihre Worte, aber — für einen Mann in meinen Verhältnissen sind Worte und Versicherungen nicht hinreichend; ich muß Beweise haben. — Kein Mensch kennt Sie hier, nichts als Ihre eigne Aussage spricht für Sie und Sie könnten uns eben so gut täuschen, als die Wahrheit sagen.“ — Er nahm dann meine Briefe zusammen, wollte sie weglegen und erklärte, diese jedenfalls nach Petersburg schicken zu müssen. Dagegen aber protestierte ich auf das Entschiedenste und erklärte, daß ich mich von denselben nicht trennen würde. Ich erklärte dies so fest und bestimmt, daß der Gouverneur abermals uneinig mit sich selbst wurde, von seinem Vorhaben abstand und mir nur aufgab, ein Protokoll darüber aufzusetzen, wo ich die Briefe erhalten, wie viele es seien, und wie lange ich sie in Händen gehabt. Dies tat ich auf der Stelle. Er war damit zufrieden, händigte mir meine Briefe wieder ein und entließ mich, ohne daß ich auch nur einen Schritt weiter gekommen, als früher.

In der trostlosen Überzeugung, hier nun wochenlang auf eine Resolution aus Petersburg warten zu müssen, begab ich mich zu meinen Beschützern zurück, die sehr erstaunten über die Nachrichten, welche ich brachte. Für heute war nichts weiter zu tun; doch brachte mich die Äußerung des Gouverneurs: „Kein Mensch kennt Sie hier!“ — auf den Gedanken, daß es zu meiner Legitimation vielleicht hinreichen würde, fände sich hier Jemand, der mich in meinen früheren Verhältnissen gekannt. — Von den ehemaligen Kameraden war in Kurland jetzt niemand anwesend, als die beiden Buttler's, der eine, welcher in der Rhein-Campagne bei Schmettau-Dräger, und der andre, welcher späterhin bei Quitzow stand. An diese nun beschloß Kleist sogleich eine Estafette abzuschicken, um einen von ihnen zu solchem Zweck hierher zu berufen und ich legte selbst einige Zeilen für Theodor, den Quitzower, bei. Dies erfüllte mich wieder mit neuen Hoffnungen und dadurch

heiterer gestimmt, begaben wir uns zum Essen zu Mirbach, den ich dann am Abend noch ins Schauspiel begleitete. — Mitau soll sonst eine eigne Truppe besitzen, die aber augenblicklich auf Urlaub war, und die, erst vor einigen Tagen eingetroffenen Stellvertreter spielten unter aller Kritik.

Eine Dame, die ich gestern in der Gesellschaft bei Sacken kennen gelernt, und neben der ein glücklicher Zufall mir den Platz angewiesen, gab sich alle Mühe, mir zu beweisen, daß die Mitauer kein Vergnügen an schlechtem Schauspiel fänden. Im Verlauf der Unterhaltung riet sie mir, mich an die Frau des Gouverneurs zu wenden, die ihn völlig regiere und durchsetzen könnte, was sie wolle. Ich dankte für so guten Rat, dachte aber nicht daran, ihn zu benutzen, obgleich er mir später von mehreren Seiten wiederholt wurde. Nach dem Schauspiel begleitete ich Mirbach, der mich zum Abend gebeten, nach Hause, wo wir seine Frau mit einer andern, mir fremden Dame am Teetisch trafen. Nach den ersten Begrüßungen redete mich diese freundlich mit den Worten an: „Herr von Ledebur, obgleich wir uns nie gesehen, habe ich doch schon recht lange das Vergnügen, Sie zu kennen!“ — Dies klang sehr räthselhaft, klärte sich aber bald auf, indem sie hinzufügte: „Mein Bruder, der mit Ihnen bei demselben Regiment gestanden, hat Ihrer sehr oft mündlich und schriftlich als seines Freundes erwähnt!“ — worauf sich denn ergab, daß sie unfres Derschau Schwester war, was mir unbeschreibliche Freude machte. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit dem Bruder, besonders in Sprache und Ausdruck. Von seinem Schicksal wußte sie nichts, als daß er bei Prenzlau gefangen und dann mit dem Prinzen nach Schlessien gegangen war. Ein anderer hier in Mitau wohnender, verheirateter Bruder war gerade abwesend und die Schwester wußte nicht, wann er zurückkehren würde. Sehr überraschend war es mir, Fräulein von Derschau so genau bekannt zu finden mit den Beziehungen des Bruders im Regiment; namentlich wußte sie von allen seinen Freunden, also auch, wann Sie den Abschied genommen und sich verheiratet hatten.

Am nächsten Morgen erhielt ich den Besuch eines Herrn v. Sacken, eines 70-jährigen Greises, der mehrere Meilen weit zur Stadt gekommen, in der Hoffnung, durch mich vielleicht Nachricht zu erhalten über das Schicksal seines Sohnes, der ebenfalls bei unserem Regiment stand, von dem ich dem bekümmerten Vater aber nur sagen konnte, daß er sowohl die Schlacht von Muerstädt, als auch den Rückzug bis Magdeburg, von wo er in

die Garnison zurückgekehrt war, glücklich überstanden, wie ich in Hamburg erfahren, was den alten Mann, wenigstens in etwas beruhigte, dem aber der Gedanke große Sorge machte, daß der Sohn in Geldverlegenheit sein könnte und er in der Unmöglichkeit, ihm zu helfen. Kaum war Sacken fort, als sich Baron Derschau melden ließ, der gestern Abend zurückgekommen war und mich nun sogleich aufsuchte. Dieser Bruder sah dem unseren sprechend ähnlich, nur daß er älter war. Derschau hat mich zum Abend und dann trennten wir uns.

Mittags bei Mirbach lernte ich noch einen Kammerherrn von Medem kennen, der mir viel Teilnahme und Freundschaft bewies, die sich späterhin noch recht betätigte. Derschau wohnte bei seinen Schwiegereltern, die mich eben so wie seine Frau — Alle liebe, freundliche Menschen — sehr herzlich aufnahmen; auch die Schwester wohnte mit dem Bruder.

Den folgenden Tag mittags war ich mit Mirbach zum Kammerherrn von Medem gebeten. Zum andern Mittag, den 14. Dezember, hatte mich Kleist eingeladen, bei dem ich zahlreiche, meist zur Familie gehörige Gesellschaft fand. Eben wollten wir uns zu Tisch setzen, als Winzer kam, mich zu benachrichtigen, daß der Gouverneur mich habe rufen lassen. Ich folgte eiligst dem erhaltenen Befehl. Den Gouverneur fand ich mit Graf Medem auf dem Sopha sitzend, und wurde von ihm ganz empfindlich mit der Frage empfangen: „weshalb ich gar nicht komme, mich zu erkundigen, was mit mir werden solle.“ — worauf ich denn nichts erwiedern konnte, als daß ich seine Befehle erwartet und gefürchtet habe, lästig zu werden. Hierauf sagte er: „Ja, ich muß ihretwegen nach Petersburg berichten; eher können Sie nicht fort, und wer weiß, ob nicht die Resolution erfolgt, daß Sie dorthin geschickt werden sollen!“ — Ehe ich antworten konnte, äußerte Graf Medem, daß ihm eine solche Maßregel unter den obwaltenden Umständen nicht als notwendig erscheine, worauf der Gouverneur wieder seine Gegengründe anführte und beide Herren dies Gespräch eine zeitlang fortsetzten, ohne daß ich mich darein mischte, da ich bald bemerkte, wie vortrefflich Graf Medem meine Sache führte. Ehe aber der Gouverneur zu einem Entschluß gelangte, brachte ihm ein Sekretär einiges zur Unterschrift, was ihn veranlaßte, mit Medem das Zimmer zu verlassen, jedoch ohne mich zu entlassen. — Ich trat ans Fenster und überließ mich meinen Gedanken, in denen ich bald gestört wurde, indem die Thür sich wieder öffnete und die Frau Gouverneurin eintrat, auf jedem Arm ein

Hündchen, drei oder vier dergleichen neben ihr herlaufend, sie selbst aber geführt von einem fremden Manne, mit dem sie auf einem Sopha mir gegenüber Platz nahm, ohne mich, bis auf gnädiges Kopfnicken, zu beachten. Der Begleiter, den ich nach seinem ungenierten Wesen für etwas sehr Vornehmes gehalten, zog nun eine Menge Zeug-Proben aus der Westentasche, die er der Dame vorlegte, und die dann mit größtem Eifer geprüft und besprochen wurden, bis der Blick der Frau Gouverneurin gelegentlich auf mich fiel, worauf sie ihren Rabar französisch fragte, wer ich sei. Zu meiner Überraschung schien dieser vollkommen von meinen Verhältnissen unterrichtet zu sein und auch sie erinnerte sich nun, von mir gehört zu haben. — Das Gespräch wurde eine Zeitlang französisch über mich fortgesetzt, — vermutlich glaubten sie von mir nicht verstanden zu sein, — wobei der Mann sehr eifrig zu meinen Gunsten sprach und wiederholt behauptete, daß der Gouverneur zu peinlich sei, wogegen die Dame versicherte, daß er nicht anders könne, da in diesen Tagen noch geschärfte Befehle aus Petersburg gekommen und er seine Stellung gefährdete, wollte er weniger streng verfahren. Endlich trat Graf Medem wieder ein, und während jetzt noch mehrere Fremde dazu kamen, fragte der mir so günstig gesinnte Unbekannte jenen, warum er meinetwegen noch nicht mit seiner Schwester, der Herzogin von Kurland, gesprochen, die gewiß am Leichtesten für mich den Paß erwirken könne. Daran schien Medem noch nicht gedacht zu haben, erwiderte aber nach einigem Nachdenken: „Ja, das ist wahr“, und versprach mir dann, heute noch seine Schwester zu bewegen, sich meiner Angelegenheit anzunehmen. — Die gerade in Mitau anwesende Herzogin hatte an dem Tage große Gesellschaft zu Mittag, an der auch der Gouverneur teilnehmen sollte. Wir wurden nun sämtlich entlassen, und ich erfuhr später, daß mein unbekannter Beschützer, welcher den vortrefflichen Rat gegeben, der Schauspiel-Direktor Meyer gewesen war.

Zu meinem Schrecken hatte man bei Kleist mit dem Essen auf mich gewartet, und glückwünschend kam mir die ganze Gesellschaft bei meiner Rückkehr entgegen, in der gewissen Erwartung, daß ich meinen Paß mitbrächte, was ich leider verneinen mußte.

Nach dem Essen ging ich zu Wirbachs, später zu Verschaus und endlich abends nach Hause, wo ich erfuhr, daß der Gouverneur eben nach mir geschickt. Spornstreichs lief ich hin und fand ihn und seine Gemahlin im Vorzimmer. Noch ehe ich mein Kompliment gemacht, reichte er mir schon mit freundlicher Miene

meinen Paß. Ich war wie erstarrt über diesen plötzlichen Wechsel in meiner Lage und so außer mir vor Freude, daß ich in dem Augenblick alles Herzeleid vergaß, was mir die Unentschlossenheit des Gouverneurs bereitet und ihm aus vollster Seele meinen Dank nicht lebhaft genug auszudrücken wußte. Die Frau ließ mich während dieser Szene, an der sie selbst ihre Freude zu haben schien, nicht aus den Augen, und ich glaubte sogar einen kleinen Triumph in ihren Augen zu lesen, so, als hätte auch sie ihren Anteil an dieser schnellen Sinnesänderung des Gemahls und wollte mir das zu verstehen geben. Auf alle Fälle stattete ich auch ihr meinen Dank ab und bemühte mich, Beide zu überzeugen, daß ich die Güte zu erkennen wußte, welche ich erfuhr.

Voll Freude eilte ich nach Hause und hätte denselben Abend noch abreisen mögen, hätte all' die Güte, die ich hier erfahren, mir nicht die Pflicht auferlegt, zuvor von allen den lieben Menschen erst Abschied, wohl gewiß für immer, zu nehmen. Den Weg langsam zu Fuß zu machen, war mir unmöglich; ich spendierte mir daser auch einmal einen Mietschlitten und fuhr zuerst zu Mirbachs, dann zu Kleist, endlich zu Derschau, wo ich überall die Beweise der herzlichsten Teilnahme empfing. Kaum aber hatte ich bei den Letzteren mein Glück verkündet, als wir einen Schlitten vorfahren hörten, und — siehe — es war Freund Buttlar, der sich eiligst aufgemacht, um Zeugnis für die Wahrheit meiner Ausfagen abzulegen, und schon früher angekommen sein würde, wäre er beim Eintreffen der Estafette nicht verreist gewesen.

Voll Freude, mich hier zu finden, schimpfte und schalt er doch auf den Gouverneur dermaßen, daß mir ganz bange wurde, es könnte für ihn und die ganze Derschausehe Familie noch üble Folgen haben.

Als ich ihm nun sagte, daß ich den Paß bereits erhalten, und morgen abreisen wolle, erklärte er aufs Entschiedenste, daß daraus nichts werden könne und dürfe, und ließ so wenig mein gegebenes Wort, mich ungesäumt ins Preussische zu begeben, gelten, als die Beforgnis, so lange ich im Bereich des wankelmütigen Gouverneurs blieb, meinen Paß doch am Ende noch wieder herausgeben zu müssen. Das Alles meinte er, sei seine Sorge und habe er nur erst mit dem Gouverneur gesprochen, so stände er mir dafür, daß ich bleiben könnte, so lange ich wollte. Ich mußte nachgeben, und ihn zunächst nun gleich zu seiner Schwester, der Baronin Firds begleiten, die während der Rhein-Kampagne sich wiederholt in Frankfurt a. M. aufgehalten hat.

Dort fand ich einen seiner Brüder, den vom Regiment Brittwig, und auch ein paar unverheiratete Schwestern, der Schwager aber abwesend. In dieser Gesellschaft beschloß ich den Tag, ich kann wohl sagen sehr froh.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich erwähnen, daß ich in der That nur der Herzogin meinen Paß zu danken hatte. Ohne ihre Verwendung würde wirklich nach Petersburg berichtet und ich noch Wochen lang hier aufgehalten worden sein. Außerdem erfuhr ich denn auch später, daß den Sekretär, an den mich Schiemann empfohlen, einzig und allein die Schuld an dem Mißtrauen des Gouverneurs gegen mich traf, wozu er sich des Vorwandes bedient, daß ich nur meinen Namen, nicht meinen Charakter als Offizier in den Paß aufgenommen wissen wollte. Leider ist es in Rußland sehr üblich, daß der Suchende seine Sache durch Geschenke zu gewinnen trachtet. Mit solchem Gebrauch aber unbekannt, sowie auch außer Stande, mich solcher Mittel zur Erreichung meines Zweckes zu bedienen, und im vollen Vertrauen zu dem mir von allen Seiten als rechtlich geschilderten Mann, war mir dies Hindernis auch nicht im Traum eingefallen. Frau v. Mirbach aber, mit den Verhältnissen näher bekannt und die Sache richtig durchschauend, fragte mich einmal, ob ich es wohl nicht versäumt, mir den Sekretär S. günstig zu stimmen. Ich verneinte dies und erhielt darauf den Rat, es noch zu versuchen; für eine Zurückweisung stände sie ein und meines Passes könne ich gewiß sein. Ich aber glaubte, dem Manne geschehe Unrecht und unterließ den Versuch, was mir dann um so lieber war, als ich nach einigen Tagen den Paß deffenungeachtet erhielt.

Buttlar kam am nächsten Morgen zeitig zu mir, in der Absicht, mir nicht nur meine Abreise für den heutigen Tag auszusprechen, sondern festzusetzen, daß ich noch 4—5 Tage bleiben müsse, und da keine Gegenrede half, so schloß ich endlich einen Vertrag mit ihm, vor übermorgen nicht an die Abreise zu denken.

Von mir begab er sich zum Gouverneur, und ich war wirklich sehr besorgt, daß er durch seine Lebendigkeit und seinen Mangel an Vorsicht mir dort noch Schaden würde, da er mit der Absicht hinging, ihn tüchtig über das gegen mich beobachtete Verfahren zur Rede zu stellen, und all' meine Bitten, die Sache ruhen zu lassen, an der Heftigkeit des Brauskopfes abprallten. Indessen war jener froh gewesen, endlich Jemand zu finden, der mich und meine wahren Verhältnisse seit lange kannte, so daß denn Alles ganz gut ablief und er auch gern die Erlaubnis zu

meinem längeren Bleiben bewilligte. — Buttlar hatte nun die Idee, mich hier wieder als Offizier einzukleiden, wozu, wie er meinte, sein und seines Bruders militärische Garderobe ausreichen würde, weshalb ich ihn denn begleiten und alles anprobieren mußte, was aus jener früheren Zeit noch vorhanden. Beide Brüder aber waren kleiner und schwächer als ich, so daß mir alles zu eng und zu kurz war, wodurch sich die lieben Menschen in ihren Versuchen aber nicht irren ließen. Ein Schneider wurde gerufen, und demselben aufgegeben, aus mehreren Röcken einen für mich anzufertigen, wozu er bereit war, indem er mir das Maß nahm, zugleich aber auch erklärte, daß er in keinem Fall bis übermorgen fertig werden könne und wenigstens noch einen Tag mehr verlangen müsse. Was sollte ich machen? Ich war nun einmal halb und halb in der Gewalt dieser Menschen, und mußte mich fügen. Mittags waren wir Alle, nebst Mirbach, bei Medem, der mir den Vorschlag machte, zu ihm ins Haus zu ziehen, so lange mein Aufenthalt hier noch dauere, und was ich auch hervorsuchen mochte, die Einladung abzulehnen, es war alles vergebens. Es schien nun einmal wie abgemacht, sobald in diesem geheimen Räte über mich etwas beschlossen war, und so mußte ich denn am nachmittag einziehen. — Im Medem'schen Hause wohnte ich höchst bequem und angenehm und verlebte die folgenden Tage fast immer im Kreise meiner mehr gedachten Freunde, bis auf den letzten vor meiner Abreise, den ich ausschließlich zu Abschiedsbesuchen verwenden mußte, wobei ich natürlich nicht veräumte, mich beim Grafen Medem zu empfehlen, dem ich eigentlich allein meine Befreiung aus der Gefangenschaft verdankte. Gern hätte ich mich auch der Herzogin vorstellen mögen, die aber Mitau leider seit mehreren Tagen schon wieder verlassen hatte.

Als ich zu Mirbachs kam, wartete meiner ein neuer, wenn auch immerhin für mich drückender, Beweis der unaussprechlichen Güte dieser lieben Menschen für mich. Herr v. Mirbach ging an seinen Sekretär, nahm zwei Beutel mit Geld heraus und reichte mir den einen mit der Aufforderung, diesen Vorschuß von ihm anzunehmen und dabei so wenig seine Absicht zu verkennen, als einer unzeitigen Delikatesse Raum zu geben, die mich nur in Verlegenheit bringen würde, noch fern vom Ziele, und vielen nicht zu berechnenden Unfällen ausgesetzt; den zweiten Beutel aber übergab er mir im Namen des alten Herrn v. Sacken, von dem er denselben zu gleichem Zweck und mit der dringenden Empfehlung erhalten, mir das Geld in einer Weise einzuhändigen, die

mich nicht verletzen könne, und fügte hinzu, daß er und seine Frau sich in dem Alter befänden, füglich meine Eltern sein zu können, und so möchte ich denn die Gabe als einen Tribut elterlicher Fürsorge betrachten. — Ich stand verlegen da mehr über das, was ich sagen, als was ich tun sollte; denn darüber blieb mir eben keine Wahl. Was ich empfand, in dem Augenblick aber mit berebten Worten auszudrücken, dazu war ich zu tief, zu innig bewegt. — Herr und Frau von Mirbach hatten sich mir in dieser Zeit wahrhaft als Vater und Mutter erwiesen, in Rat und That; wie hätte ich da ein Opfer zurückweisen können, zu dem die genaue Bekanntschaft mit meiner Lage, die trefflichen Menschen veranlaßte! Aber eben das Drückende meiner Verhältnisse, die mich Unterstützungen solcher Art bedürftig machten, ergriff mich so schmerzlich, daß ich es nicht zu verbergen vermochte. — Frau von Mirbach erkannte was mich bewegte, sprach mir Mut ein, und noch immer ist es mir unvergeßlich, wie fein, wie gut und wie wahrhaft mütterlich und tröstlich sie dies tat. Nur von ihr nahm ich jetzt Abschied, da er es sich nicht ausreden lassen wollte, am Morgen noch zu Medem zu kommen.

Von hier ging ich zu Derschau, wo ich aufs Neue beschämt wurde durch die Güte und Aufmerksamkeit, die mir zu teil wurde. Die alte Majorin Derschau — die Schwiegermutter — beschenkte mich mit einer feinen, von ihr selbst für mich gestrickten wollenen Unterjacke, damit ich unterwegs, da ich Tag und Nacht zu reisen dachte, nicht frieren sollte, und das Fräulein war beschäftigt, eine hübsche Börse für mich zu arbeiten. In allen Häusern erhielt ich Aufträge zu Nachfragen bei der Armee, nach Söhnen, Brüdern, Verwandten und Freunden — sämtlich Kurländer in unsern Diensten — von denen man entweder gar keine oder nur sehr unvollständige Nachrichten hatte, woran es überhaupt in Beziehung auf die neueren Ereignisse hier fast gänzlich fehlte.

Am 18. Dez., früh am Morgen, begab ich mich zu Buttlar, um meine Sachen in Empfang zu nehmen, die der Schneider denn auch bald abzuliefern kam. Wie groß aber war meine Überraschung, als anstatt der — wie verabredet worden — zusammengestückten Röcke sich Alles als völlig neu erwies! Ein neuer Leibrock, neuer Überrock, neue Unterkleider und sogar ein paar neue, dunkelblaue Überknöpf-Weinkleider! Ich faßte es nicht mehr, wie ich mich hatte können überreden lassen, daß es Ernst sei mit den vorgespiegelten Einrichtungen. — Außerdem erhielt ich von dem Brittwitzer Buttlar lederne Weinkleider, steife Stiefeln,

Sporen, Hut mit allem Zubehör, Alles neu, sowie einen hübschen Säbel, Portepée — kurz Alles, was ein komplett equipirter Offizier bedarf. Ich kann noch jetzt kaum daran denken, wie mir bei dem Allen zu Mut war; der treue Buttlar aber betrieb die Sache mit einer Hast und einem Eifer, der mich kaum zur Besinnung kommen ließ. — Alles mußte anprobiert werden und paßte so ziemlich; dann wurden die Sachen eingepackt und zu Medem gebracht, wohin mich die beiden Buttlars begleiteten und wo wir Mirbach schon fanden. Während des Frühstücks, das nun noch eingenommen wurde, fand Medem, daß mein Kopf für die Jahreszeit mit einem Hut nicht gehörig versehen sei, ließ Mützen holen und machte mir eine solche in echt russischem Geschmack zum Geschenk, die mir auf der Reise sehr wohl getan hat.

Um 11 Uhr morgens ungefähr war ich mit allen Anstalten fertig und fuhr ab, nachdem ich den innigsten, gerührtesten Abschied von allen den lieben trefflichen Menschen genommen, denen ich so für mein ganzes Leben verpflichtet blieb. — Vor Derschhaus Thür hielt ich an, holte mir, wie verabredet, meine Börse und einen Brief für den Bruder, wenn es mir gelänge, dessen Aufenthalt genau zu ermitteln, nahm auch hier gleich tiefbewegten Abschied, wie bei Medem, und eilte dann, da es mir nun wirklich unter den Sohlen brannte, — so schnell als möglich von dannen.

Meine Fahrt ging rasch vorwärts und ich vermag das Gefühl nicht zu beschreiben, das mich ergriff, als ich die Tore von Mitau hinter mir hatte; seit lange war mir nicht so frei und leicht ums Herz gewesen. Ich benutzte Muße und Einsamkeit, um meinen Aufenthalt in Mitau in Gedanken zu rekapitulieren. Hatte ich von der einen Seite auch Ursache, mein Schicksal anzuklagen, wegen aller der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche mir hier in den Weg gelegt worden, so konnte ich es von der andern Seite nicht dankbar genug preisen, zu Menschen geführt worden zu sein, von denen ich als Fremder mehr Beweise von Güte und tätigem Wohlwollen empfangen hatte, als ich dies in meiner Heimat von Verwandten, Bekannten und Freunden nur irgend hätte erwarten dürfen.

Mein Postillon fuhr so rasch, wie mir dies mit Postpferden noch nicht vorgekommen, wogegen aber mein Ribitt [Ribitka] für meine lange Person viel zu kurz war und mir dadurch förmlich zur Bönitzung wurde. Durch die Güte des Herrn von Mirbach hatte ich Briefe bekommen, die ich auf den Stationen nur vorzuzeigen brauchte, um überall schnell weiter befördert zu werden.

Die zwei ersten Stationen fuhr ich allein, traf aber auf beiden mit einer russischen Estafette zusammen, die ebenfalls an die preussische Grenze ging, und so wurde ich denn gefragt, ob ich, um rascher vorwärts zu kommen und Pferde zu ersparen, es mir gefallen lassen wollte, mit derselben in einer Kibitt befördert zu werden. Ich war mit Allem zufrieden, wenn ich nur vorwärts kam. In Rußland wechseln die Estafetten nicht, wie bei uns, auf jeder Station, sondern wie die Kouriere macht derselbe Postillon die Tour bis ans Ende der Reise. Mein Begleiter kam aus Petersburg und war ein stiller ordentlicher Mensch, der sich alle Mühe gab, mir in dem eigentlich für zwei Personen zu engen Kibitt gehörig Platz zu machen; aber trotzdem, daß er geläufig deutsch sprach, haben wir doch wohl kaum ein Paar Duzend Worte mit einander gewechselt.

Ich reiste Tag und Nacht, und traf ungeachtet der schlechten Wege schon den 20. früh Morgens um 4 Uhr in Polangen, dem Grenzorte des russischen Gebiets, ein.



## Literarische Rundschau.



### Auch eine Stimme zu Hauptmanns „Emanuel Quint“.

Es ist interessant zu sehen, wie sich dieses vielleicht bedeutendste Werk des bedeutenden Dichters in den verschiedenen Köpfen spiegelt, denn es ist zugleich die Beleuchtung eines unendlich wichtigen und weitverzweigten Problems, die damit gegeben wird: nämlich, wie weit Religion in dem heutigen Menschen noch lebendig ist. Ich betone: lebendig, denn daß sie, trotz starker Gegenströmungen, auch bei der Mehrzahl der Gebildeten noch in irgend einer Form vorhanden ist, das ist kaum zweifelhaft. Fragt sich nur, wie sie vorhanden ist, und fragt sich sogar, ob jene Gegenströmungen nicht vor allem mit dem Problem des Lebendigeins aufs Engste verknüpft sind, — ob sie etwa nur Gegenströmungen gegen eine ertötete Religion sind.

Was hat Hauptmann mit dem Emanuel Quint zeigen wollen? Die Antworten darauf sind mannigfach; zum Teil aber herrscht — wie auch aus den beiden Beurteilungen im letzten Heft der „Baltischen Monatschr.“ (September) zu ersehen, eine Unsicherheit schon über die Grundfrage, ob Hauptmann diesen Emanuel Quint als einen Narren im absprechenden, ja abschreckenden Sinne hat aufzeigen wollen, oder ob er ihn „ernsthaft“ meint. Meiner Ansicht nach ist Letzteres garnicht zu bezweifeln, wenn er auch gewiß bestimmte Schwächen des Christentums gerade in dieser ergreifenden Gestalt, die es verkörpern soll, mitbeleuchtet hat. Aber die feine Ironie, mit der Hauptmann den Emanuel Quint als den „bemitleidenswerten“ Narren, den „irregeführten“ bezeichnet, ist keineswegs verstanden worden. Hauptmann stellt sich in dieser Beurteilung nur scheinbar auf den Standpunkt der Zeit, der „klugen Leute“, für die das Christentum etwas Fertiges und Historisches ist, etwas, das man nur Sonntag vormittags aus der Schublade holt, — oder auf den Standpunkt der gänzlich „Aufgeklärten“, für die jede Religion mit grobem Aberglauben identisch ist.

Was er zeigen wollte? Daß sogar jetzt, wo die „christliche Gesinnung“ Allgemeingut ist, wo nicht, wie einst, etwas im Kern Neues gebracht wird — Quint soll kein Neuerer sein, er ist fast

ängstlich als Kopie gehalten, — daß dennoch jetzt derjenige Mensch, der sich ganz und bis zu scheinbarer Nachäffung Christi Lebensgefühl und Handlungsweise angeeignet hat, der sein Verhältnis zu Gott mit derselben Unmittelbarkeit und im selben Geist empfindet, wie einst der „Stifter“ der christlichen Religion, daß der heute, vielleicht noch mehr wie einst, Widerspruch, Mißverständnis, Verhöhnung bis zum Vorwurf des Narrentums auf sich nehmen muß; daß auf dieser „christlichen Welt“ für einen wahren Jünger Christi kein Plag ist, daß ein schreiender Widerspruch besteht zwischen denen, die das Christentum als Dogma nehmen und denen, die es tief innerlich erfassen. Und was dem Einen blasphemisch klingt — nämlich, daß sich noch einmal jemand als Gottes Sohn fühlt, der von nichts anderem künden will als von der Befeligung durch diese unmittelbare Gotteskindschaft, und sie seinen Brüdern mitteilen will — das gerade ist dem Andern die tiefste Bestätigung des ewigen undogmatischen Gehaltes der christlichen Weltstimmung. Nicht „blöde“ Wiederholung von Bibelworten, sondern ihr lebendiges Nocheinmalerleben soll in Quint gezeigt werden. Und zeigen wollte Hauptmann: wie alles Innerliche vergrößert, mißverstanden, belastet wird, sowie es in die Welt hinaustritt zu wirken, welche unreinen Ströme in jeder großen Bewegung mitlaufen, wie das inwendige Reich Gottes „auswendig“ verstanden wird, sobald die Masse der rohen und irregeleiteten Instinkte dran herankommt. Erschütternd ist das hartnäckige, hoffnungslose Mißverständnis der Jünger Quints seinen schlichtestesten, unmittelbarsten Aussprüchen gegenüber. Alles was innerlich, geistig, moralisch gemeint ist, wird ins grob Sinnliche, ins Handgreifliche, ins verstandesmäßig Existenziale projiziert, und selbst der gebildete Leser — so tot ist noch heute der Geist Christi — bemerkt bedauernd, daß Quint es ja doch zu nichts gebracht habe (er sollte wohl eine Sekte nach amerikanischem Muster gründen oder ein gutgehendes Religionsgeschäft). Wozu hatte es denn, menschlich betrachtet, Christus „gebracht“, als er nach einem im bürgerlichen Sinne müßigen Wanderleben die verachtteste aller Todesarten — den Tod am Kreuz — starb? Wäre damals nur nach solchem Maßstab geurteilt worden (der den meisten der Zeitgenossen auch nahelag), so hätte dieses Leben nie die weltgeschichtliche Bedeutung haben können.

Und zeigen wollte er: daß nach 19 Jahrhunderten noch die Welt nicht für den durch Christus verkündigten Geist offen steht, den Geist innerer Religiosität, daß Rohlinge wie Gebildete — darunter vor allem auch Prediger — sich im Urteil über den Narren einig sind; nur einige innerlich religiös lebendige Seelen werden von dieser unmittelbaren Befeligung und dem Geist der innersten Güte, der von Quint ausstrahlt, berührt und gefesselt.

Eines aber sehen gerade wir „Gebildeten“ mit schmerzlichem Erstaunen: Solchen Wirkungen, wenn ihre welthistorische Bedeutung sie noch nicht verklärt und sichtbar gemacht hat, standen und stehen in ihrer Gegenwart nur einfältige Herzen offen, — wir hätten alle Christus verkannt, wie wir Emanuel Quint verkannt hätten in der verwirrenden, erdenbelasteten Realität seines Lebens, mit Stromern umherziehend, polizeilich mißliebige Aufläufe machend, von Schmuglern, Dirnen und gescheiterten Existenzen umgeben, teils, weil sie gerade Hilfe wollen, teils, weil sie nicht durch Konventionen belastet und beengt sind und den unbefangenen Blick sich ohne unangenehme bürgerliche Folgen gestatten können. Wie gut, daß die Bergpredigt nicht durch polizeiliche Maßregel unterbrochen wurde. Wie gut, daß nicht hinter Maria und Martha etwa ein ängstliches Elternpaar stand, daß Christus zum mindesten der geistigen Verführung geziehen hätte. Es wird geurteilt, Quint wäre im Grunde schuld am Tode der jungen Ruth Heidebrand. Aber gibt es etwas Zarteres und Ergreifenderes, als die Art, wie er die junge Seele, die mit leidenschaftlicher Kraft dem Guten anhängt, wie es sich ihr in Quints Wesen verkörpert, zurückführt in ihren Kreis, wo sie zunächst hingehört? Kann er dafür, wenn sich Schwärmerei und Triebe ihres jungen Blutes halb unbewußt in ihr verquicken? Wie gut auch, daß Maria Magdalena schon bald 2000 Jahre tot ist und sich zur anmutigen Büßergestalt verflüchtigt hat; schön und erbaulich, wie Christus sich mit Zöllnern und Sündern zu Tisch setzt. Das ist von fern und gleichsam ästhetisch gesehen, rührend und erhebend. Sucht Quint aber den Irregeleiteten und Verlorenen mit tiefem und nahem Verständnis für ihre Leiden Trost und Hilfe in „geistlicher Not“ zu bringen, so wird konstatiert, daß er in zweideutiger Gesellschaft sich aufhält. Die Szene in der übeln Schenke zu Musenhain ist von ergreifender, graufiger Erhabenheit. Ebenso großartig ist, wie Hauptmann mit kühnem Griff eine fast lächerliche Figur, den weltchmerzlichen, durchgefallenen Primaner, der seine Kellnerin-Beliebte retten will, hinstellt und das tief menschlich Unverdorbene in ihm zeigt. Sollte Quint, dessen Wesen nur Erfüllsein von Gott war, dessen Sein mehr bedeutete, als irgend welche einzelnen Taten, den Primaner im äußern Sinne „retten“, da er unheilbar an der Schlechtigkeit der Welt litt? Nur ihm ein Gefühl fürs Rechte bestätigen konnte er, nur ihm das Unvermeidliche leichter machen.

Wir sind so banaufisch aufgeklärt worden, daß wir selbst an eine Ausnahmestaltung — und das ist Quint als intransigentem Christ, trotzdem er bloß eine Replik von Christus darstellt — den Anspruch der Nützlichkeit im bürgerlichen Sinne zu stellen geneigt sind, — als ob ein solcher Mensch nicht tausendmal mertvoller

durch sein bloßes Dasein und Sosein ist, als durch jede mögliche Leistung. „Unheil und Verwirrung“ hat er angestiftet. Unheil und Verwirrung stiftet zunächst jede Idee, für die eine Zeit oder doch einen Teil des Volkes nicht reif ist. Unheil und Verwirrung, wenn, was vornehme Geister fühlten und dachten, von gemeinen auf ihre Art interpretiert wird. Alles Göttliche wird mit Erdklumpen beschwert — und nur so hat es die Durabilität zu einer Massenwirkung.

Wer Quint im Ernst einen Narren nennt, der dehne das Urteil ruhig auf Christus aus. Ein Narr ist ja auch, wer sich der Welt und ihrer Art entgegenstellt, und sei es nur durch seine Art des Seins; — „Ihr werdet Euch alle an mir ärgern“. Dieses Sich-Entgegenstellen ist aber gerade Sinn und Aufgabe von dem, was eben nicht aus Irdischem stammt, von jedem Transzendenten in irgend einer Bedeutung. Auch an Quint wird uns dieses Ärgernis lebendig gemacht. Seine „Schuld“ ist, daß er, bei bescheidensten Ansprüchen, nicht seinen Lebensunterhalt erwirbt, wie die meisten ordentlichen Leute, und — daß er ist, wie er ist, gerade ohne dem Geringsten etwas zuleide zu tun, daß er seine einzigartige Durchdrungenheit von Christus, sein unmittelbares Verhältnis zu Gott und seine daraus entspringende Seligkeit andern mitzuteilen, sie dazu zu erwecken sucht; endlich, daß er uneigennützig und unbittlich integer ist. Dies ist schon Anstoß genug, denn in einer korrupten Gemeinschaft muß man wenigstens etwas mit korrupt sein, um nicht als Spielverderber empfunden zu werden.

Quint zeigt es deutlich: Das Phänomen, das Christus ganz erfüllt, das Einssein mit dem Vater, aus dem ihm alle Liebe, Duldbung und Gerechtigkeit floß, ist noch immer möglich, das innerliche, nicht buchstabengläubige Christentum, der Zustand innigster Verbundenheit ist auch heute möglich. Aber er ist der christlichen Welt fremd und anstößig, wie je der heidnischen. Er ist heutzutage, ohne Konnivenz an die üblichen Formen, „Narrheit“. Das hat nichts mit dem Größenwahnsinn irgendwelcher Paranoiker zu tun. Denn es ist nicht Größenwahnsinn, sondern einfach innigst gefühlter religiöser Zustand. Man mag die Wissenschaft in höchsten Ehren halten, — hier aber, beim Verständnis dieses Phänomens hat sie nichts zu sagen, am wenigsten die Pathologie. Hörten wir auf die Psychiater, so wäre alles, was irgendwie erhaben und erhebend, neu und daher „abnorm“, unverstandesmäßig, enthusiastisch und kulturfördernd ist, verdächtig, von der Norm abweichend. Sie irren sich über die Tragweite ihres Maßstabes. Dem religiösen Phänomen ist weder medizinisch noch überhaupt verstandesmäßig in seinem Kern beizukommen, denn es knüpft an das an, was erst auch alle Wissenschaft und Verstandesformen möglich macht, — an den Glauben an Absolutes, es werde genannt oder gefühlt wie auch immer.

Hauptmann zeigt also, kraß gesagt: für den ursprünglichen Christen ist in der christlichen Welt nur Platz im Irrenhaus. Und: das Christus-Erlebnis ist, wie es Christus wollte, nicht ein einmaliges historisches Faktum, sondern ein Verhältnis des Menschen zu Gott, wie es jederzeit möglich ist, daher ist es nicht Blasphemie, sondern tiefe Religiosität, wenn sich Quint so durchaus in Gotteskindschaft fühlt, wenn ihm die Dinge nicht tot, vergötzt, dagewesen, fern sind, sondern ein lebendiges Heute. Hauptmann zeigt aber auch: Wollt ihr diese Weltauffassung des absoluten Duldertums der inneren Versunkenheit in der jetzigen Welt der Tat? Man braucht nicht eng banausische Nützlichkeitsmaßstäbe zu haben (an denen sich die Gedankenlosigkeit eines demokratischen Zeitalters schon darin zeigt, daß, was für Einen Einzigen und Einzelnen gilt, unbesehen nach seiner Verallgemeinerung beurteilt wird) und kann doch hier tiefe Notwendigkeiten einer Umformung des religiösen Ideals empfinden, das aber eben religiöses Ideal sein muß. Nie aber kann für die Tieferempfindenden diese wunderbare Macht des Uneigennützig-Weltabgelösten, des Unzeitgemäßen in ganz überzeitlichem Sinne ihre Erhabenheit und ihre Tragik verleugnen. Wem die persönliche Anziehungskraft einer solchen Gestalt unbegreiflich ist, der ist für jede lebendige Religiosität erstorben.

Hauptmann stellt diese Gestalt absichtlich in unsere Zeit, um einmal die gedankenlose Historisierung aufzurütteln, die alles lau von fern anstieht, der sich „hinten weit in der Türkei“ etwas abgepielt hat, was nur tot ins Wissen, nicht lebendig ins Erleben eintritt: wie stündest Du, wenn sich heute neben Dir, zwei Häuser weiter von Dir, noch nicht durch die Anerkennung der Welt glorifiziert und durch die Zeit idealisiert, eine solche Gestalt neben Dir zeigte? Wer da sagt: aber sie war ja schon einmal da, folglich ist alles ähnliche Erleben nicht nur unbedeutend oder unmöglich, sondern sogar blasphemisch — der hat das Problem noch nicht einmal erfasst, der hat den Sinn des „inneren Reiches Gottes“, das nicht ein Glauben von irgend welchen Tatsachen ist, nicht verstanden — gerade für den, für den Christus „einmal“ gelebt hat, hat Christus nicht gelebt.

Dieses tiefe Problem hat Hauptmann mit schaffender Dichterhand vor den modernen Menschen hingestellt.

Dr. Lenore Ripke-Rühn.



# Gesetzgebung.

## 12.

**Von dem Reichsrat und der Reichsburma gebilligtes  
Allerhöchst am 6. Juni 1912 bestätigtes Gesetz**  
über den Verkauf des Bauerlandes der den Adels-  
korporationen der Baltischen Provinzen Aller-  
gnädigst verliehenen Güter.

(Reichsgesetzblatt Art. 964/1912. Govv.-Ztg. Nr. 84 v. 1912.)

### I.

Die beiliegenden Regeln über den Verkauf des Bauerlandes der den Adelskorporationen der Baltischen Provinzen Allergnädigst verliehenen Güter sind zu bestätigen.

### II.

Die in gehöriger Weise bis zum Tage der Publikation des Namentlichen Allerhöchsten Befehls an den Dirigierenden Senat vom 3. März 1886, über das Verbot des Verkaufes der der Livländischen, Kurländischen, Estländischen und Öfelschen Ritterschaft gehörigen Güter (Vollständige Gesetzesammlung Nr. 3552), bestätigten Verträge über den Verkauf von Bauerland aus dem Bestande der in diesem Befehl erwähnten Güter sind in Kraft zu lassen, mit der Maßgabe, daß die Livländische Adelskorporation keine gutsherrlichen Rechte an den aus dem Bestande ihrer Güter verkauften Bauerlandgrundstücken behalte.

### III.

Das am 14. Juli 1867 Allerhöchst bestätigte Ministerkomiteegutachten über die Erlaubnis des freihändigen Verkaufes der Bauerlandgrundstücke auf den der Kurländischen Adelskorporation gehörigen Gütern ist aufzuheben.

### IV.

Der Betrag der zur Ausführung der im Absatz I erwähnten Regeln erforderlichen Mittel ist jährlich im Budgetverfahren festzusetzen.

## Regeln

über den Verkauf des Bauerlandes der den Adelskorporationen der Baltischen Provinzen Allerhöchstdigst verliehenen Güter.

1. Die Bauern und andere Landgemeindeglieder, welche auf den den Adelskorporationen der Baltischen Provinzen Allerhöchstdigst verliehenen, im Namentlichen Allerhöchsten Befehl an den Dirigirenden Senat vom 3. März 1886 (Vollständige Gesetzesamml. Nr. 3552) aufgezählten Gütern ange siedelt sind, erwerben zum Eigentum, auf dem Wege des obligatorischen Verkaufes, die in ihrem Pachtbesitz befindlichen:

- a) Bauerlandgrundstücke (in Livland auch „Behorchsland“ genannt, in Estland und Dösel „Bauerpachtland“, in Kurland „Bauerpachtgefinde“);
- b) die zum Bestande derjenigen Ländereien gehörigen Grundstücke, welche in Livland unter dem Namen „Quote“, in Estland unter dem Namen „Sechstelland“ ausgeschieden sind.

2. Die zum Bestande der im vorhergehenden Artikel (1) erwähnten Ländereien gehörigen Grundstücke, welche von den Adelskorporationen unentgeltlich für Schulen oder andere öffentliche Gebäude hergegeben worden sind, gehen in das Eigentum der Landgemeinden über.

3. Die im Pachtbesitz befindlichen Grundstücke werden von deren Pächtern, sei es daß sie physische Personen (cf. Art. 1) oder ganze Landgemeinden sind, zum Eigentum erworben, wobei für die Letzteren der Erwerb der in ihrem Pachtbesitz befindlichen Ländereien nicht obligatorisch ist.

4. Die Grundstücke werden von den physischen Personen und Landgemeinden in den Grenzen und in dem Umfang erworben, in welchem sie gegenwärtig genutzt werden, wobei in Livland auch diejenigen Ländereien zum Verkauf gelangen, welche nicht in der Talerschätzung einbegriffen sind (Livl. Bauerverordn. Art. 7. Vollst. Gesetzesammlung Bd. XXXV, Nr. 36312).

5. Falls sich im Pachtbesitz einer Person mehrere Grundstücke befinden, die zusammengenommen, den in den örtlichen Bauerverordnungen [Livl. Bauerverordn. Art. 221 (Vollständige Gesetzesamml. Bd. XXXV Nr. 36312), Estländische Bauerverordnung Art. 59 (Vollst. Gesetzesamml. Bd. XXXI Nr. 30693),

Östliche Agrarregeln Art. 22 (Vollst. Gesetzesamtl. Bd. XL Nr. 41620)] festgesetzten Höchstbetrag des bäuerlichen Grundbesitzes übersteigen, so hat der Pächter in diesem Fall das Recht, nur eine solche Anzahl ungeteilter Grundstücke, nach seiner Auswahl, zu erwerben, deren Gesamtumfang den obenerwähnten Höchstbetrag nicht übersteigt, wobei diejenigen Grundstücke, welche lt. Art. 22 der Östlichen Agrarregeln in der Nutzung von Aflterpächtern stehen, an Letztere verkauft werden. Die in diesem Artikel festgesetzte Einschränkung bezieht sich nicht auf solche Grundstücke, die von den Landgemeinden zum Eigentum erworben werden.

6. Die in dem, im vorhergehenden Artikel (5) vorgesehenen Fall freibleibenden Grundstücke werden an Bauern verkauft, die weder Eigentümer noch Pächter von Bauerland sind, und die vom zuständigen Gemeindeauschuss hierzu vorgeschlagen werden; die diesbezüglichen Beschlüsse des Gemeindeauschusses werden durch den Bauerkommissar der Gouvernementsbauerbehörde zur Bestätigung vorge stellt, deren Verfügungen in diesen Fragen endgültig sind. Falls keine landlosen Bauern vorhanden sind, die den Wunsch äußern und in dem durch diesen Artikel festgesetzten Verfahren das Recht erhalten, die erwähnten freigebliebenen Grundstücke zu erwerben, werden diese Grundstücke an Bauern verkauft, welche Pächter von Bauerland sind, oder, falls auch solche nicht vorhanden sind, dem Fiskus zur Verfügung gestellt unter Anwendung des Allerhöchsten Kamentlichen Befehls an den Dirigierenden Senat vom 27. August 1906 über den Verkauf der Kronsländereien zur Vergrößerung des bäuerlichen Landbesitzes (Vollständige Gesetzesammlung Nr. 28315).

7. Falls ein Grundstück nicht an dessen Pächter, sondern an eine andre Person verkauft wird (Art. 5 und 6) oder dem Fiskus zur Verfügung gestellt wird (Art. 6), muß dem bisherigen Pächter vom Fiskus eine Entschädigung für die Meliorationen des Grundstückes ausgezahlt werden. Beim Verkauf dieses Grundstückes wird zum Kaufpreis die Summe hinzugeschlagen, welche dem bisherigen Pächter für die Meliorationen ausgezahlt worden ist.

8. Der Art. 6 findet Anwendung auch auf diejenigen Bauerlandgrundstücke, welche sich in der zeitweiligen Verwaltung der Gutsverwaltung befinden (K. l. Bauerverordn. Art. 106 u. 107; Estländ. Bauerverordn. Art. 51 u. 52; Östliche Regeln Art. 24),

mit Ausnahme der Quoten und Sechststelländereien, desgleichen auch auf die Grundstücke, welche freibleiben, weil die Landgemeinden auf ihren Erwerb verzichten (Art. 3), sowie diejenigen Grundstücke, hinsichtlich derer im hierfür vorgesehenen Verfahren festgestellt wird, daß sie nach Publikation dieser Regeln unrechtmäßig zu den vom Hofe genutzten Ländereien hinzugezogen sind.

9. Der Verkauf der im Art. 1 bezeichneten Grundstücke erfolgt zu einem Preise, der bestimmt wird durch 5% Kapitalisierung der im J. 1886, auf Grund der über die Verpachtung dieser Grundstücke abgeschlossenen Verträge, gezahlten Jahrespacht und des nach den Preisen des Jahres 1886 in Geld berechneten Wertes der Naturallasten, falls solche zu Gunsten der Gutsverwaltung getragen wurden. Von der Pachtsumme und dem Wert der Naturallasten werden die Subventionen und der Jahreswert der Materialien abgezogen, die von der Gutsverwaltung den Pächtern für deren Wirtschaftsbedürfnisse gegeben wurden. In Estland wird zu der auf diese Weise berechneten Summe noch der Wert des auf dem Grundstück stehenden Waldes nach den Preisen des J. 1886 berechnet. Die auf dem zum Verkauf gelangenden Grundstück errichteten Gebäude werden nicht besonders geschätzt.

10. Die Kauffsumme (Art. 9) wird von den Erwerbern der Grundstücke, nach den für die Loskaufoperationen geltenden Regeln, im Laufe von 36 Jahren und 9 Monaten getilgt, durch jährliche an die Reichsrentei zu entrichtende, dem Fiskus zufließende Loskaufzahlungen, die 6% der Kauffsumme betragen. Der rechtzeitige Eingang der Loskaufzahlungen wird durch die für die Beitreibung der Reichsgrundsteuer festgesetzten Maßnahmen sichergestellt.

11. Den Erwerbern der Grundstücke wird anheimgestellt, sich auch vor dem im vorhergehenden Art. (10) bezeichneten Termin durch besondere einmalige Kapitalzahlungen von der Entrichtung aller oder eines Teils der laufenden Loskaufbeiträge zu befreien. Diese Kapitalzahlungen müssen entweder in barem Gelde, in Mindestbeträgen von 10 Rbl., oder in 5% Staatspapieren zu ihrem Nominalwert geleistet werden, und werden auf die Kapitalkauffschuld in Anrechnung gebracht. Infolgedessen wird von der Gesamtsumme der auf dem Grundstück ruhenden Schuld, in Anlehnung des Art. 56 der Loskaufverordnung (Reichsgesetzbuch Bd. IX, Besondere Beilage zum Gesetz über die Standesrechte, Buch II,

Ausgabe vom J. 1902) derjenige Teil gestrichen, dem die eingezahlte Summe im Verhältnis zum nachgebliebenen (nicht getilgten) Teil der Schuld entspricht.

12. Bei vorzeitiger Tilgung eines Teils der Kaufschuld wird von der Jahresloskaufzahlung ein Abzug von 6% vom ganzen, auf Grund des vorhergehenden Art. (11) zu streichenden Teile der Kapitalschuld gemacht, wobei dieser Abzug vom Beginn des auf die Kapitalteilzahlung folgenden Halbjahrs datiert wird.

13. Bei vorzeitiger Zahlung der ganzen ungetilgten Kaufschuld wird nur derjenige Teil dieser Schuld bezahlt, der noch nicht durch die jährlichen Loskaufzahlungen getilgt ist; als Termin für die Befreiung von der weiteren Zahlung der Loskaufbeiträge gilt der erste Tag des auf die Zahlung folgenden Monats.

14. Bis zur Tilgung der ganzen Kaufschuld werden eine Teilung des verkauften Grundstückes oder andre Handlungen, die eine Wertminderung des Grundstückes zur Folge haben können, nicht anders als mit besonderer Genehmigung der Gouvernementsbauernbehörde gestattet, nach vorheriger Verständigung mit dem Kameralhof, der die Umlage der Schuld nach dem Wert jedes einzelnen Teiles des Grundstückes vollzieht.

15. Die Adelskorporationen behalten hinsichtlich des zum Verkauf gelangenden oder dem Fiskus zur Verfügung zu stellenden Grundstück keine gutherrlichen Rechte.

16. Die Durchführung dieser Regeln wird den zuständigen Baueraufsichtsbehörden übertragen.

17. Den Bauerkommissaren liegt ob: 1) die Feststellung der Anrechte der einzelnen Personen und der Landgemeinden auf den Erwerb der von ihnen eingenommenen Grundstücke; 2) die Bestimmung des Umfangs und der Grenzen der dem Verkauf unterliegenden Grundstücke; 3) die Feststellung der Geldpacht für die bäuerlichen Grundstücke und des Wertes der Naturalleistungen, sowie der Subventionen und Materialien, welche den Pächtern gewährt wurden, und ferner, in Bezug auf Estland, auch des Wertes des auf dem Grundstücke stochenden Waldes (Art. 9); 4) die Berechnung, unter Zugrundelegung der in den Art. 7, 9 und 10 enthaltenen Bestimmungen, des Betrages der Kaufsumme und der jährlichen Loskaufzahlungen für jedes einzelne Grundstück und 5) die Entscheidung der Land- und Grenzstreitigkeiten zwischen

den Adelskorporationen und den die Grundstücke kaufenden einzelnen Personen und Landgemeinden, unter Teilnahme eines Vertreters des Landratskollegiums und eines vom Gemeindevausschuß gewählten Vertreters.

18. Falls die Karten der zum Verkauf gelangenden Grundstücke fehlen oder fehlerhaft sind, wird deren Umfang, unter Aufsicht des Bauerkommissars, durch eine Neuvermessung festgestellt, und werden für sie Pläne und geodätische Beschreibungen angefertigt, wobei die Grenzen der Grundstücke, einschließlich der strittigen, durch temporäre Meßzeichen bezeichnet werden. Die Pläne und geodätischen Beschreibungen werden von den Parteien oder deren Bevollmächtigten und dem Landmesser, der die Vermessung ausgeführt hat, unterschrieben und vom Kommissar beglaubigt.

19. Die an die einzelnen Personen oder Landgemeinden zum Verkauf gelangenden Grundstücke können, sowohl im vollen Bestande als in Parzellen, gegen Hofsländ zur Abrundung der Grenzen und Beseitigung der Streulage nach den Regeln der örtlichen Bauerverordnungen ausgetauscht werden (Viel. Bauerverordnung Art. 103—105, Estländ. Bauerverordn. Art. 37, 38, 40, 41, 49 und 50, Ergänzende Regeln zur Estländ. Bauerverordnung vom 23. Januar 1859 [Vollst. Gesetzesamml. Bd. XXX, Nr. 34081], Namentlicher Befehl vom 6. Juni 1888 [Vollständ. Gesetzesamml. Nr. 5299], Dölsche Agrarregeln Art. 15, 17 und 18), mit der Maßgabe: 1) daß zur Durchführung eines Austausches von Grundstücken, die physischen Personen gehören, nicht die Zustimmung der Landgemeinde erforderlich ist; 2) daß, falls zwischen den Parteien keine freiwillige Einigung erzielt werden kann, der Austausch auch auf alleinige Anforderung einer der beiden Parteien stattfinden kann. Zu Teilen bäuerlicher Grundstücke, welche im Hofslände liegen, sowie zu Hofsländstreustücken, die in den Grenzen der bäuerlichen Ländereien belegen sind, müssen Notwege nach Übereinkunft der Parteien festgesetzt werden; wo eine solche Übereinkunft nicht zu erzielen ist, werden die Notwege durch den Bauerkommissar, dessen Verfügungen bei der Gouvernementsbauerbehörde in dem im Art. 23 festgesetzten Verfahren angefochten werden können, bestimmt.

20. Jeder Pächter eines bäuerlichen Grundstückes, dessen Land im Lande anderer Pachtgrundstücke streugelegen ist, hat das Recht, zu verlangen, daß ihm das zum Verkauf gestellte Land möglichst an einem Ort angewiesen wird, unter der Bedingung, daß das ihm anzuweisende Land gleichwertig mit dem Lande des von ihm gepachteten Grundstückes ist. Eine solche Forderung ist, falls sie auch nur von einem der Pächter verlaublich wird, bindend für alle übrigen Pächter, und hat eine Streulageregulierung aller Pachtgrundstücke des Gutes zur Folge.

21. Der Betrag der Pachtzahlung für die zum Verkauf gelangenden Grundstücke wird, falls keine schriftlichen, sich auf das Jahr 1886 beziehenden Verträge vorliegen, durch den Bauerkommissar unter Teilnahme von Sachverständigen, die von den Parteien aufgegeben werden, festgestellt, wobei die im erwähnten Jahre für die benachbarten Ländereien geleistete Pachtzahlung und die besonderen Verhältnisse des zum Verkauf gelangenden Grundstückes in Betracht gezogen werden. Auf dieselbe Weise wird, falls unter den Parteien keine Einigung erzielt wird, der Wert der Naturallasten und der Wert der Subventionen und Materialien, die den Pächtern gewährt wurden, und in Estland außerdem auch der Wert des auf dem Grundstücke stockenden Waldes (Art. 9) ermittelt, gerechnet zu den Preisen vom J. 1886.

22. Die Kommissare treffen über alle ihre Handlungen besondere Verfügungen und entwerfen auf Grund dieser Verfügungen die Kaufkontrakte nach einer Form, die vom Minister des Innern in Übereinstimmung mit dem Finanzminister und dem Chef der Hauptverwaltung für Landordnung und Landwirtschaft bestätigt wird. Die Verfügungen des Bauerkommissars werden den Erwerbern der Grundstücke gegen deren Unterschrift eröffnet und abschriftlich den zuständigen Adelsmarschällen und interessierten Personen, auf deren Antrag, mitgeteilt. Hierbei erklärt der Kommissar die Frist und das Verfahren für die Anfechtung seiner Verfügungen.

23. Beschwerden über die Verfügungen des Bauerkommissars sind bei der Gouvernementsbauerbehörde in einer 30-tägigen Frist, gerechnet von der Eröffnung der Verfügung, einzureichen. Nach Ablauf der Beschwerdefrist wird die ganze Verkaufakte vom Bauer-

kommissar der Gouvernementsbauerbehörde vorgestellt, mit Erklärungen zum Inhalt der Beschwerden, falls solche eingelaufen sind.

24. Die Obliegenheiten der Gouvernementsbauerbehörden bestehen:

- a) In der Prüfung des Loskaufverfahrens und der vom Bauerkommissar gemachten Berechnungen, unabhängig von Beschwerden der Parteien;
- b) in der Entscheidung der Beschwerden der Parteien über die Handlungen und Verfügungen der Kommissare.

25. Beschwerden über die Verfügungen der Gouvernementsbauerbehörden sind beim Dirigierenden Senat, in dem im Art. 21 der Beilage zur Anmerkung zum Art. 21 der Allgemeinen Gouvernementsverordnung (Reichsgesetzcodez Bd. II, Fortsetzung vom J. 1906) vorgesehenen Verfahren, einzureichen. Bis zur Entscheidung der Beschwerde durch den Senat wird die Ausführung der angefochtenen Verfügung angehalten, mit Ausnahme der im Art. 27 erwähnten Verfügung über die Entrichtung der Loskaufzahlungen.

26. Falls die Gouvernementsbauerbehörde anerkennt, daß ein Loskaufkontrakt bestätigt werden kann, stellt sie die ganze Akte dem Departement der direkten Steuern des Finanzministeriums vor, das diese Akte einer ausführlichen Durchsicht unterzieht und dabei insbesondere darauf achtet, ob die Berechnungen richtig gemacht sind, und ob nicht bei Abfassung des Loskaufkontrakts irgend welche Abweichungen vom allgemein festgesetzten Verfahren stattgefunden haben, und setzt hierauf endgültig den Betrag der Loskaufsumme fest und bestätigt den Loskaufkontrakt. Die Erwerber der Grundstücke haben mit den Loskaufzahlungen vom 1. Februar, 1. Mai, 1. August oder 1. November zu beginnen, je nachdem welcher dieser Tage unmittelbar der endgültigen Durchsicht des Loskaufkontrakts in der Gouvernementsbauerbehörde vorgegangen ist.

27. Vor der Vorstellung des Loskaufkontrakts an das Departement der direkten Steuern korrigiert die Gouvernementsbauerbehörde alle vom Bauerkommissar gemachten Zahlungsberechnungen bis zu dem Tage, von welchem ab die Zahlungspflicht der Erwerber der Grundstücke beginnt (Art. 26), und von diesem Tage ab haben Letztere die festgesetzten Loskaufzahlungen an die

Kreisrente zu leisten. Hiervon werden der zuständige Gouvernements-Adelsmarschall und die Erwerber der Grundstücke in Kenntnis gesetzt, und gleichzeitig wird eine Anordnung über die Entgegennahme der Loskaufzahlungen von den Erwerbern der Grundstücke getroffen.

28. Falls über die Verfügung der Gouvernementsbauerbehörde eine Beschwerde an den Dirigierenden Senat einläuft, wird die Vorstellung der Akte an das Departement der direkten Steuern aufgehalten; falls sie bereits vorgelegt ist, benachrichtigt die Gouvernementsbauerbehörde das genannte Departement über den Eingang der Beschwerde, behufs Rücksendung der Akte, damit diese dem Dirigierenden Senat vorgelegt werden kann.

29. Nach Bestätigung des Loskaufkontrakts durch das Departement der direkten Steuern verfügt die Gouvernementsbauerbehörde die Feststellung der Grenzen der verkauften bäuerlichen Grundstücke durch dauernde Meßzeichen und überweist die Karten und Meßdokumente an die Gouvernementszeichenkammer zur Bestätigung in dem im Art. 51 der Loskaufverordnung festgesetzten Verfahren. Sowohl die Loskaufkontrakte, als die Pläne und die Karten werden in 2 Exemplaren angefertigt.

30. Die in dem in den Art. 26—29 festgesetzten Verfahren bestätigten Loskaufkontrakte und Karten werden von der Gouvernementsbauerbehörde, zugleich mit bestätigten Kopien des Loskaufkontrakts, der Grundbuchabteilung des Friedensrichterplenums übersandt, behufs: 1) Eröffnung neuer Folien im Register der Grundbücher für jedes zum Verkauf gelangende Grundstück; 2) Eintragung eines Vermerks (статья) im Grundbuchregister über die Belastung des Grundstückes in der Höhe der Loskaufschuld; 3) Ausreichung der Grundbuchakte (крьпостные акты) an die Erwerber der Grundstücke.

31. Bei der Verhandlung der in diesen Regeln vorgesehenen Angelegenheiten und bei der Auftragung der zum Verkauf gelangenden Grundstücke auf den Namen der Eigentümer werden die Parteien von der Zahlung der Krepost- und Aktengebühren, sowie der in den Punkten 1, 2 u. 9 der Beilage zum Art. 369 (Nr. 2) der Notariatsordnung (Reichsgesetzbuch Bd. XVI, Teil 1, Ausgabe von 1892) erwähnten Kanzleigebühren befreit; alle sich auf

diesen Verkauf beziehenden Akten und Schreiben sind von der Stempelsteuer befreit.

32. Als Entschädigung für die ausscheidenden Grundstücke werden den Adelskorporationen der Baltischen Provinzen aus den Mitteln der Reichsrente, vom Termin des Beginnes der Loskaufzahlungen (Art. 26) an, bis zur Bestätigung des Loskaufkontrakts (Art. 29) jährlich 5% von dem Loskaufpreise jedes Grundstücks ausgezahlt. Nach Maßgabe der Bestätigung des Loskaufkontraktes, gleichwie des Überganges der in den Art. 6 u. 8 bezeichneten Grundstücke an den Fiskus, wird aus derselben Quelle zur Bildung von unantastbaren Kapitalien der erwähnten Adelskorporationen der Betrag des Loskaufpreises sowohl der verkauften als der an den Fiskus übergegangenen Grundstücke angewiesen. Weder in dem einen noch dem andern Fall wird in den Betrag des Loskaufpreises der Wert der Meliorationen eingerechnet, der vom Fiskus dem ehemaligen Pächter des Grundstücks vergütet wird (Art. 7). Die obengenannten, unantastbaren Kapitalien werden in zinstragenden Papieren angelegt und in der Reichsrente aufbewahrt; hierbei steht es den Adelskorporationen frei, Staats- und vom Staat garantierte Wertpapiere nach ihrem Ermessen anzukaufen, während andere Wertpapiere nur unter der Bedingung angekauft werden können, daß sie vorher von der zuständigen Gouvernementsregierung als sicher anerkannt worden sind. Die Zinsen der unantastbaren Kapitalien werden jährlich den Adelskorporationen ausgereicht, und von ihnen für die im Art. 45 des II. Bandes des Provinzialrechts bezeichneten Bedürfnisse verausgabt.

33. Die von der Kurländischen und Livländischen Adelskorporation bereits empfangenen und noch fernerhin bei ihnen eingehenden Tilgungsquoten, für die bis zur Publikation des Allerhöchsten Kamentlichen Befehls an den Dirigierenden Senat vom 3. März 1886 (Vollst. Gesetzesammlung Nr. 3552) auf Grund freiwilliger Vereinbarungen aus dem Bestande der Allergnädigst verliehenen Güter verkauften bäuerlichen Grundstücke, werden mit Ausnahme der für die Bedürfnisse der Adelskorporationen verausgabten oder für wohltätige Zwecke bestimmten Summen, zur Bildung unantastbarer Kapitalien der erwähnten Adelskorporationen verwandt. Die Anlage dieser Kapitalien in Wertpapieren und

deren Aufbewahrung, sowie die Verwendung ihrer Zinsen findet nach den im vorhergehenden Art. (32) enthaltenen Regeln statt.

34. Auf die in den Städten Mitau und Goldingen von der Kurländischen Ritterschaft aus dem Erlös der Verkaufes bäuerlicher Grundstücke erworbenen Häuser werden die in den Art. 887 und 893 des Ostseeprovinzial-Privatrechts festgesetzten Einschränkungen ausgedehnt.

35. Dem Minister des Innern wird anheimgestellt, erforderlichenfalls im Einvernehmen mit dem Finanzminister und dem Chef der Hauptverwaltung für Landordnung und Landwirtschaft, den Bauerbehörden der Baltischen Provinzen ausführliche Hinweise hinsichtlich des Verfahrens zur Durchführung dieser Regeln zu geben und etwaige in dieser Hinsicht entstehende Zweifel zu entscheiden.



# Soziale Frauenarbeit.\*

Von

Frl. F. Stiefertskay.

Als ich es übernahm, über die soziale Arbeit der Frau zu sprechen, war es mir wohl bewußt, daß ich dies Thema nicht umfassend behandeln könne. Denn erstens ist das Gebiet so groß, daß ohnehin ein Abend nicht ausreichen würde, alle die verschiedenen Arten sozialer Frauenarbeit darzustellen, und zweitens habe ich nicht die Möglichkeit gehabt, mich auf allen ihren Feldern umzusehen, und kann hier nur das geben, was ich im Laufe der Zeit theoretisch aus Büchern oder praktisch in der Arbeit kennen gelernt habe. So wollen wir den heutigen Abend nicht auffassen als eine vollständige Darlegung alles Wissenswerten auf dem Gebiete sozialer Frauenarbeit, sondern als eine Anregung, auf diesem Gebiete mehr zu erforschen und Interesse zu gewinnen als bisher.

Im allgemeinen werden wir behaupten dürfen, daß bei uns nicht allzuviel sozialer Sinn existiert. Als ich in Berlin am Frauentongreß teilnahm, wurde den Frauen das Gleiche vorgeworfen. „Empfindet sozialer!“ hieß es da, und es wurde auf die große Erbitterung hingewiesen, die vielfach in den unteren Volksschichten herrsche, weil in den oberen Ständen oft gar kein Verständnis für die Leiden und Entbehrungen der niederen Volksklassen sei, weil Reichtum sich oft rücksichtslos breitmache, wenn daneben die größte Armut herrsche, weil der Wohlhabende für sich jedes Recht in Anspruch nehme, dem Armen aber oft jede Entbehrung als berechtigt zumute.

\*) Vortrag, gehalten am 24. Oktober 1912 im Saale der St. Johannis-Gilde zu Riga von der Präsidentin des Deutschen Frauenbundes in Riga.

Ist das bei uns im großen und ganzen anders? Wenn eine sehr wohlhabende Dame — Glied eines Wohltätigkeitsvereins — mir einst sagte: „Solange jemand noch Butter aufs Brot zu streichen hat, ist er nicht arm“; wenn blasse Näherinnen einem klagen: „Ich kann in dem Hause gar nicht essen; das Essen wäre ja sehr gut, aber ich bekomme es immer ganz kalt;“ wenn eine sonst sehr liebenswürdige junge Frau, die ein vierzehnjähriges Kind zur Hilfe in der Küche hat, der Lehrerin im Kindergottesdienst, die für jenes Kind anderthalb Stunden am Sonntag erbittet, mit dem freundlichsten Lächeln erklärt: „Nein, das kann ich nicht erlauben, ich brauche das Kind am Sonntag noch nötiger als wochentags“; wenn das Dienstmädchen zum Schlafen auf den Hängeboden kriechen oder sich mit einer fensterlosen Kammer begnügen muß, während die herrschaftlichen Räume übergroß sind, — so ist das alles ein Zeichen von absolut mangelndem sozialen Verständnis. Daß auch der Arbeitende — Diensthote, Näherin oder sonstige Angestellte — Rechte hat, Rechte des Leibes und der Seele, das wird vielfach ganz vergessen. Deshalb oft die Erbitterung der Höherstehenden über Unverschämtheiten der Leute, und der Niedrigerstehenden über Härte und Ungerechtigkeit der Herrschaft!

Sozialer Sinn ist wohl das, wonach wir alle in erster Reihe streben sollten. Foerster weist in seiner „Jugendlehre“ so schön darauf hin, wie wir ihn schon in den Kindern wecken und pflegen sollen, damit sie die großen Lebenszusammenhänge schon früh kennen lernen, die jeden Genießenden mit Unzähligen, die für diesen feinen Genuß vorgearbeitet haben, verbinden, wie das Kind z. B. schon am Frühstückstisch dankbar denken kann des Leinewebers und Messerschmieds, des Bauers, Müllers und Bäckers, ja sogar der in Brasilien oder Indien in den Kaffeeplantagen arbeitenden Menschen, und wie diese Erkenntnis das Gefühl der Zusammengehörigkeit in der jungen Seele hervorrufen wird, das bei richtiger Leitung zu einem rechten sozialen Empfinden werden kann.

So ist die erste wichtigste soziale Arbeit: den sozialen Sinn zu wecken, d. h. den Sinn für das Gemeinsame und Verbindende zwischen Hoch und Niedrig, Reich und Arm, ja das Verbindende zwischen allen Nationen, mit einem Wort: Menschheitsempfinden zu pflegen.

Diese soziale Arbeit gebührt der Mutter und der Erzieherin. Wir aber wenden uns nun dem speziellen und offiziellen sozialen Wirken zu.

Mit dem Namen „soziale Arbeit“ bezeichnet man alle Arbeit, die geschieht, um die enormen Unterschiede zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig zu überbrücken, alle Arbeit, die hervorgegangen ist aus dem Bewußtsein, daß die gesellschaftlichen Zustände, wie sie jetzt existieren, große, oft schreiende Mißstände und Ungerechtigkeiten in sich bergen, und aus dem Bestreben, diese Ungerechtigkeiten abzustellen. Daß die natürliche Entwicklung der Dinge und Verhältnisse diese Ungerechtigkeiten hervorrufen mußte, ist dabei als selbstverständlich zugegeben, aber der sozial Empfindende will bei diesen Mißständen nicht als bei etwas Selbstverständlichem stehen bleiben, sondern sie nur als die Durchgangspunkte betrachten, wo die soziale Arbeit einzusetzen hat, um bessere Zustände herbeizuführen.

Daß bei solcher sozialen Arbeit der Frau besondere Gebiete zufallen werden, vor allem die Sorge für Frauen und Kinder, liegt auf der Hand, und auf diesem Gebiete haben auch bei uns schon seit langem Frauen gearbeitet. Es ist deshalb nicht Unterschätzung des Wirkens älterer Vereine, wenn ich einen jüngeren Verein als typisch für die soziale Frauenarbeit hervorheben will, nämlich den Deutschen Frauenbund. Es war wohl die Not der Zeiten, die ihn gebieterisch auf die soziale Arbeit hinwies, so daß wir wohl sagen können: jede seiner Unternehmungen trägt einen sozialen Charakter. Ob in der Familienpflege die erziehende und helfende Hand den Heruntergekommenen und Armen gereicht wird, und zwar nicht in erster Linie durch Unterstützung, sondern durch Mitarbeit, Rat und Interesse; oder ob in Krippe und Hort, Ferienkolonie und Schule die armen Kinder zu tüchtigen Menschen herangebildet werden, oder ob der Teeabend durch seine Vereinigungen zwangloses Beisammensein verschiedener Stände mit gleichzeitiger Anregung höherer Interessen in den Teilnehmern bezweckt; ob die Bibliothek gute geistige Nahrung zu bieten oder die Arbeitsvermittlung und die Kopien-sparkasse die Leute wirtschaftlich zu heben suchen, — überall sehen wir das eine Ziel: den untern Volkschichten deutscher Zunge emporzuhelfen, sie materiell durch eigene Arbeit und Sparsamkeit in die Höhe zu bringen und

geistige Interessen in Sphären hineinzutragen, wo solche bisher noch wenig genug zu finden waren.

Wenn ich so die allseitig soziale Arbeit des Frauenbundes schildere, habe ich zugleich auch das soziale Wirken anderer Vereine in Riga, die sich nur auf einzelne dieser Gebiete beschränken, gekennzeichnet, wie des Frauenvereins, Jungfrauenvereins, des Ferienkolonievereins, des Krippenvereins usw. Aber ich möchte auch das soziale Wirken nennen, wenn junge Mädchen ein altes Mütterchen besuchen, um durch heiteres Geplauder ein Stündchen Sonnenschein in ihr Leben zu bringen. . .

Sozial ist die Arbeit des Kindergottesdienstes, wenn er Kinder aus allen Ständen vereinigt und dadurch dazu beiträgt, die Klassenunterschiede zu mindern. Eminent sozial ist die Arbeit der Gemeindefchwester, deren ganzes Leben dem Dienst der Gedrückten und Elenden in der Gemeinde gewidmet ist. Aber nicht als sozial ist die Krankenpflege an wohlhabenden Leuten zu bezeichnen, einerlei, ob sie im Krankenhaus oder Diakonissenhaus geübt wird, da sie dann entweder Lehrzweck oder Einnahmequelle bedeutet. Nicht als soziales Werk ist die neue kleine Lehrkrippe in der Mädchen-Gewerbeschule gedacht, denn ihr Zweck ist gleichfalls, als Lehrobjekt zu dienen, wenn auch die Arbeit in ihr sofort einen sozialen Charakter annehmen muß, schon darum, weil sie das Interesse der Schülerinnen für die unteren Stände erweckt und diesen selbst bei der Auferziehung ihrer Kinder beisteht.

Soziale Arbeit also ist: Arbeit im Dienste des armen und gedrückten Nächsten,<sup>1</sup> und für den sozialen Charakter solcher Arbeit macht es keinen Unterschied, ob sie entgeltlich oder unentgeltlich geleistet wird. Der Anschauung jedoch, der man manchmal begegnet, als ob unentgeltlich geleistete Arbeit

<sup>1</sup>) Anmerkung der Red. Wir möchten den Begriff der sozialen Arbeit doch weiter, als hier geschieht, fassen. Wenn gegen Mangel an sozialem und patriotischem Sinn, gegen Oberflächlichkeit, Selbstzufriedenheit, luxuriöse Lebensführung u. bei den oberen Gesellschaftsklassen angeknüpft wird, so geschieht das doch nicht nur zum Besten der Minderbemittelten, sondern auch um der Höherstehenden selber willen, und auch das ist in vollem Sinne soziale Arbeit. In letzter Linie zielt alle soziale Arbeit darauf hin, das Ganze der Gesellschaft auf eine höhere ethische und kulturelle Stufe und in die Bahnen einer harmonischeren Entwicklung zu führen. Warm empfohlen sei in diesem Zusammenhange Fr. W. Foersters ausgezeichnetes Buch „Christentum und Klassenkampf. Sozialethische und sozialpädagogische Betrachtungen“ (Zürich 1909), dessen großzügig durchgeführter Grundgedanke die religiös-sittliche Erneuerung, als im letzten Grunde einzige wahre Heilskraft für die sozialen Schäden, ist.

ethisch einen höheren Wert habe, muß durchaus entgegengetreten werden. Die Arbeit in ihrem realen Wert können wir natürlich nur nach dem, was sie leistet, abschätzen; ihren ethischen Wert aber empfängt sie von der Treue, von dem Pflichtgefühl und der Wesenshingabe des Arbeitenden, und wir alle wissen, daß es oft großartig treue, aber oft auch sehr oberflächlich getane unentgeltliche Arbeit gibt, während wir bei der bezahlten im allgemeinen wenigstens Pflichteifer werden voraussetzen dürfen, wenn auch vielleicht manchmal nur den des Tagelöhners, — oft aber auch da die größte persönliche Hingabe finden.

Fragen wir nun, ob entgeltliche oder unentgeltliche Arbeit vorzuziehen sei, so werden wir im allgemeinen den Grundsatz aufstellen müssen: es ist eine gute und gesunde Entwicklung, wenn in die soziale Arbeit immer mehr bezahlte Kräfte eintreten, denn nur solche können, mit seltenen Ausnahmen, sich einer Sache ganz und ungeteilt hingeben, und daß die Sache und Arbeit dadurch gewinnen wird, ist wohl unzweifelhaft.

Mit der Entlohnung der sozialen Arbeit tritt aber zugleich auch ein anderes Moment hinein: die nötige Vorbildung.

Wer freiwillig eine Arbeit leistet, dem dankt man, auch wenn sie nicht vorzüglich ist; von dem bezahlten Arbeiter kann man fordern. So entsteht ganz von selbst der Wunsch, solchen Forderungen gerecht werden zu können, und man blickt sich nach Ausbildung um. Nun gibt es ja in jeder Arbeit, besonders wenn sie in ihren Anfangsstadien steht, Arbeiter, die sie nicht gelernt haben, und von denen man gleichwohl sagen muß: sie machen sie vorzüglich. Das sind die Genies, die Bahnbrecher, und sie sind es, von denen die andern lernen müssen. . . . Aber im weiteren Verlauf der Arbeit werden praktische und unpraktische Arbeitsweisen sich als solche zeigen, manche Wege werden als ungangbar, andere wieder als sehr empfehlenswert erkannt werden. Und indem man so die Erfahrungen der anderen summiert, sie für sich verwertet und sich von ihnen weise läßt, wird man selbst zur Arbeit vorgebildet, bis schließlich aus mannichfaltigen Erfahrungen heraus die rechte Methode der Arbeit entsteht.

Da die Ausbildung der Frau zur sozialen Arbeit verhältnismäßig noch sehr jung ist — die älteste wohl die der Gemeindefrauenvereine, die vor etwa 70 Jahren ihren Anfang nahm, sich aber

lediglich auf die Diakonissenschwestern beschränkte, — so wird man heute noch nicht von einer allgemein anerkannten Methode reden können. Es gilt noch fast überall Pionierarbeit zu leisten, aber gerade eine solche Zeit trägt oft einen sehr ideal bewegten Charakter, der, glaube ich, auch in dieser Arbeit zutage tritt.

In Berlin wurden ums Jahr 1893 Hilfsgruppen für Frauen und Mädchen gegründet, wo sich ältere und jüngere Personen, die Interesse für die soziale Arbeit hatten, meldeten. Sie traten je nach vorhandener Anlage und Liebhaberei in die verschiedenen Zweige der sozialen Arbeit ein, und man hoffte, in der Praxis würden sie sich die nötigen Kenntnisse dazu erwerben. Aber bald erwies sich eine derartige Arbeitsweise als nicht genügend, und es wurden die mannigfaltigsten Vorträge zur Ausbildung der sozialen Arbeiterinnen veranstaltet, bis schließlich daraus die „Soziale Frauenschule“ erwuchs. Diese will eine Vorbildung zur sozialen Arbeit geben, indem sie vor allem Interesse für solches Wirken zu wecken und zugleich Erkenntnis der Ursachen der Mißstände und der Mittel zu ihrer Abhilfe an die Hand zu geben sucht. Sie will das Urteil klären und durch das Verständnis für reale Tatsachen die gerade bei der Frau oft zu große Empfindsamkeit eindämmen, damit in der kommenden Arbeit sie gangbare Wege gehe, nicht aber Zeit und Kraft verschwende und sich selbst durch unverständiges und deshalb fruchtloses Vorgehen innerlich zerreiße.

Ähnlich den Berliner Verhältnissen ist auch unsere soziale Frauenschule entstanden. Auch hier war es zuerst der starke Zudrang zur sozialen Arbeit, wie er sich 1906 im Deutschen Frauenbunde zeigte; auch hier erwies es sich sehr bald als nötig, theoretische Anweisungen zu geben, weil das „Ausprobieren“ in der Praxis zu viel Kraft beanspruchte und dabei das Interesse sich zu verflüchtigen drohte. Die Einzelvorträge, die schon damals geplant wurden und für die ich mehrfach Schritte getan habe, ließen sich freilich nicht verwirklichen; und erst im Anschluß an die seit langem bewährte Mädchen-Gewerbeschule des Jungfrauenvereins konnte eine „Soziale Frauenschule“ errichtet werden, — ein Zeichen, daß für jeden idealen Gedanken der richtige reale Boden gefunden werden muß.

Auch die Gesellschaft für kommunale Sozialpolitik in Riga hat sich vor einiger Zeit mit der Frage der Ausbildung der Frau

zur sozialen Arbeit befaßt; die Vorträge von Frau M. Pirang und Herrn A. K. Sawrentjew behandelten dies Thema. Herr Sawrentjew wies in seinem Vortrage vom 2. Dez. 1910 darauf hin, daß eine soziale Frauenschule sich der Mädchen-Gewerbeschule angliedern müsse, weil in deren Programm bereits eine Reihe von Fächern der Unterstufe einer sozialen Frauenschule enthalten sei; er gab damit den Anstoß zu dieser gewiß sehr glücklichen Vereinigung. — Die nach Berliner Vorbild voll ausgestaltete Frauenschule ist in diesem Herbst ins Leben getreten und hat Anklang und guten Zuspruch gefunden.

Was die Berliner Soziale Frauenschule anstrebt, das hoffen auch wir zu erreichen: ein erhöhtes soziales Interesse zu erregen und für die mannigfaltigen sozialen Arbeiten die nötigen Hilfskräfte vorzubilden.

Welches sind denn nun die sozialen Arbeiten, an denen die Frau mithelfend oder allein wirkend sich beteiligen kann?

Wir können sie teilen je nach den Personen, an denen sie geleistet werden, oder je nach den Institutionen, von denen sie ausgehen. In ersterer Hinsicht betrachtet, kann die Arbeit entweder pädagogisch sein, also den Erziehungsbedürftigen gewährt werden, oder sie gilt zweitens den Verwahrlosten und Verkommenen, oder drittens den Angestellten.

Schauen wir uns zunächst die erziehliche Arbeit in Krippen, Volkskindergärten und Jugendhorten an.

Könnte ich Sie doch hineinführen in derartige Anstalten, natürlich nur in solche, die den hygienischen und erziehlichen Vorbedingungen entsprechen: helle sonnige Räume, schlicht und doch den Schönheitsinn weckend; Kinder, die aus den ärmsten Kreisen kommen, blaß, elend, oft körperlich verkommen, wie sie sich unter guter Pflege und freundlicher Behandlung entfalten wie Blumenknospen, fröhlich im Spiel, schon angeleitet zu den ersten kindlichen Arbeiten, die doppelt froh begrüßt werden, weil sie dem Tätigkeitstrieb des Kindes entsprechen. Könnten Sie es erleben, wie Kinder, die anfangs mit Vorliebe „Betrunkene“ und „Sich-prügeln“ spielten, allmählich gesitteter werden, wie Geist und Gemüt sich entwickeln, wie Glück und Freude einzieht, wo anfangs nichts als Elend war! Die ersten Eindrücke sind die bestimmenden, sagen unsre Pädagogen. Wohl den Kindern, die, wenn

das Elternhaus ihnen keine reinen ersten Eindrücke bietet, in Krippe und Kindergarten besseres in sich aufnehmen können. Die Erneuerung eines Volkes kann von diesen Pflegestätten ausgehen.

Und weiter die Jugendhorte, jene segensreichen Veranstaltungen, wo Schulkindern, die zu Hause keinen Mittagstisch und kein ruhiges Plätzchen für ihre Schularbeiten finden, beides gewährt wird, doppelt segensreich, wenn sich für die Knaben Unterweisung in allerlei Handfertigkeit und für die Mädchen Kochen und Haushalt daran reihen, wobei selbstverständlich Spiel und Frohsinn nach der Arbeit nicht zu kurz kommen dürfen.

Nicht vergessen wollen wir die Ferienkolonie, jene liebenswürdige aller sozialen Einrichtungen, die die Kinder hinausführt in Feld und Wald und durch gute körperliche Pflege und liebevolle rechte Erziehung sie leitet und stählt für den Winter und sein Elend.

Bei uns erst in den Anfangsstadien, in Berlin aber schon sehr ausgebildet sind die Speisungen armer Schulkinder, etwas ungemein nachahmenswertes. Charlottenburg allein gibt 30,000 Mark jährlich für solche Schulspeisungen aus, die den Ärmsten unentgeltlich, den andern für geringe Zahlung verabfolgt werden.

Damit aber gerade den bedürftigsten Kindern, den leiblich oder geistig zurückbleibenden, alle jene Wohltaten gewährt werden, ist das Amt der Schulpflegerin erfunden worden, die das Bindeglied zwischen Schule, Verein und Haus bildet, die die elenden, unaufmerksamen und untüchtigen Kinder in der Schule herausfindet und ihnen nachgeht, die sich mit Lehrern und Eltern in Beziehung setzt und in geeigneter Weise — sei es durch Rat an die Eltern, sei es durch oben erwähnte Unterstützungen: durch Schulspeisung, Jugendhort, Ferienkolonie zc. — die Kinder zu fördern und ihnen zu helfen sucht.

Durchaus zu der erziehenden sozialen Arbeit müssen wir auch die Jungfrauen-Vereinigungen rechnen, die Sonntags nachmittags junge arbeitende Mädchen zu Geselligkeit und meist auch zu religiöser Erhebung zusammenschließen. Sie trennen die Teilnehmerinnen gewöhnlich nach ihrer Bildung, können aber ebensowohl für das einsame Dienstmädchen, wie für die Gouvernante ohne Familienanschluß zu wahren Segen werden, denn beide können hier Ge-

mütlichkeit, Anregung, menschliche Teilnahme finden und dadurch Kraft gewinnen zur Ausübung von Arbeit und Beruf.

Auch die Näh- und Flicknachmittage, wie sie hier an verschiedenen Orten begründet worden sind, wo freiwillig arbeitende Lehrerinnen die jungen Mädchen unterrichten, wo außerdem Lesetüre und Chorgesang gepflegt werden, sind hier zu nennen.

Überall in diesen Veranstaltungen tun sich Arbeitsgebiete für Frauen und Mädchen auf, winkt ihnen soziale Arbeit, die erfreuend und befriedigend ist, weil sie des Weibes innerstes Wesen, die Mütterlichkeit, erfordert und entfaltet.

Viel schwieriger ist natürlich die Arbeit an Verwahrlosten und Verkommenen, in der Jugendfürsorge und durch Jugendgericht, in Magdalenenasylen und Gefängnissen, oder auch an sittlich gefährdeten Mädchen, wie sie bei uns die Anstalt Bethabara aufnimmt. Daß zu dieser Arbeit eine große Hingabe und Charakterreise gehört, liegt auf der Hand. Aber unsere Zeit macht zwischen solchen Erziehungsbedürftigen und den oben geschilderten Kindern keinen prinzipiellen Unterschied. Es sind eben arme Menschenkinder, die fehlgegangen sind und denen man mit desto größerer Liebe nachzugehen hat. Und die beiden großen Erziehungsfaktoren sind neben der religiösen Einwirkung dieselben wie oben: Arbeit und Freude!

Arbeit und Freude traten mir entgegen, als ich in Zehlendorf die Anstalt für verwahrloste Kinder „am Urban“ besuchte. wo bei der augenblicklichen Österreinigung jedes Kind seine besondere Arbeit hatte und doch ein ungemein fröhliches Wesen herrschte. Von Arbeit sprachen die Werkstätten der Knaben, in denen das meiste im Hause Nötige gefertigt wurde, die Küche, Waschküche und die Arbeitsstuben der Mädchen, von Freude — die Spielzimmer mit dem mannigfaltigen Spielzeug, die Maskeradenkammer für die Aufführungen in den Weihnachtsferien und alle lachenden, frohen Gesichter der Kinder. Ich kann nur sagen, die ganze Anstalt lachte einem entgegen von freudiger Arbeit. Pfarrer Pflaß, der Leiter und Reorganisator dieser Anstalt, ist in dieser Richtung bahnbrechend geworden, und nach seinem Vorbild ist manche gefängnisartige Anstalt umgebildet worden.

Oder hätten Sie, wie ich, einen Blick in das Teltower Magdalenenasyl tun können, wo die Mädchen bei eifriger Hand-

arbeit saßen, während eine Dame ihnen vorlas, andere dreistimmig singend am Waschtisch standen, wieder andere in heiterstem Geplauder Kartoffeln ausgruben. Und hätten Sie ihre unbefangenen Antworten gehört, Sie hätten sich mit mir gefreut und der Oberin geglaubt, die versicherte: 53% werden ganz gebessert, viele treten in die Ehe, andere in Dienste, 25% werden wohl gelegentlich wieder rückfällig, aber sie suchen doch, sich wieder zu erheben; der Rest, an dem wir keine Besserung sehen können, nimmt vielleicht doch noch etwas ins Leben mit.

Es tut mir leid, hiermit nur ausländische Anstalten vorführen zu können, während wir auch einheimische mit dem gleichen guten Streben haben. Aber Sie wissen ja selbst: in Ferien- und Reisezeiten sieht man sich manches an, wozu einem in der Arbeitszeit die Muße gebricht.

Ganz mit derselben Zuversicht und Liebe zu ihrer Arbeit, wie jene Oberin in Teltow, sprechen sich die Damen aus, die hier die Gefängnisse besuchen. Zu dieser Arbeit werden natürlich nur innerlich Berufene sich wenden dürfen, aber dann bietet sie, ebenso wie jene andere, die Freude, Menschenseelen Licht bringen zu können, die bisher oft ganz finster waren, und wenn etwas solche unglückliche Geschöpfe retten kann, so kann es ja nur erfahrene Menschenliebe sein, die sie auch wieder an eine Gottesliebe glauben lehrt. Daß es auch noch schwerere Arbeit an den Verkommenen gibt, als sie in solchen Anstalten geübt wird, haben uns die jüngst gehaltenen Vorträge der Rigaer Straßenmission gezeigt. Doch kann ich darüber nichts berichten, da mir der Einblick in diese mühsamste Arbeit fehlt.

Wir wenden uns endlich der Arbeit an den Angestellten zu. Da ist die Fabrikpflegerin, die für die weiblichen und überhaupt jugendlichen Arbeiter sorgt, ihre Arbeit kontrolliert und ihren Kräften gemäß regelt, sie auch sittlich zu schützen und ihnen mit Rat und Tat beizustehen hat. — Da ist die Sozialsekretärin, eine Dame, die sich der weiblichen Angestellten in kaufmännischen Geschäften annimmt, für Mittagspause und Ruheplatz sorgt, Lektüre vermittelt und den Mädchen eine mütterliche Freundin zu sein sucht. — Da sind die Berufs-Vereine, wie z. B. der Verein für weibliche kaufmännische Angestellte, der seinen Mitgliedern nicht nur gemütliche Zusammenkünfte, sondern auch die Möglichkeit

zu weiterer Ausbildung gewährt, der eine Bibliothek, eine Kranken- und Sterbekasse besitzt und seinen Mitgliedern einen starken sittlichen Halt bietet. — Da sind Abendunterhaltungen in den mannigfaltigsten Berufsvereinen, wo man durch freiwillige Vorträge und musikalische Darbietungen große Freude und Anregung bereiten kann. — Da ist endlich der weibliche Rechtschutz, eine Beratungsstelle, zu der bedrängte Frauen kommen, um der Frau ihr Herz auszuschütten und von ihr Rat und in vielen Fällen direkt juristischen Beistand zu erbitten.

Das ist ein kurzes Bild der verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete, die in Deutschland und zum größten Teil auch bei uns schon sich den Frauen eröffnet haben. Einigermassen verschieden werden sie sich gestalten, je nachdem von welcher Institution sie ausgehen.

Ganz besonders erfreulich wird es für viele sein, in der eignen Kirchengemeinde zu arbeiten. Der enge Zusammenschluß, den eine rechte Gemeinde haben soll, läßt hier das Gefühl, Brüdern und Schwestern zu dienen, stark werden, und das Gemeindeglied empfängt auch am liebsten vom Gemeindegliede. Es ist ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es sonst zwischen Gebenden und Nehmenden nicht leicht wieder vorkommen wird.

In der Gemeinde kann mit großem Segen die Gemeindegemeinschaft arbeiten, die bei uns bisher stets Diakonisse ist, in Deutschland vielfach auch dem Diakonieverein angehört, jedenfalls eine für diesen Beruf vorgebildete Kraft sein muß. Daneben aber sollte jede Gemeinde auch freiwillige Hilfskräfte haben, die zur Armenpflege durch die Gemeindegemeinschaft oder durch den Pastor angeleitet werden und ihnen dann als Helferinnen zur Seite stehen könnten. Denn eine oder zwei Gemeindegemeinschaften können selbstverständlich aller Arbeit in einer großen Gemeinde nicht genügen, und es wäre auch zu schade, wenn die übrigen weiblichen Gemeindeglieder sich durch sie von dieser Liebesarbeit ausgeschlossen oder wenigstens reichlich ersetzt fühlen sollten, die auch ihnen nur zum Segen werden könnte.

Ganz von selbst erwächst eine solche Armenpflege-tätigkeit aus den Kindergottesdiensten, besonders wenn, wie bei uns, die Gruppenarbeit üblich ist, wo jede Sonntagslehrerin ihre eigenen „Kinder“ hat, und die ganze Kindergemeinde in Kreise zerfällt,

denen jedesmal eine ältere und erfahrenere Leiterin vorsteht, die den jungen Hilfskräften Anweisung geben und sie in eine rechte Kinderarmenpflege einführen kann.

Außer der kirchlichen Gemeinde kann es auch die bürgerliche sein, die Armenpflege und überhaupt soziale Arbeit treibt; hier in Riga ist das stets geschehen. Aber daß gerade sie schon eine vorgebildete, fest angestellte weibliche Kraft besitzt, die in der städtischen Findlings- und Waisenpflege (unabhängig davon auch in der Jugendfürsorge des St. Johannes-Vereins) rastlos tätig ist und darin Kirchengemeinden und Vereinen eine helfende Hand bietet, läßt von der kommunalen Armenpflege in Zukunft um so mehr erhoffen.

Endlich ist die Vereinstätigkeit ganz besonders stark bei uns ausgebildet. Da ist der Frauenverein mit seinen Kinderbewahranstalten und Schulen, der Jungfrauenverein mit seinem Arbeitsvermittlungsbüro und seiner Gewerbechule, die schon unzähligen Mädchen aus dem Volk zu selbständigem und ehrlichem Erwerb verholfen hat und jetzt durch Errichtung der sozialen Frauenschule aufs neue für Verbreitung sozialer Interessen sorgt. Da sind der Krippen- und der Ferienkolonieverein mit ihren segensreichen Institutionen, der Verein gegen den Bettel, der für seine offene Armenpflege und für die Verwaltung seiner Anstalten für verwahrloste Kinder und arbeitsunfähige alte Personen weibliche Kräfte braucht. Und dann der Verein zur Förderung der Volkswohlfahrt mit seiner mannigfaltigen Frauenarbeit: der Mütterberatungsstelle, wo den Müttern und ihren Säuglingen mit Rat und Tat geholfen wird, damit ein stärkeres Geschlecht durch richtige Nahrung und Pflege erwachse; der organisierten Hilfe gegen die Tuberkulose mit den vielen notwendigen Hausbesuchen, um Aufklärung und gute Gewöhnung in bezug auf Reinlichkeit und Hygiene anzustreben; ferner der Arbeit zur Unterdrückung des Alkoholismus. Überall sehen wir Frauen tätig und oft mit der allergrößten Begeisterung und Hingabe. Ja wir können sagen: diese erziehende, bewahrende und heilende Tätigkeit ist ganz unmöglich ohne ausgiebige und planmäßige Mitwirkung der Frauen. Ohne sie käme man in Säuglingsfürsorge, Tuberkulose- und Alkoholbekämpfung zc. überhaupt nicht recht vorwärts. Nur Frauen sind imstande, jene aufklärende und beratende Kleinarbeit von Person

zu Person zu leisten, auf die es hierbei vielfach gerade ankommt. Dasselbe gilt auch für die Guttemplergesellschaft, in der Frauen tatkräftig mitarbeiten und schon so manchen Trinker von seinem Saufteufel befreit und seiner Familie zurückgegeben haben.

Bei allen diesen Arbeiten zeigt es sich, daß Volksgesundheits und Volksfittlichkeit eng zusammengehören und die sozialhygienische Arbeit meist zugleich auch eine sozialethische ist, bei der Frauen vollends sehr wesentlich mithelfen können.

Von der hervorragend sozialen Arbeit des Deutschen Frauenbundes und seinen Anstalten sprach ich schon. Ich möchte hier aber noch auf die Arbeit der inneren Mission hinweisen, sowohl auf die Nähabende, wie die Sonntagsnachmittage in Bethanien und anderen Stätten der Rigaer Stadtdiakonie, wo junge Mädchen die Kinder der Straße um sich sammeln, Stücke aus der biblischen Geschichte mit ihnen besprechen, nach einer Vespermahlzeit auch heitere Spiele mit ihnen spielen und so diesen Tag, der den Straßenkindern oft ein Tag besonderer Versuchung werden kann, zu einem Freuden- und Segenstag für sie gestalten.

Die meisten dieser Vereine wollen nicht in erster Linie Unterstützungen geben, sie wollen vielmehr auch auf den Charakter der Armen einwirken, sie geistig-sittlich und in ihrem praktischen Können heben und vielfach religiös beeinflussen.

Ich habe bisher nur von deutschen, wenn auch zum Teil international wirkenden Vereinen gesprochen, weil ich nur in deren Arbeit einen Einblick habe. Aber Sie wissen ja alle, daß wir auch vorzügliche internationale Vereinigungen haben und solche anderer Nationalitäten, deren Arbeit den eben genannten parallel läuft; ich brauche nur das russische Kinderarbeitshaus, den Gefängnisverein, die philanthropische Gesellschaft und die Straßemission zu nennen. Und sicher gibt es noch eine Menge, deren Namen mir fremd sind.

Wer soll sich nun an dieser sozialen Arbeit beteiligen? Eigentlich dürfte darauf nur eine Antwort gelten: Ein jeder! Ein jeder, dessen Verhältnisse ihm selbst ein vor groben Versuchungen gesichertes Dasein geschenkt haben, der geistige Interessen pflegen kann, der auf den Höhen des Lebens schreitet, während so viele, viele, in den Tiefen arbeiten, oft in den bittersten Versuchungen und ohne das freundliche Licht geistig erhe-

bender Gedanken. Wir haben viel empfangen, deshalb soll es uns treiben, auch etwas zu geben, gerade da hinein Freude zu bringen, wo Freude so selten ist, die zu erheben, die sonst von der Last des Lebens zu Boden gedrückt werden.

Eine jede Frau soll das, schon das junge Mädchen kann damit anfangen. Foerster erzählt von der kleinen „Pfadfinderin“, dem Kinde, dem die düstere Kammer des Dienstmädchens so öde schien, daß es sie mit bunten Bildchen auszierte. Junge Mädchen sind willkommen in den Teeabenden des Frauenbundes, wo sie helfen und bedienen können, — was sozial gut wirkt, weil die armen Frauen von nichts so beglückt sind, als daß sie einmal ausruhen und sich bedienen lassen können. Sie sind willkommen im Jungfrauenverein, wo sie Sonnenschein in das Leben müder alter Frauen bringen können, aber wo sie auch beim Loseverteilen für die Lotterien sich selbst prüfen können, ob sie nämlich fähig sind, um der Sache willen eine an sich sehr unangenehme Arbeit zu tun und tapfer dabei auszuhalten. Das Loseverteilen ist für manche schon das Fegefeuer gewesen, das sie fähig machte auch zu größerem sozialen Tun. Die jungen Mädchen sind auch willkommen in Krippe, Kinderhort und auf den Nähabenden, nur müssen sie die übernommene Arbeit als Pflicht auffassen und auch die unentgeltliche mit demselben Eifer erfüllen, als ob sie die beste Bezahlung dafür empfangen. Endlich sind sie willkommen im Kindergottesdienst, eine Arbeit, die jedem religiös gerichteten jungen Mädchen zu empfehlen ist und in der es oft noch mehr empfangen als geben wird.

Und die älteren Frauen und Mädchen? Ich habe eben ein Bild der sozialen Arbeitsgebiete entrollt — eine große Ernte, wo Arbeiter so nötig sind! Ich glaube, es könnte eine jede finden, was für sie gerade paßt. Nur wird die innere Stimmung immer die sein müssen, daß wir freudig uns selbst hingeben und helfen wollen, weil uns so viel gegeben worden ist. Am schönsten wäre es ja, wenn das Wort der katholischen Ordensschwestern: „Die Liebe Christi dringet uns also“ oder das nicht minder schöne der evangelischen Diakonissen: „Ich darf dienen!“ der Leitstern wäre, dem wir alle folgen wollten.

Daß aber heutzutage bei unsern komplizierten Wirtschaftsverhältnissen eine Vorbildung zur sozialen Arbeit, auch zu der un-

entgeltlich betriebenen, wünschenswert ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Ein richtiges Beurteilen der Verhältnisse erleichtert die Arbeit; ein Verstehen, daß Sünde und Schuld leicht kommen konnten, fast kommen mußten, schließt ein Vergeben in sich und damit die Fähigkeit, dem andern gerecht und ihm etwas werden zu können.

Wer aber soll sich ausschließlich zu einem sozialen Lebensberufe ausbilden? Und wie soll das geschehen?

Wer Volkskinderpädagogin, Krippen- und Hortleiterin werden will, der soll seine Fähigkeiten in den Anstalten ausbilden, wo dies Arbeiten gelehrt wird, in Wirtschaftsschulen, in Fröbel- und Oberlinkursen; doch wird auch ihnen zur rechten Arbeitsleistung die Unterweisung der sozialen Frauenschule oder wenigstens einiger ihrer Kurse sehr anzuraten sein.

Zur Armenpflege aber, zur Arbeit an Verwahrlosten und Verkommenen, zur Trinkerrettung und Beratung armer Frauen eignen sich nur reifere Persönlichkeiten, die es vielleicht schmerzlich empfinden könnten, daß ihre bisherige Ausbildung umsonst gewesen sei. Denen können wir zum Trost sagen: jede Ausbildung, die der sozialen vorausgegangen ist und die den Geist erweitert, den Charakter gestählt hat, kann der sozialen Arbeiterin von Nutzen sein, ob sie nun die Wirtschaftskunde oder Krankenpflege umfaßte, ob sie eine pädagogische oder kaufmännische, wissenschaftliche oder religiöse gewesen ist. Die soziale Arbeit ist eine so mannigfache und berührt so verschiedene Lebensverhältnisse, daß jedes Wissensgebiet, jedes Hineinblicken in Arbeitskreise und menschliche Beziehungen als eine gute allgemeine Vorbildung genommen werden kann, der die spezielle folgen muß, wenn die reife Frau sich innerlich gedrungen fühlt, soziale Berufsarbeiterin zu werden.

Daß solchen gut vorgebildeten Kräften sich auch bezahlte Arbeitsgebiete öffnen werden, ist fraglos. Unaufhörlich werden neue Krippen, Bewahranstalten, Kinderkrankenhäuser, Ferienkolonien u. ins Leben gerufen, und wie schwer es bisher war, gute Leiterinnen zu finden, weiß jeder, der damit zu tun hat. Aber auch in der öffentlichen Jugendfürsorge, in Findlingsvereinen und in der Armenpflege wird sich immer mehr das Bedürfnis nach bezahlten Kräften geltend machen, denn sie allein können mit ganzer Zeit und Kraft wirken. So werden gut vorbereitete soziale

Arbeiterinnen immer ihr Brot finden, des können wir sicher sein.

Noch einige Worte möchte ich dem Widerstreit der Meinungen gönnen, der in Riga oft gehört wird: sollen soziale Bestrebungen national oder international sein?

Man kann darauf nur eine Antwort geben: das muß jeder mit seinem Gewissen abmachen. Sicher gibt es Bestrebungen, die nur international gedacht sein können; so alle, die der Hebung der Sittlichkeit und der Volksgesundheit dienen wollen, oder solche, die sich national gemischten Arbeiterklassen zuwenden, wie Pflege der Fabrikarbeiterin, Schutz der jungen Mädchen zc. Andere Bestrebungen können national und können international sein. Aber da jede Arbeitsvereinigung sich nach irgend einer Seite hin beschränken muß und der eigene Volksgenosse wohl das erste Recht auf Hilfe hat, so erscheint es mir natürlich und deshalb sympathisch, in erster Linie der eignen Nation seine ganze Arbeitskraft zu widmen. Das braucht jedoch keinen Gegensatz gegen andre Nationalitäten in sich zu schließen. Im Gegenteil: über jede Frauenarbeit und auch über die national-soziale möchte ich die Worte schreiben: „Nicht mit zu hassen, — mit zu lieben, leb ich nur.“ Herrlich wäre es, wenn jeder in seinem Volke sozial arbeiten wollte, wenn man sich bei gemeinsamer Arbeit stützen und helfen und bei getrennter vom andern lernen wollte; wenn jeder nur den einen Ehrgeiz hätte: in seinem Arbeitsgebiet möglichst Gutes zu leisten, sittlich erhebende, volksveredelnde, friedensstiftende Arbeit zu tun. Da würden auch die Fremden einander finden, da würden Nationalitätenhaß und Verachtung schwinden, da würde man sich freudig die Hand reichen zu dem einen Kampf: zum Kampf gegen das Schlechte! Freilich müßte von beiden Seiten die Hand erreicht werden. Aber dann würde der Mensch in dem andern in erster Linie wieder den Menschen sehen, ja, dann dürften wir mit Gatten sagen, — und wollte Gott auch hierzulande dürfte es einmal in diesem Sinne gesprochen werden: „Es ist eine Lust zu leben!“

## Der Zoologische Garten zu Riga.

Von A. Grevé.

---

Am Sonntag, den 14. Oktober 1912 fand die Besichtigung und Aufnahme des Tierbestandes im neubegründeten zoologischen Garten zu Riga durch eine von der Stadtverwaltung entsandte Kommission unter dem Vorsitz des Stadtrats G. von Bötticher statt. Protokollarisch wurde das Vorhandensein von über 90 verschiedenen Arten in über 275 Exemplaren festgestellt und somit das Recht zur offiziellen Eröffnung des Gartens — wie es ein Punkt im Kontrakte der „Gesellschaft Zoologischer Garten zu Riga“ mit der Stadt verlangte — anerkannt. „Das will nach außen hin nicht viel bedeuten“ — sagt ein Bericht der Verwaltung des Gartens in № 244 der „Rig. Ztg.“ — „für die Verwaltung und den Vorstand des Gartens ist es aber ein ungemein wichtiges Ereignis, eine wichtige Etappe auf dem Wege zum vorgesteckten Ziele, das unentwegt verfolgt wird.“

Diese schlichten Worte drücken bei weitem nicht deutlich genug die Summe an Arbeit und Energie aus, die nötig waren, um das Werk soweit zu fördern, geben lange nicht den Begriff vom festen Vertrauen auf das Gelingen des Unternehmens, das ein Häuflein Männer besetzte, die trotz aller Hindernisse, aller scheinbaren Mißerfolge den Mut nicht sinken ließen und die nun die Freude erlebten, daß ihr von so vielen verlachter Optimismus sich als vollkommen berechtigt erweis, daß ihre ausdauernden Bemühungen nicht umsonst gewesen, ihr Enthusiasmus für die gute Sache endlich doch gesiegt hatte.

Die Idee, in Riga einen zoologischen Garten zu begründen, ist keine neue, denn schon im J. 1862 hatte man die Absicht, es wurden sogar Pläne für die Tiergehege — wenn wir nicht irren, von dem verstorbenen Architekten Scheel — entworfen und es interessierte sich für das Unternehmen auch der damalige General-

gouverneur Graf Schuwalow, doch kam der Gedanke nicht zur Verwirklichung. Dann schien nach einem Zeitraum von 40 Jahren (etwa im J. 1902) sich wieder eine Gelegenheit zur Neuaufnahme der Idee zu bieten. Es wollte ein reicher Bürger Rigas eine bedeutende Summe auf diesen Zweck verwenden, auch gingen Gerüchte über ein Vermächtnis zur Förderung der Begründung eines zoologischen Gartens in der baltischen Metropole und man ventilierte eifrigst die Frage nach einer passenden Lokalität. Aber wiederum schief die Sache ein. Die ersten Vorboden der unruhigen Jahre 1905 und 1906, mögen den Männern, die sich mit dem Gedanken trugen, die Luft genommen, sie zu der Überlegung gebracht haben, daß es nicht der geeignete Zeitpunkt für derartige kostspielige Unternehmungen sei und hinsichtlich des erwähnten Vermächtnisses erwies es sich, daß ein solches wirklich existierte, daß aber die Zinsen des gestifteten Kapitals die kranke Schwester des Erblassers beziehen, erst nach deren Tode und nach Anwachsen bis zu einer bestimmten Höhe die Stiftung einem zukünftigen zoologischen Garten zu gute kommen sollte. Erst gegen Ende des J. 1906, also in einer noch recht turbulenten aber auch an allerlei sozialen Unternehmungen reichen Zeit, wurde der Gedanke von neuem aufgenommen von einem Konsortium von Männern, die den industriellen, sportlichen und wissenschaftlichen Kreisen Rigas angehörten. Als einer der ersten und begeisterten Initiatoren der Sache verdient der Sekretär des städtischen Krankenhauses K. v. Reischer, genannt zu werden, der die übrigen Glieder des ersten provisorischen Komitees zu gewinnen, die Leute zu werben verstand, welche der Sache nicht nur Sympathie, sondern auch Verständnis entgegenbrachten und sie mit Rat und Tat, moralisch und materiell zu fördern bereit waren. Daß sich unter ihnen auch der Mann befand, den wir seit vielen Dezennien als unermüdblichen Pionier auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Bestrebungen im Baltikum zu sehen gewohnt sind — G. Schweder — ist so gut wie selbstverständlich. Die Leitung der Beratungen des provisorischen Komitees übernahm Manufakturrat B. Wittenberg und hat durch seine Erfahrung, seinen praktischen Blick, seine rastlose Energie, durch Aufopferung von Zeit und Geld, trotz mancher dem Unternehmen sich in den Weg stellenden Schwierigkeiten es zu Wege gebracht, daß das Ganze festere Formen annahm, bestimmte Richtlinien aufgestellt wurden, so daß endlich ein Statutenentwurf gehörigen Orts zur Bestätigung vorgelegt werden konnte.

Konservator F. E. Stoll unternahm im Auftrage des provisorischen Komitees eine Reise ins Ausland zur Besichtigung mehrerer der neuesten zoologischen Gärten (Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen) und der hervorragendsten älteren (Berlin, Hamburg etc.), vor allen Dingen aber der bemerkenswerten Hagenbedckschen Schöpfung, die eine neue Richtung in den zoologischen Gärten zu bewirken berufen scheint, des Tierparks in Stellingen bei Hamburg. Auf Grund des gewonnenen Materials wurden dann die definitiven Richtlinien für die Verwirklichung des geplanten Unternehmens festgelegt. Um die Idee in weiteren Kreisen zu popularisieren, erschien im Auftrage und gemäß dem vom provisorischen Komitee aufgestellten Aktionsprogramm eine Broschüre „Unser zukünftiger zoologischer Garten“, die von R. Grévé verfaßt, als Einleitung eine Geschichte der zoologischen Gärten, beginnend mit den ältesten Zeiten bis auf unsre Tage gab, eine Darlegung der Pläne und Absichten für den künftigen Rigaer Garten enthielt und mit annähernden Kostenanschlägen des Architekten H. Seubertlich und des Stadtgardendirektors Ruphald schloß.

Somit war die Sache an die breitere Öffentlichkeit gelangt. Sie wurde in allen Gesellschaftsschichten und in der Presse, sowie in dazu einberufenen Versammlungen lebhaft diskutiert, Meinungen für und wieder wurden geäußert. Die meisten Ansichten im Publikum gingen dahin, daß das Unternehmen verfrüht sei, daß Riga einen zu geringen Fremdenverkehr habe, um einen genügend starken Besuch des Gartens und seine pekuniäre Sicherstellung zu verbürgen. Man behauptete, das Interesse für solche Dinge sei bei uns zu gering, das Volk noch zu roh, um ihm solche einigermaßen wissenschaftliche Genüsse zu bieten, vor allen Dingen aber seien die Zeiten zu schwere und gestatteten nicht an die besser situierten Kreise der Stadt mit Ansinnen zu Geldopfern heranzutreten, ja, es wurden sogar Schädigungen der neuen Volkspflegeanstalten befürchtet und nationale Gegensätze als Gründe gegen den zoologischen Garten aufgeführt. Man verstieg sich sogar zu Meinungsäußerungen, die durch keinerlei Tatsachen zu beweisen waren, wie z. B. daß die Zeit der zoologischen Gärten vorüber sei, daß sie überall im Rückgange begriffen mühsam ihr Dasein fristeten, während doch gerade in der neuesten Zeit mehrere neue Gärten und nicht allein in Deutschland begründet wurden (wir nennen bloß München, Nürnberg, Rom, Odessa, Charkow). Zuweilen stieß man beim Werben neuer Mitglieder für das Unternehmen auf ganz merkwürdige Ansinnen. So wurde die Forde-

zung verlaublich, in dem Restaurant des künftigen Zoo streng abstinenzlerische Prinzipien durchzuführen, sonst „würde man gegen das Institut agitieren“!

Trotz dieser scheinbar weitverbreiteten Gegenströmung ließen die Initiatoren den Mut nicht sinken und hielten an der Überzeugung fest, daß ein zoologischer Garten für Riga nicht bloß möglich, sondern, wie für jede große Stadt, durchaus notwendig sei und da die Stadtverwaltung sich dem Unternehmen gegenüber wohlwollend verhielt, wurde beschlossen, das vorgesteckte Ziel unentwegt zu verfolgen.

Es wurde mit einer vorläufigen Sammlung von Zeichnungen an Geldmitteln und mit der Suche eines passenden Areals für den Garten begonnen. Man äußerte von vielen Seiten den Wunsch, das Institut möglichst näher zum Zentrum der Stadt unterzubringen; man sprach vom Thorensberger Park. Dieser Gedanke war aber schon aus räumlichen Erwägungen und wegen mancher anderen Mängel nicht akzeptabel, ganz abgesehen davon, daß die Stadt wohl kaum auf die Hergabe eines öffentlichen Gartens an eine private Gesellschaft eingegangen wäre. Auch das Grundstück des Sportvereins im Kaiserwald wurde eine Zeit lang ins Auge gefaßt, aber der Gedanke bald wieder fallen gelassen, weil das Areal eine spätere Ausdehnung ausschloß und auch sehr komplizierte Nutzungsverhältnisse im Verein mit den Sportlern entstanden wären. Schließlich blieb man bei einer Partie des Kaiserwaldes hinter Meyershof, dicht am Ufer des Stintsees stehen, die mit zu den schönsten landschaftlichen Punkten in der näheren Umgebung Rigas gehört. Ein reichlich kouiertes Terrain mit den höchsten Erhebungen am Ufer des Sees, von denen sich ein prächtiger Ausblick über das Gewässer nach allen Seiten hin bietet, bestanden mit schönem Kiefernhochwald und frischem, dichten Jungwuchs, gibt die beste Gelegenheit mit einiger gärtnerischer Nachhilfe unter Ausnutzung der natürlichen landschaftlichen Reize, durch geschickte Anpassung der aufzuführenden Tiergasse an den nordisch-rauhen Charakter der Lokalität, mit bescheidenen Mitteln große Effekte zu erzielen und dem Stadtbewohner einen schönen, gesunden und durch seine verschiedenartigen Insassen reizvollen Erholungsort zu schaffen.

Vorläufige Verhandlungen mit der Stadtverwaltung stellten klar, daß ein Areal von etwa 12 Dessjatinen unter sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt werden konnte, vorausgesetzt natürlich, daß die Gesellschaft gewisse Verpflichtungen in Hinsicht

der Nutzung des Areals und des Waldbestandes übernahm, welche das Interesse der Stadt in Zukunft sicherten. Die mehrmals zur Umarbeitung retournierten Statuten wurden endlich am 29. Sept. 1908 vom Viol. Gouverneur gesetzmäßig registriert und die Gesellschaft „Zoologischer Garten in Riga“ stand nun auf festem Boden, der ein energisches Betreiben der Angelegenheit und ein energisches Werben von Mitgliedern, die Einkassierung der bereits gezeichneten lebenslänglichen Mitgliedsbeiträge (zu 125 Rbl.) und etwaiger versprochener größerer Geldspenden gestattete. Es fand eine konstituierende Versammlung der Gesellschaft statt und die nunmehr aufgenommenen offiziellen Verhandlungen mit der Stadtgüterverwaltung führten zum Abschlusse eines Kontrakts, der sich in dem oben angedeuteten Rahmen hielt und von der Stadtverordnetenversammlung bestätigt wurde. Als Präses der Gesellschaft wurde Direktor G. Schweder gewählt, trat aber nach Jahresfrist zu allgemeinem Bedauern wegen Gesundheitsrücksichten ab; als geschäftsführender Bevollmächtigter des Zoologischen Gartens wurde W. Sawizky angestellt und in der Stadt ein Bureau eröffnet.

Hinsichtlich der Ausführung des Unternehmens wurden folgende Grundsätze aufgestellt: es sollten unter möglichst natürlichen Bedingungen in erster Linie Tiere der Ostseeprovinzen, sowie Rußlands und seiner ausgedehnten asiatischen Besitzungen zur Schau gestellt und in botanisch-gärtnerischer Hinsicht die Anpflanzung der jeweiligen heimatischen Gewächse bei den entsprechenden Tierarten, soweit es unsre klimatischen Verhältnisse gestatten, angestrebt werden. Exotische Tiere sollten erst in zweiter Reihe und vor allen Dingen solche berücksichtigt werden, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen, so zu sagen populär sind. Der Zweck und die Aufgaben des Gartens, wie sie der Vorstand der Gesellschaft und seine Begründer auffassen, liegen nicht nur auf dem Gebiete positiven Erfassens und Wissens, das sich hier in reichem Maße dem wirklich Belehrung Suchenden eröffnet, sondern ganz besonders auch in dem Einflusse, den eine solche Schöpfung für die Gesamtheit der Bevölkerung als Gegengewicht gegen die Nachteile des Großstadtlebens ausübt. Abgesehen von seiner Bedeutung für Wissenschaft und Volksbildung, für die Künstler, die hier Studien an lebendem Material anstellen können, für unser naturhistorisches Museum durch Lieferung von Sammlungsobjekten, die andernfalls schwer zu erlangen sind, bildet er ein wichtiges Glied in der Zahl der volkswohlfahrtlichen Institute, indem er die unteren Volks-

schichten an ein anständiges Vergnügen gewöhnt, von dem Besuch der Kneipe abzieht und so vielleicht mehr gegen Alkoholismus wirkt, als alle Versammlungen der Abstinenzler mit ihren langweiligen statistischen Zusammenstellungen und moralischen Abtanzlungen, denn der einfache Mann ist wie ein Kind, das sich auf unmerkliche Art leicht zum Guten leiten läßt, während es bei absichtlicher, besonders aufdringlicher erzieherischer Beeinflussung eigenfinnig gerade das Verbotene tut. Für den in der Großstadt aufwachsenden Nachwuchs ist der zoologische Garten fast die einzige Gelegenheit sich mit der Natur in Konnex zu setzen, Sinn für Tierschutz und Liebe zur Beobachtung, zum Verständnis der Tierwelt zu wecken und so veredelnd auf das Gemüt einzuwirken.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Gesellschaftsvorstandes, nachdem die ersten Baulichkeiten im Garten fertiggestellt waren — natürlich mußte man sich dabei nach den bereits dem Institut geschenkten meist heimischen Tieren richten — und nachdem an Stelle des Herrn W. Sawizky, Konservator Stoll die Leitung übernommen hatte und Dr. jur. F. Bach zum Präses gewählt worden war, mit Einverständnis der Stadtverwaltung den Garten provisorisch für einen sehr geringen Preis (Erwachsene 15 Kop., Kinder und Schüler 10 Kop.) dem Publikum zugänglich zu machen. Mit einem Schlage waren alle Skeptiker und Zweifler widerlegt und die Existenzberechtigung, ja, Existenznotwendigkeit unsres Zoo glänzend bewiesen. Zu ganzen Scharen zog das Volk an Sonn- und Feiertagen durch das schlichte Tor im dunkeln Kaiserwald herein und auch an Wochentagen fehlte es nicht an Besuchern. Ganze Schulen erschienen, sogar aus anderen Städten unsrer Provinzen, darunter auch das deutsche Lehrerseminar aus Mitau und seit der Zeit der provisorischen Eröffnung des Gartens im Mai 1912 bis zum Oktober wurde er von mehr als 150,000 zahlenden Personen besucht. Davon entfielen auf den August gegen 40,000 und auf den September, trotz seines miserablen Wetters, dennoch 30,000 Besucher.

Nach einer Reise im Auftrage des Vorstandes der Gesellschaft „Zoologischer Garten“ nach Askania Nova, der durch ihren großartigen Tier-Klimatisationspark berühmten Besingung des Herrn F. Falz-Fein in der Krim, trat Konservator F. Stoll von der Leitung des Gartens zurück und im September wurde Baron Peter v. Delfen zum geschäftlichen Leiter des Gartens ernannt und Oberlehrer R. Grévé als wissenschaftlicher Beirat angestellt.

Zufällige, sehr günstige Ankäufe interessanter exotischer Tiere und immer neue Schenkungen einheimischer machten natürlich auch eine beschleunigte Aufführung von Unterkunftsstätten für sie nötig. Dank der Freigebigkeit freundlicher Gönner des Gartens konnten manche fundamentale und schöne Gebäude errichtet werden. So ein geräumiger, massiver Bärenzwinger, den Herr Dr. jur. F. Bach, der augenblickliche Präses der Gesellschaft, stiftete und der von 9 Bären (7 braunen Bären, *Ursus arctos* L., 1 kaukasischen — *Ursus syriacus* Ehr. und 1 Eisbären — *Ur. maritimus* L.) bewohnt wird. Herrn Kommerzienrat A. J. Gussen haben wir ein prachtvolles Raubvogelhaus zu verdanken, in dem unter einer größeren Zahl von Adlern, Falken Bussarden und Eulen heimischer Provenienz auch Mönchs- und Gänsegeier, sowie ein seltenes Stück, ein Uhu aus Turkestan (*Bubo turcomanus*) sich befinden. Das Affenhaus beherbergt eine höchst mobile, heitere Vierhändergesellschaft, die auch bemerkenswerte Exemplare aufzuweisen hat, wie einen elteren Tibetmakaken und eine einstweilen unbestimmbare Kapuzinerart aus Südamerika. An sonstigen wertvollen oder hübschen Gebäuden wäre noch das Haus für exotische und heimische Kleinvögel und die Löwenschlucht ohne Gitter nach Hagenbecks Muster zu nennen, deren nicht geringe Herstellungskosten Dr. Ad. Büngner spendete. Es soll seine Bewohner, vier prächtige Löwen, demnächst aufnehmen. Im Bau begriffen ist auch ein solides Wohnhaus für den Direktor und den wissenschaftlichen Beirat, welches auf Kosten der Frau Wirs aufgeführt wird.

Manche wertvolle Tierschenkungen mußten einstweilen aus Mangel an fertigen Räumlichkeiten provisorisch untergebracht werden und präsentieren sich dem Publikum daher unvorteilhaft, wie der junge, drollige Elefant „Miß Mary“ (7 Jahre alt), die schönen kleinen Syrjanen-Kenntiere — ein Geschenk des Herrn Trevisani, — die mit den Kamelen den Auslauf teilen, oder sogar fast unsichtbar bleiben, wie die 4 großen Alligatoren und die zwei schönen Python-Schlangen, bis das warme Reptilienhaus (hoffentlich noch im November) fertiggestellt ist. Der Elefant, ein Geschenk des Herrn Bauunternehmers W. Siering, soll im Sommer gemeinsam mit einem aus Bangkok unterwegs befindlichen dreijährigen männlichen Genossen ein grandioses Wohnhaus erhalten. Alle Schenker und ihre Darbringungen hier aufzuführen würde zu weit führen, besonders wenn wir das mit den zahlreichen Zuwendungen von Gutsbesitzern, Förstern und sonstigen landischen Tierfreunden an Elchen, Hirschen Rehen, Wölfen und

Füchsen, sowie kleinerem Getier und Geflügel vornehmen wollten. Erfreulich ist es, daß auch der einfache Mann sein Interesse durch Schenkungen bekundet, so ein Wirt aus Bilberlingshof, der zwei prächtige, eigenaufgezogene Rohrdommeln spendete und drei lettische Kinder, die dem Garten einen Waldkauz zubrachten. Wie sehr unser zoologischer Garten einem tief und allseitig empfundenen Bedürfnis entgegenkommt, beweist auch der Umstand, daß unter den Spendern mit großen Beträgen ohne Unterschied alle Nationalitäten beteiligt sind, daß hier der häßliche Hader, die charakterverderbende Politik vollkommen ausgeschaltet sind und der gute Zweck alle zu gemeinsamer Arbeit zusammenführt.

Wenn das doch so auch auf andern Gebieten kommunalen Wirkens wäre!

Es ist ja begreiflich, daß in einer Stadt, die eines zoologischen Gartens bisher entbehrte, nicht leicht Leute zu finden waren, die mit der Pflege von Tieren, besonders der exotischen, vertraut waren. Auch irrte man vielleicht darin, daß man anfangs dachte, es sei genug, wenn der Leiter hin und wieder nach den Rechten sah, seine Anweisungen gab und das Übrige dem Wärterpersonal überließ. Daher meldeten sich denn auf die verschiedenen Unterbeamtenposten zahlreiche Leute, die sich für Tierfreunde ausgaben, oder als solche empfohlen wurden. Sehr bald stellten sich infolge dessen allerlei Mängel heraus, besonders als die neue Leitung durch beständige Anwesenheit im Garten eine ständige scharfe Kontrolle ausübte. Mancher hatte es sich zu leicht gedacht — aber ein zoologischer Garten ist eben kein Bauer mit Kanarienvögeln, denen man am Morgen die nötige Futtermenge in den Trog schüttet und das Wassergefäß füllt: das beständige Säubern, Nachsehen, das Dejourieren bei den einzelnen Tieren gefiel den minderen Chargen wenig und so mußte denn eine Kontrolle, besonders bei der Futterverteilung, eingeführt werden. Man hatte gehofft dieses durch die Anstellung eines Mannes zu erreichen, der in verschiedenen zoologischen Instituten, unter anderem auch bei Hagenbeck beschäftigt gewesen und durch seinen Namen (der Vater war ein einstmals weitbekannter Menageriebesitzer und tüchtiger Tierpfleger) eine gewisse Empfehlung besaß. Leider entsprachen die Eigenschaften dieser Persönlichkeit den gehegten Erwartungen nur wenig und die neue Leitung des zoologischen Gartens mußte notgedrungen an eine Ausmusterung des niederen Dienstpersonals gehen, wobei man natürlich auch nicht ohne Enttäuschungen wegstam.

Die Zahl der Tiere wuchs durch Schenkungen und günstige Ankäufe sehr schnell; die Arbeit der ganzen Maschine wurde immer komplizierter und der geschäftliche wie der wissenschaftliche Leiter hatten vollauf zu tun, um das Institut aus dem Provisorium mit seinen oft mißlichen Folgen in normale Bahnen zu lenken, eine straffere Disziplin einzuführen, die ein sicheres Funktionieren des ganzen Apparates garantierte.

Im Laufe von etwa zwei Monaten (September—Oktober) wurde eine genaue Inventur der vorhandenen Tiere zusammengestellt, wobei es sich herausstellte, daß trotz der unvermeidlichen Mißgriffe und Versehen bei der Anschaffung eines solchen großangelegten Institutes der Verlust an Tieren durch Eingehen ein verhältnismäßig sehr geringer war (9,7% des Tierbestandes, oder 2,9% des Kapitalwertes derselben) und daß das lebende Inventar zum 1. Nov. 1912 ein Kapital von etwa 13,061 Rbl. darstellte. Ein neuer Futtermeister, D. W. Jewtichijew, der ein sehr günstiges Attestat der Salz-Feinschen Verwaltung von Astania Nova vorweisen konnte und sich als energischen und fachmännisch ausgebildeten Tierpfleger zeigte, fand Anstellung und das Fütterungswesen kam endlich in die gewünschte Ordnung, der Dienst des Wärterpersonals wurde genau geregelt, der Einkauf von Fleisch, sonstigem Futter, Unterstreumaterial usw. nicht, wie bis dahin, in kleinen Partien, je nach Bedarf, sondern en gros, also bedeutend billiger, ausgeführt.

Ein wunder Punkt wird bei uns durch die Bauten im Garten gebildet. Dank den ausgedehnten Verbindungen des Herrn Dr. jur. Bach, des mit großer Energie für die Ausgestaltung des Gartens wirkenden Präses der Gesellschaft, wächst der Tierbestand durch Schenkungen an seltenen und interessanten Exemplaren aus aller Herren Länder (so aus Turkestan, Kamtschatka, Siam) mit einer gewissen Rapidität an, in einem Tempo, dem die Fertigstellung der Bauten nicht folgen kann, hauptsächlich wegen der trostlosen Arbeiterverhältnisse, gegen die unser vom vollsten Eifer für die Sache erfüllter Architekt, S. Seuberlich, vergeblich ankämpft. Nach dem Gebahren der Arbeiter muß man zu der Überzeugung gelangen, daß es ihnen durchaus nicht schlecht und schwer geht, sondern nur allzugut, sonst würden sie fleißiger schaffen und nicht halbe und ganze Tage der Verteilung des Branntweins widmen. Jegliche Arbeit wird endlos in die Länge gezogen und die Bauunternehmer sind oft beim besten Willen nicht in der Lage, die Lieferungstermine auch nur annähernd ein-

zuhalten. Dadurch ist die Gartendirektion gezwungen, manche Tiere in ungenügenden Gelassen zu halten, die weder räumlich noch in Bezug auf die Temperaturverhältnisse zufrieden stellen. Nur der guten Fütterung und einem glücklichen Zufall ist es zu danken, daß keine größeren Verluste an Tieren zu verzeichnen sind.

Ist schon jetzt, dank dem einmütigen und planmäßigen Vorgehen der Gartendirektion ein entschiedenes Prosperieren des Unternehmens zu konstatieren, ein stetes Anwachsen seiner Popularität, so muß für die Zukunft ein weiterer Aufschwung mit Sicherheit erwartet werden. Es bleibt freilich noch viel zu tun, — es müssen noch manche Mängel beseitigt, manche Schwierigkeiten überwunden werden, ehe man wird sagen können, daß alles zu voller Zufriedenheit, den modernen Anforderungen an ein derartiges Institut entsprechend beschaffen ist. Sagt doch schon der alte Hesiod, daß „die Götter vor die Tugend den Schweiß setzten“, An diesem „Schweiß“ wird es das Direktorium des Gartens nicht fehlen lassen, aber zum Gedeihen gehört noch mehr, gehört Geld und wieder Geld, und wir müssen hoffen und wollen annehmen, daß unsre mit Glücksgütern gesegneten Heimatsgenossen in Stadt und Land dem rigaschen Zoo nicht bloß Spenden an Tieren zukommen lassen, sondern auch an Kapitalien zu Bauten und daß vor allen Dingen zahlreiche neue lebenslängliche Mitglieder der Gesellschaft „Zoologischer Garten“ beitreten und so das Grundkapital vergrößern helfen. Der Beitritt als lebenslängliches Mitglied mit Stimmrecht in den Versammlungen der Gesellschaft und der Berechtigung jederzeitigen Gratisbesuches des Gartens für sich und die direkten Familienangehörigen, wird auch solchen, die nicht auf ein mal 125 Rbl. hergeben können, leicht gemacht, indem die Einzahlung dieser Summe in monatlichen Raten zu 25 Rbl. zulässig ist.

Hiermit sei der kurze historische Überblick über unsern frisch aufstrebenden Zoologischen Garten geschlossen.



# Baltische Kinderlieder und -Reime.

Von

Paul Th. Falk.

Beim Kinderliede das rein Baltische vom Entlehnten zu scheiden, ist eine große, zeitraubende Arbeit. Denn erst heißt es sammeln und wieder sammeln, da Aufgezeichnetes und gar Gedrucktes nach dieser Richtung hin, nicht aufzufinden war. Dann hieß es prüfen und Alles dem Mutterlande Entlehnte einfach ausmerzen. Bei der bereits stark angeschwollenen Literatur über das deutsche Kinderlied fand ich, daß die Kinder, die in allen deutschen Gauen unzählbare Varianten zu bekannten Kinderliedern ihrer Phantasie entnahmen, auch bei uns ihr Recht zu wahren verstanden. Unsere baltischen Varianten aufzunehmen, war mir daher eine um so größere Freude, da sie nicht als schlechte sich erwiesen. Viele waren sogar liebliche, z. B. folgendes Wiegenlied:

„Die Vöglein ruhen im Walde,  
D'rum schlaf auch Du recht halbe.  
Erst morgen fliegen sie auf und nieder  
und bringen dem Kind die Vieder wieder  
[auch „den Singsang“ oder „des Kindes Singsang“]  
D'rum schlafe ein recht halbe,  
es ruht jetzt Alles im Walde.  
Eia popeia, eia popei  
kuschu kuschu, eia ei!“<sup>1</sup>

<sup>1</sup>) Die Vorlage oder Variante lautet bei A. Engelien u. W. Zahn (Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1863) S. 167 in Alt Töplitz bei Bogdam: „Schlaf, Kindlein halbe, die Vöglein fliegen im Walde, sie fliegen im Wald wohl auf und nieder und bringen dem Kind die Ruh bald wieder.“ Dagegen finde ich bei G. Wolgast (Schöne alte Kinderlieder. München o. J.) folgende Lesart: „Schlafe, Kindlein halbe, die Vöglein fliegen im Walde, sie fliegen im Walde wohl auf und nieder und bringen dem Kind den Schlaf bald wieder, schlaf, Kindlein schlaf.“

Zu den beiden nun folgenden Beruhigungsliedern schreiender Kinder fand ich bis jetzt keine Vorlage oder Variante. Nämlich, wenn der Mutter die Geduld beim schreienden Kinde ausgeht, nimmt oft der Vater das Kind, indem er den Schreihals hoch über den Kopf bei „schrumm“ schwingt, singend:

„Didelbum, didelbum, dideldum,  
mein Kindchen sei nicht dumm.  
Didelbum, didelbum, didelbum,  
hör' auf zu schreien — schrumm!“

Nach einer solchen Luftveränderung tritt häufig eine Beruhigung ein und das Kindchen wird in die Wiege gelegt:

„Behüt' Dich Gott mein Kindelein  
in Deinem kleinen Wiegelein [auch Neftelein].  
Eia popeia, eia popei  
kuschu kuschu, eia ei.  
Ja schlaf mit Gott mein Bübelein [od. Mägdelein].  
Du kleines, armes Kindelein,  
Eia popeia zc.“

Unter den Roseliedern haben wir Balten einige, die mit denen des Mutterlandes nicht übereinstimmen und zu den vielen Varianten neue Lesarten bilden, z. B. wenn man einen kleinen Duben auf sein Knie setzt und singt:

„Hoppadi hoppadi hopp!  
So reiten die Knäbelein,  
wenn sie so winzig sind und klein!  
Hoppadi hoppadi hopp!  
Wenn sie größer werden,  
reiten sie auf Pferden,  
reiten auf das Herrenschloß,  
schießen dort Pistolen los.  
Piff paff puff!  
Hoppadi hoppadi hopp! <sup>1</sup>

Indem man mit dem Zeigefinger in die kleine flache Hand des Kindes Kreise zieht und singt:

<sup>1</sup>) Es scheint, daß folgendes Lied die Vorlage ist, das ich bei R. Wehrhan (Kinderlied und Kinderspiel. Spz. 1909) fand: „Hopp, hopp, hopp, hopp Ritterlein, wenn die Kinder kleiner sein, reiten sie auf Stöcklein, wenn sie größer werden, reiten sie auf Pferden, wenn sie größer wachsen, reiten sie nach Sachsen, soll ich Dir eins holen, mußt Du mit nach Polen, Hopp“ zc.

„Mile male, schnippa schnappa,  
wo ging die Kisi, tippa tappa?  
Kisi ist in den Keller gangen,  
weil sie mußte Mäuse fangen.

Dabei macht man mit dem Daumen und Zeigefinger sog. Schritte auf dem Arm des Kindes und figelt das Kindchen bei den letzten Worten wie folgt:

„Trepp auf, — Trepp ab,  
da, da, da, — ab!“

Indessen wird dieses Lied auch bei uns, wie im Mutterlande gesungen:

„Mile male misi,  
wo ist die kleine Kisi?  
Kisi ist in den Keller gegangen  
weil sie wollte Mäuse fangen.  
Trepp auf, Trepp ab  
bis sie kommt in den Keller, da da da!

Sodann kommt es vor, daß man des Kindchens Rinn, Mund, Nase, Augenbrauen und schließlich das kleine Haarbüschelchen mit folgenden Worten berührt:

„Rinn — wippchen,  
rot — Lippchen,  
Nas — schrippchen, (?)  
Aug — braunchen,  
Zipp zipp — Hahnchen!“

Gewöhnlich meint das Kindchen, wenn es sich mit der Schürze der Mutter verdeckt, unsichtbar zu sein und das Spiel beginnt:

Kindchen, wo bist Du? — „Hier!“  
Ich kann Dich nicht finden! — „Hier!“  
Ach da, Du kleines Karnickelchen,  
jetzt habe ich Dich beim Wickelchen!

Beim Fingermärchen haben wir Balten zwei besondere Lesarten. Indem man die Hand des Kindes nimmt, bewegt man jeden der kleinen Finger vom Daumen an mit den Worten:

„Der ist in's Wasser gefallen,  
der hat ihn herausgeholt,  
der hat ihn nach Hause getragen,  
der hat ihn in's Bett gesteckt, —  
und dieser kleine Schelm  
hat ihn wieder aufgeweckt.“

Ober:

„Das ist der Daumen  
der schüttelt die Pflaumen,  
der hebt sie auf,  
der trägt sie nach Haus,  
der gibt sie der Mutter, —  
und dieser kleine Schelm,  
der ißt sie alle auf!“<sup>1</sup>

Ferner, die Mutter sagt zu ihren kleinen Kindern, um sie zu beschäftigen:

„Eine kleine, weiße Maus  
lief einst um das große Haus;  
da hatt' sie sich verlaufen,  
in einem wilden Haufen.  
Sitzt vielleicht im grünen Gras,  
wer sie findet, bekommet was.“

Die Mutter erzählt dem Kinde, das nicht gehorjam ist und warten lernt, folgende böse Geschichte:

„Brünnlein ist naß,  
Brünnlein ist tief,  
Kindelein hat Durst  
Kindelein, das rief:  
„Mama, mich dürstet sehr,  
gib mir doch Wasser her.“ —  
Mama, die hörte nicht,  
Kindelein konnt' warten nicht  
schöpft sich selbst Wasser ein  
und fiel in's Brünnelein! —  
O Du armes, armes Kindelein.

Zum Kindehen, das gefallen ist und zu weinen anfängt, sagt man bei uns:

„Kindelein willst Du tanzen,  
so bekommst Du einen Ruß!  
„Nein, ich will nicht tanzen,  
weil ich weinen muß!“ —  
Kindehen, mußt Du weinen,  
so bekommst Du keine Ruß

<sup>1</sup>) Zu dieser balt. Lesart fand ich bei R. Wehrhan l. c. S. 18 folgende Variante: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der liest sie auf, der ißt sie auf, — und der sagte: Warte, ich will es der Mama sagen.“

und auch keine Ruchen  
und auch keinen Fuß.“<sup>1</sup>

Im Baltenland singt man ferner:

„Cia popeia,  
was raschelt im Stroh?  
Die Gänschen geh'n barfuß  
und haben keine Schuh.  
Der Schuster hat's Leder  
kein'n Leisten dazu,  
drum bleiben die Gänschen  
wohl immer ohne Schuh.“<sup>2</sup>

Das Mädchen will auf folgende Weise auch der Puppe das Singen lehren:

„Hör' jetzt wie ich sing:  
Kling, Glöckchen, kling!  
Mein Püppchen sing:  
Kling, Glöckchen, kling,  
Klingeling, kling!

Dabei legt das Mädchen das Glöcklein in die Hand der Puppe und klingelt.

Zu dem Liede „Hopp hopp Pferdchen“ gibt es in allen deutschen Gauen unzählige Varianten. Auch bei uns einige wie:

„Hopp hopp Pferdchen in die Stadt  
Was wirst Du mir bringen?  
Zuckerbrot und Kringeln.  
Und was noch dazu?  
Ein Paar rote Schuh,

<sup>1</sup>) Möglich ist, daß bei diesem Liede die auch im Baltenlande bekannten Verse Gevatter standen: „Gänschen willst Du tanzen, so geh ich Dir ein Ei. „Nein, ich will nicht tanzen und gibst Du mir auch zwei. In unsrem Hause geht es nicht, die kleinen Kinder tanzen nicht und tanzen kann ich nicht.“ (Nach M. Kühn „Nacht auf das Tor“ Spj. o. J. S. 170).

<sup>2</sup>) In Landsberg a. W. singt man nach A. Engelien u. W. Zahn l. c. S. 190 Nr. 5 das Lied: „Cia popeia, was raschelt im Stroh? Es sind die lieben Gänschen, die watscheln so, haben keine Strümpfe und haben keine Schuh, der Schuster hat kein Leder, keinen Leisten dazu.“ Varianten zu unsrem Liede fand ich ferner in des „Knaben Wunderhorn“ III, 424 und bei G. Wolgast (Schöne alte Kinderreime) München o. J. S. 6 und nach G. Frischbier S. 54 singt man in Pommerellen: „Quibus quabus, die Gänslcin gehn barfuß, die Enten haben keine Schuh, was sagen denn die lieben Hühner dazu?“ Nach ihm ist es der „Anfang einer Kinderpredigt“, vollständig: Wunderhorn III, 411 und Simrod 280.

rote Schuh mit Gold beschlagen,  
die soll unser Kindchen tragen.“<sup>1</sup>

Eine andre Lesart bei uns lautet in Riga:

„Hopp hopp Pferdchen in die Stadt,  
morgen kommen die Tanten,  
bringen ein'n Sack voll Leberwurst  
für die Musikanten.“

Auch folgende Variante ist bei uns geläufig:

„Hoppa hoppa Reiter,  
wenn er fällt, da schreit er,  
fällt er in den Graben,  
fressen ihn die Raben.  
fällt er in den grünen Klee,  
schreit er auch noch: weh, o weh!“<sup>2</sup>

Auch zu dem bekannten Liede „Als unser Mops ein Mopschen war“ und das wie es scheint Hoffmann von Fallersleben bearbeitet hat, haben wir eine nette Variante:

„Als unser Mops ein Mopschen war,  
da konnt er lieb und lustig sein.  
Heidi — heida, heidi — heida,  
und machte uns viel Spaß.  
Jetzt brummt er alle Tage gar  
und bellt noch obendrein,  
sitzt wie ein alter Maulwurf da  
und macht uns gar kein'n Spaß.“

Das Kind fragt den Kater und deutet sein „Miau“ wie folgt:

„Murre murre miau,  
wo ist deine Frau? —  
Miau — miau, —  
wohl auf der Au.“<sup>3</sup>

1) Eine ähnliche Variante findet man in des „Knaben Wunderhorn“ III, 405 und bei W. Kühn l. c. S. 48 wie folgt: „Hopp mein Pferdchen nach der Stadt, Bring meinem lieben Kleinen wat. Was soll ich ihm bringen? 'n großen Sack voll Kringeln, Zuckerbrot und Mandelkern mag mein liebes Kindchen gern.“ Und bei Wolgast l. c. S. 22 wie folgt: „Buck von Halberstadt bringt doch meinem Kinde wat. Was soll ich ihm bringen? Rote Schuh mit Ringen, schöne Schuh mit Gold beschlagen, die soll unser Kindlein tragen.“

2) Eine ähnliche Lesart findet sich bei H. Wolgast l. c. S. 18: „fällt er in den Sumpf, macht der Reiter plump.“

3) Dazu fand ich eine Variante oder Vorlage bei H. Wolgast l. c. S. 28: „Murre murre mau, wo ist denn deine Frau? Sie sitzt in der Kammer, beweint ihren Jammer.“

Eine hübsche Variante haben wir zu dem bekannten Anfang: „Sirum, larum Löffelstiel. Wer das nicht kann, der kann nicht viel“ in unserem:

„Sirum larum Löffelstiel,  
kleine Kinder fragen viel,  
fragen dies und fragen das:  
„warum ist das Wasser naß?“

Merkwürdig ist es, daß auch bei den Kinderspielen die Verse wie Fragen und Antworten in den verschiedenen deutschen Gauen anders lauten. So lauten beim „Mohrenspiel“ die Verse bei uns:

„Wir kommen aus dem Mohrenland,  
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt,  
Der Mond hat uns betrogen,  
Drum sind wir hergezogen.“<sup>1)</sup>

Darauf erfolgt von den Weißen die Frage: „Was für ein Handwerk treibt ihr?“ — Die Mohren zeigen nun durch Handbewegungen, Pantomimen zc. ohne zu reden, ihr Handwerk an. Erraten die Weißen das Handwerk, müssen die Mohren fliehen. Dabei werden sie verfolgt und die Gefangenen zu Sklaven gemacht. Wird aber das Handwerk nicht erraten, werden die Mohren Sieger, müssen die Weißen die Mohrenrolle übernehmen.

Eine noch bedeutendere Abweichung zeigt unser Kinderspiel: „Kinkel rangel Rosenkranz“. Bei M. Engelien und W. Lahn, l. c. S. 174, wo allein 5 Varianten stehen, heißt es „Kinge, ringe“, oder „Kinkel, ringel Rosenkranz“, doch sind die Verse zu roh und klogig, um hier mitgeteilt zu werden. Bei uns fassen sich die Kinder bei den Händen, im Kreise sich bewegend, singen sie:

„Kinkel rangel Rosenkranz  
Kessel steht auf Feuer,  
heute haben wir Spiel und Tanz,  
morgen goldne Eier.  
Tra lallala, tra lallala zc.“

Darauf setzen sie sich a tempo, bis von der in der Mitte stehenden Person ein „Kikeriki“ erschallt, worauf sie sich alle schnell erheben. Wer das nicht schnell kann und sitzen bleibt, wird zum Hahn.

<sup>1)</sup> Dagegen heißt es in Königsberg nach H. Frischbier (Preuß. Volksreime u. Volksspiele. Berlin 1867) S. 189: „Wir sind die echten Mohren, und haben schwarze Ohren.“

Auch das bekannte „Adam hatte sieben Söhne“ hat als Spiel im Baltlande hübschere Versformen als im Mutterlande. Unsere Kinder singen:

„Adam hatte sieben Söhne,  
sieben Söhne hatt' er (od. auch „Adam“),  
sie aßen nicht, sie tranken nicht,  
sie wußten von der Liebe nichts,  
sie machten alle so.“ (Jrgend eine Pantomime.)

Die Lesarten in Deutschland haben nach „tranken nicht“, die verschiedensten Abweichungen, z. B. „sie machten alle so wie ich“ (nach M. Kühn l. c. S. 196) oder „sie hatten keine Frau und Kinder nicht, sie waren aber froh und machten immer so“, „sie waren alle läderlich und machten immer so“ (nach A. Engelien l. c. S. 177) oder „sie schlugen sich in's Angesicht; sie taten alle so:

„Mit den Fingern: tipp, tipp, tipp,  
mit dem Köpfschen: nick, nick, nick,  
mit den Füßen: trapp, trapp, trapp,  
mit den Händen: klapp, klapp, klapp.

Auch das bekannte Spiel: „Lämmerchen, Lämmerchen kommt nach Haus“ hat im Baltlande eine edlere Form. Es lautet: Der Hirt, die Lämmer und der Wolf:

Hirt: Lämmerchen, Lämmerchen, kommt nach Haus!

Lämmer: Wir können nicht!

Hirt: Warum denn nicht?

Lämmer: Der Wolf ist da!

Hirt: Was tut er Euch?

Lämmer: Er frißt uns auf!

Hirt: Lämmerchen, Lämmerchen kommt nach Haus.

Bei diesem Laufen muß der Wolf versuchen einige Lämmer zu fangen. Das Spiel wiederholt sich bis nur ein Lamm nachbleibt. Dieses wird zum Hirt und der alte Hirt zum Wolf.<sup>1</sup>

Wie scharf die Kinder die Erwachsenen zu beobachten verstehen, davon gibt folgendes baltische „KaufmannsSpiel“ Kunde:

Das Mädchen: Ihr Diener, Herr Meyer,  
was kosten die Eier?

<sup>1</sup>) Bei A. Engelien l. c. S. 171 ff lauten die Anfänge der Varianten z. B. „Alle meine Pulejenskin (oder Wuijenskin oder Hulejenskin) kommt nach Haus“ oder „to Hues“ usw.

Der Knabe: Drei Dreier, Frau Leyer.

Das Mädchen: Das find ich sehr teuer!

Der Knabe: Was teuer? Frau Leyer,  
was kosten Ihre Hühner?

Das Mädchen: Drei Thaler, Herr Meyer.

Der Knabe: Das find' ich noch kühner.

Das Mädchen: Was kühner? Herr Meyer,  
das geht über die Eier.

Der Knabe: Frau Leyer, nun werd' ich noch kühner,  
geh'n Sie und grüßen Sie ihre Hühner.

Das Mädchen geht nun zu den Hühnern und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Das Mädchen: Herr Meyer läßt grüßen, Euch Hühner!

Die Hühner: Wir danken schön, Frau Leyer.

Das Mädchen: Und Ihr sollt immer nur legen Eier.

Die Hühner: Das können wir nicht, Frau Leyer.

Das Mädchen: Dann wird er noch kühner  
und schneidet Euch die Köpfe ab, Hühner.

Die Hühner: Dann hat er sicher mehr keine Eier  
und ist der größte Esel, der Herr Meyer.<sup>1</sup>

Kinder spielen: „Vater und Mutter und Kinder“ und da hört man eine überaus tiefsinnige Antwort der Kinder auf den bekannten Satz:

„Kinder von Blunder,

Köpfe von Stroh. —

Vater und Mutter

find ebenso!“<sup>2</sup>

Bei dem bekannten Thalerspiel singen die baltischen Kinder:

„Dieser Thaler, der muß wandern,

von dem Einen zu dem Andern,

laß weiter geh'n, laß weiter geh'n

laß weiter geh'n!“

<sup>1</sup>) Die Vorlage ist wohl die folgende, die ich bei H. Fritschier l. c. S. 100 fand: „Was kosten die Eier, Herr Meier? Drei Dreier. Herr Meier, das finde ich teuer.“ Bei W. Kühn l. c. S. 67 finde ich eine weitere Variante: „Ihr Diener, was machen die Hühner? Legen sie brav Eier? Sind sie denn auch teuer? Stück für Stück ein Dreier.“

<sup>2</sup>) Diesen Kinderpruch gab mir der Rigaer Stadtbibliothekar W. Busch aus seiner Sammlung. Woher er stammt, kommt er mir ebenso wenig sagen wie ich es von den übrigen weiß. Die Antwort, die ich überall vernahm, war die: „So habe ich das Liedlein gehört“ oder „So hat es sich in meinem Gedächtnis erhalten“ oder „Es kann auch anders gelautet haben, denn ganz sicher bir ich meiner Sache nicht.“

oder: Das ist schön, das ist schön,  
daß der Thaler nicht zu seh'n'  
laß weiter geh'n." <sup>1</sup>

Ähnlich singen unsere Kinder bei dem bekannten Ringspiel. (Ein goldnes Klinglein in einer verknoteten Schnur, die alle Kinder mit beiden Händen halten und dabei das Klinglein weiter zu schieben haben):

„Dieses Klinglein, das muß wandern  
von dem Einen zu dem Andern,  
laß's weiter geh'n, laß's weiter geh'n,  
doch darf es niemand sehn!“ <sup>2</sup>

Aus meiner Gymnasialzeit erinnere ich mich, wie wir in der Prelldecke einen nach dem andern mit folgendem Gesang beim Worte „juchhe“ in die Höhe fliegen ließen:

„Flieg', mein Funtschen, flieg',  
in die Höh', in die Höh'  
mit der Jungfer Salomé,  
in die Höh', juchhe!“ <sup>3</sup>

Während meiner Schulzeit wurde auf „Honorigkeit“ sehr streng gesehen. Wehe dem Kameraden, wenn er seinen Mitschüler wegen irgend Etwas beim Lehrer verklagte; dann bekam er sicher Haut von seinen Mitschülern. Unterwarf der Betreffende sich willig dem Schülergericht, so kam er glimpflich weg, wobei die Korona die Kasus der lateinischen Deklination unisono ausrief und der Richter folgende Worte sprach:

Nominativ: Schuldig!  
Genetiv: Stred' Dich!  
Dativ: Über die Bank!

<sup>1</sup>) Wie groß die Abweichungen bei diesem Spiel in den deutschen Gauen sind, gibt H. Frischbier l. c. S. 195 wie folgt an: „O wie schön, o wie schön, dieser Thaler muß weitergehn.“ Oder in Pomerellen: „Habt ihr nicht den Thaler gesehen? — Läßt sich nicht der Thaler dreh'n“ oder in Ragnit: „Ei, ei, das wär schade, wenn er sollt verloren geh'n“ u. s. w., vgl. Fiedler, 110; Simrod 874 u.

<sup>2</sup>) Im Mutterlande lautet das Liedchen dabei nach H. Frischbier S. 195: „Alle, die das Spielchen lieben, nehmen sich gar wohl in Acht, diesen Ring von sich zu schieben und sind auf das Pfand bedacht, daß sie nicht werden ausgelacht“ und nach R. Simrod 876 heißt es: „Ihr Herren, nehmt euch wohl in Acht, daß ihr nicht werdet ausgelacht.“

<sup>3</sup>) Zu meiner Freude finde ich bei R. Wehrhan l. c. S. 161 folgende Variante dazu: „Robinson, Robinson fuhr in einem Luftballon in die Höh', in die Höh' mit der Jungfer Salomé.“

Accusativ: Sei nicht bang!

Vocativ: O weh! o weh! (wobei die Siebe fallen)

Ablativ: Jetzt kannst Du wieder steh'n  
und die Deklination kann geh'n.

Nach dieser Prozedur wurde der Betreffende wieder in die Kameradschaft der Honorigkeit aufgenommen.<sup>1</sup>

Unter den Kinderrätseln scheint mir nach der bekannten Vorlage: „Welches Tier schämt sich im Tod? — Der schwarze Krebs wird immer rot,“ Folgendes rein baltisch zu sein:

„Auf dem Tisch,  
lag ein Fisch.  
Jeder wollte einen,  
und wer bekam keinen?“ —  
Da jeder wollte einen,  
bekam keiner einen.

Zwei andere Rätsel, wo ich auch keine Varianten fand, lauten wie folgt:

„Zwei Bein saß auf drei Bein  
und aß ein Bein;  
da kam vier Bein und nahm ein Bein,  
darauf nahm zwei Bein drei Bein  
und schlug auf vier Bein, —  
da ließ vier Bein ein Bein fallen.“

Was ist das? Zwei Bein — der Mensch, drei Bein eine Bank mit 3 Stützen, Ein Bein — der Schinkenknöchel, Vier Bein — der Hund.

Esch — idi, patisch — idi  
lag auf der Bank.  
Esch — idi, patisch — idi  
fiel von der Bank.  
Da war kein Doktor im ganzen Land,  
der Esch — idi, patisch — idi  
heilen konnte im Erdenland.

Esch — idi, patisch — idi war ein Ei.

<sup>1</sup>) Varianten fand ich dazu bei R. Wehrhan S. 163: „Leg dich; Streck dich; Über die Bank; Mach's nicht lang; Es tut nicht weh; Tu's nicht mehr.“ Oder bei G. Frischbier S. 116: Accusativ: „Mach dich lang; Frisch, frisch, frigt N. N. Schmiß.“ Oder bei Buchholz S. 537: Vocativ: o weh! Ablativ: 's ist schon g'isch!

Unter den Abzählreimen erweisen sich viele als Varianten des Mutterlandes, aber einige sind doch auch rein baltischen Ursprungs:

„Ene bene Tintensaß,  
geh zur Schul' und lerne was.  
Und wenn Du's erlernet hast,  
komm zu mir und sag mir das.  
Quibus quabus,  
Kribus krabus.  
Virum larum lei  
Du bist frei!<sup>1</sup>

Noch beliebter ist folgender Abzählreim:

„Eine kleine weiße Bohne,  
reiste einst nach Engeland,  
Engeland war abgeschlossen  
und der Schlüssel abgebrochen.  
Eins, zwei, drei, du bist frei.“<sup>2</sup>

Ganz baltisch ist Folgendes:

„Piepen de papen, eins zwei, drei,  
Ricken de tackeln, Du bist frei.“

und auch:

Quibus quabus,  
Kribus krabus,  
Rummel de Bummel,  
Rickel de tackel — knull.

Eine gute Schluß-Variante besitzt jedoch folgender baltische Kettenreim:

„Eins, zwei, drei,  
alt ist nicht neu,  
neu ist nicht alt,  
warm ist nicht kalt,  
kalt ist nicht warm,

<sup>1</sup>) Dazu fand ich die Vorlage oder Variante bei A. Engelien S. 196: „Ene bene Tintensaß, geh' zur Schul und lerne was. Lerne was der Vater kann, Vater war ein Pfeifer, pfeift ja alle Morgen, geht wie eine Orgel, Gibber de babber, Buf, haf — af!“

<sup>2</sup>) Im Mutterlande lautet der Abzählreim nach R. Wehrhan S. 37 wie folgt: „Eine feine, kleine Bohne reiste nach Engelland, Engelland war zugeschlossen und der Himmel abgebrochen. Piff, puff, pass, denn Du bist davon ab.“ Vgl. dazu die Variante bei M. Kühn S. 37 u.

reich ist nicht arm,  
 arm ist nicht reich,  
 doch der Tod macht alle gleich;  
 der Geist ist behende  
 und macht dem Lied ein Ende.

Dieser „tiefsinnige“ Schluß ist sonst nirgends zu finden. Im Mutterlande schließt dieser Kettenreim nach H. Frischbier S. 105: „Füße sind keine Hände — nun ist das Lied zu Ende.“ Dieser Kettenreim wird gewöhnlich als Schlußvers beim Spiel „Brückenbau“ gesungen, wenn einer nachbleibt. Nämlich eine beliebige Zahl Kinder fassen sich hinten am Köckchen und ziehen durch einen sog. Brückenpfeiler, den zwei Kinder mit hochgehobenen Händen bilden, wobei der lange Kinderzug folgendes Lied singt und beim letzten Paar die Hände herabläßt, die so den zweiten sog. Brückenpfeiler bilden usw.:

„Wir ziehen durch, wir ziehen durch  
 die Petersburger Brücke.  
 Sie ist entzwei, sie ist entzwei,  
 man muß sie wieder flicken.  
 Mit was? — Mit Gras!  
 Mit Gold und Silber, Edelstein  
 der Letzte muß gefangen sein.“<sup>1</sup>

Beim „Häsch-häsch-Spiel“ ruft man bei uns oft:

„Häsch, häsch, aus dem Haus,  
 das letzte Paar heraus.“

und wenn sie zögern:

„Eins, zwei, aus dem Haus  
 das letzte Paar heraus!“

Wie die Worte im Mutterlande lauten, habe ich nicht finden können.

Ein Abzählvers bei Knaben lautet:

„Aus Paris, da soll man holen,  
 für uns Alle gleich Pistolen.  
 Eine für Dich, eine für mich,  
 eine für Onkel Ladewig.“

<sup>1</sup>) Die Lesart im Mutterlande lautet nach M. Kühn S. 138: „Ziehe durch, ziehe durch durch die gold'ne Brücke. Sie ist entzwei, sie ist entzwei, wir wollen sie wieder flicken. Der erst, der zweit, der dritte muß gefangen sein.“

„Piff paff puff! Du gehst druff!“<sup>1</sup>

Beim „Blinde Kuh-Spiel“ wird man zur „blinden Kuh“ in der Rigaer „Mitauer Vorstadt“ durch folgenden Vers, wenn ich richtig unterrichtet wurde:

„Eine kleine dic' Madam,  
fuhr einst mit der Eisenbahn.  
Und die kleine dic' Madam  
auf der schönen Eisenbahn,  
die bist Du, als blinde Kuh.“

Wenn den Kindern kein neues Spiel mehr einfällt, führen sie bis zur Ermüdung einen Ringeltanz aus und singen:

„Himmel, bammel, bum,  
geht im Kreis herum.  
Didel, didel dumm,  
dreht Euch wieder um.  
Trall-lalla, trall-lalla,  
trall-lalla-la!“

Durch diese Abzählverse kamen die Kinder zu ihrem „Chaldäisch“, resp. zu ihrer Kindersprache, die im Baltensland in der „Be-Sprache“, eine Art geheime Kunstsprache, ihren Gipfelpunkt erreichte, wobei zweisilbige Wörter durch die Zwischenschiebung des „Be-Lautes“ zu vierisilbigen Wörtern werden, z. B. statt „Robert Müller“ werden sie chaldäisch reden: Rope-berto Mülpe-lero.“

Bekannt ist es, daß z. B. über den Abzählreim:

„Anku, dranku, drille dru,  
tschetter, faber, fieber, fu.  
Amm, Damm, Ritterstamm,  
vibi, vibi, Hahnekamm,  
O te bri, Du bist fri.“

schon eine ganze Literatur existiert. — Ebenso bekannt ist im Mutterlande unser:

„Ene mene, ming mang,  
schling schlang

<sup>1</sup>) Im Mutterlande lautet die Lesart nach A. Engelen S. 198: „Eins, 2, 3, 4, 5, 6, 7, Vater Paulus hat geschrieben einen Brief nach Paris. Was soll er holen? Drei Pistolen. Ein' für mich, ein' für Dich, ein' für Onkel Ludwig.“ Oder nach R. Wehrhan S. 36: „Peter Paulus“ u. „Bruder Heinrich.“

Ose pose paradi  
ene mene — weg.“

(vgl. H. Frischbier S. 143 u. Simrock S. 336.)

Dagegen unbekannt ist unser

„Eleri selleri, fibibi — sei.  
ribibi rabibi — knull!“

Ober:

„Ene mene, minke tunke,  
fabe rode, rolke tolke,  
wigul wagul weck  
mit und ohne Steck.“

Mit einer fabelhaften Geschwindigkeit wird folgendes  
gesungen:

„Rudi — vidi — bu  
vidi — valla — kassala,  
kassu — divi — dibu.  
Di — vibi — witsch,  
witsch, witsch, witsch!“

Ober:

„Katta — tschenta,  
katta — branta,  
katta — ju, divibu!  
Divi — valla kassala,  
kassu — divi — dibu.  
Divibi — witsch,  
witsch, witsch, witsch!“

Zuweilen läßt sich dieses Kinderchaldäisch auch übersetzen, z. B.:

„Alasér, supassi,  
di curànte bissivil.“  
Mal aß er, Supp aß sie  
die Kuh rannte bis sie fiel.

Die letzte Zeile fand ich auch bei R. Wehrhan S. 163 als  
im Mutterlande bekannt!

In dieser Studie, die Weniges, aber Sicheres, statt Vieles,  
doch Ungewisses liefert, vermisse ich freilich die Beigabe der Noten.  
Sie gehören zur Charakteristik der Volkslieder, wo Wort und Ton  
noch zusammen entstehen. Wenn es auch wahr ist, daß die meisten  
Melodien der Kinderlieder in fast allen deutschen Gauen  
stereotyp zu nennen sind, so geben doch die verschiedenen Schlüsse

wie „Eia popeia, eia popei, kuschu, kuschu eia ei,“ oder Tra — lalla, tra — lalla, oder Falleri — fallera, oder Bibber de babber, piss, pass, puff oft dem Ganzen eine andere Wendung. Die Melodien sind dabei die sichersten Kennzeichen, ob das Volkslied echt ist, denn im Volksliede ist die Melodie immer einfach, d. h. sie hat auf jede Silbe nur einen Ton. Die Worte dagegen wechseln in allen Gauen, nicht nur dialektisch, sondern auch stilistisch; kümmern sich wenig um Reim und Versmaß, sind mit einem Wort keine Kunstlieder, sondern gewissermaßen Naturprodukte, einander, wie ein Blatt dem andern, nicht gleich, sondern höchstens nur ähnlich. Daher die unzählbaren Varianten der bekannten Volkslieder, wo nur einige vollendet, viele irgend einen Auswuchs haben.

Zum Schlusse bemerke ich, daß unsere historische Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, einen „Gesamt-Fragebogen für deutsch-baltische Volkskunde“ bereits 1911 versandt hat, mit der Bitte alles zu retten, was an volkskundlichem sonst unwiederbringlich verloren wäre. Somit bitte auch ich die Leser, die für unsere Volkskunde Interesse und Verständnis haben, sich diesen Fragebogen zuschicken zu lassen und ihre Aufzeichnungen der Gesellschaft einzuschicken.



## Literarische Rundschau.



### Publikationen anlässlich des zweiten Baltischen Historikertages.

Dem Zweiten Baltischen Historikertage, welcher vom 18. bis zum 21. Juni dieses Jahres im altehrwürdigen Neval stattgefunden hat, sind einige bedeutsame Publikationen aus dem Gebiet unserer heimatlichen Geschichte dargebracht worden, über welche hier kurz berichtet werden soll.

An erster Stelle ist die stattliche und wertvolle Publikation der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“ zu erwähnen, „Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano (1312)“, bearbeitet von Dr. August Seraphim in Königsberg (Königsberg i. Pr., 1912).

Im Jahre 1312 nämlich erschien in Riga als päpstlicher Inquisitor der Kaplan des Papstes Clemens V. und Domherr in Laon Franz von Moliano, um hier bis ins folgende Jahr hinein bei den Mitgliedern des Deutschen Ordens und anderen Personen ein umfassendes Zeugenverhör vorzunehmen. Veranlaßt war die Sendung durch die Feinde des Ordens, namentlich durch den Rigaschen Erzbischof Friedrich, welche ihm einen ähnlichen Untergang bereiten wollten, wie ihn in dieser Zeit der französische Tempelorden gefunden hat. Ein großer Teil des angestellten Verhörs hat sich in einer fragmentarisch überlieferten Riesenurkunde, welche eine Länge von fast 25 Metern aufweist, im königlichen Staatsarchiv zu Königsberg erhalten, und ihre unförmliche Größe hat es verursacht, daß sie seither wohl gelegentlich benutzt worden, aber noch nicht vollständig veröffentlicht gewesen ist. In der nunmehr von Dr. Seraphim gebotenen Edition umfaßt sie,

allerdings mit den beigegeführten Bemerkungen, nicht weniger als 145 große Druckseiten, — und hinzugefügt hat Dr. Seraphim neun urkundliche Beilagen aus den Jahren 1300—1312. Zwei von ihnen werden gleichfalls zum ersten Mal veröffentlicht, während die sieben anderen zum Teil Textverbesserungen erfahren haben. Beigelegt werden außer dem „Vorwort“ eine dankenswerte, zugleich die Zeitverhältnisse berücksichtigende „Einleitung“ und nach dem Text aller zehn Urkunden ein größerer Abschnitt „Anmerkungen“, einige Register und zum Schluß zwei photographische Fassimiles von Stellen aus dem „Zeugenverhör“ und einer anderen, gleichfalls sehr umfangreichen Urkunde, der Verteidigungsschrift des Procurators des Deutschen Ordens, deren Original sich im Besitz der Rigaschen Stadtbibliothek befindet; diese Beilage IX und die Beilage VI (Beschwerdepunkte der Stadt Riga gegen den Orden, im Besitz des Rigaschen Stadtarchivs) werden zum ersten Mal edirt, und beide datieren sie wahrscheinlich aus dem Jahre 1312. Auf den Inhalt der neun großen Quellenpublikationen, welche der Herausgeber mit der ihm eigenen bekannten Sorgfalt ausgeführt hat, hier näher einzugehen, würde zu weit führen. Bemerkte sei indessen, daß sie für viele Fragen der älteren Geschichte Livlands, aber auch für diejenige des Deutschen Ordens in Preußen von Bedeutung ist, und zwar handelt es sich bezüglich Livlands auch um Dinge, die bereits dem dreizehnten Jahrhundert angehören.

„Der Kampf der livländischen Städte um die Vorherrschaft im Hansakontor zu Nowgorod bis 1442“ lautet der Titel der Publikation, welche Dr. P. von der Osten-Sacken im Auftrage der „Estländischen Literarischen Gesellschaft“ dargebracht hat (Reval 1912, Verlag v. Franz Kluge, S. 104). Über die deutsch-russischen Handelsbeziehungen hat der Verfasser bereits mehrfach in den „Mitteilungen aus der livländ. Geschichte“ und in anderen Organen gehandelt, und in der vorliegenden Arbeit (eigentlich einem Vortrag, den er zur Eröffnungsfeier des neuen Gebäudes der genannten Gesellschaft am 3. Dez. 1911 gehalten hat) legt er eingehend und anschaulich dar, wie die Vorherrschaft im Hansakontor zu Nowgorod, die ursprünglich Wisby zugekommen war, von Lübeck, dem Haupte der deutschen Hansa, nach langem Kampfe im J. 1442 auf die livländischen Städte

übergang. — Wie die oben erwähnte, bildet auch die folgende Darbringung einen Separatabdruck aus dem VII. Bande der „Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands“, diejenige der seit dem Jahre 1904 in Weissenstein bestehenden „Gesellschaft zur Erhaltung Zerwischer Altertümer“, welche, wie nebenbei bemerkt sei, gleichzeitig auch das erste, 80 Druckseiten starke Heft ihrer „Sitzungsberichte“ bis 1911 veröffentlicht hat (Dorpat, E. Mattiesen); ihre Darbringung hat den Titel: „Materialien zur Gütergeschichte Zerwens für die ältere schwedische Zeit bis zur Abfassung der ältesten uns erhaltenen Munster- und Roskdienstrollen Estlands. Von Paul Freiherrn v. Ungern-Sternberg“ (Reval 1912, Buchdruckerei der „Rev. Ztg.“ 155 S.), Die Materialien umfassen „Engel Hartmans Güternachrichten über den Distrikt Zerwen“, welche mit dem Jahre 1627 abschließen (der 1656 in Reval geborene Verfasser war etwa seit 1680 Königl. Land- und Kriegskommissarius und ist in dieser Stellung 1701 gestorben). Der „Teil I“ enthält „Nachrichten über die Höfe und Dörfer des Distrikts Zerwen, ihre Besitzer und deren Besitztitel mit Angabe, wann und wie diese Güter aus dem Besitz der Krone Schweden gekommen sind, und „Teil II“ — „Die Wäcken des Gebietes Zerwen“. Das Manuskript befindet sich in Reval, und dem „Teil II“ sind einige Ergänzungen aus einem in Riga aufbewahrtem Manuskript „Register der Wäckeneinnahmen aus dem Gebiete Zerwen für das Jahr 1564“ beigelegt. Noch werden drei „Anhänge mit anderen einschlägigen, gleichfalls zum ersten Mal edierten Nachrichten geboten: 1) ein „Wäckenbuch über Wittensteens Lahn“ von 1615 aus dem Nachlaß Prof. K. Schirrens, 2) „Die deutschen Eingepfarrten und ihr Grundbesitz in den Kirchspielen Zerwens nach den Berichten der Prediger zur Rubbeckischen Kirchenvisitation 1627“ aus dem estländischen Konsistorialarchiv, und 3) siebenzig „Urkunden zur Geschichte der Zerwischen Güter“ aus den Jahren 1375 bis 1778 aus der Noistferschen Brieflade. Zwei „Register“ und eine instruktive „Einleitung“ erleichtern die Orientierung über die für die Kultur- und besonders für die Agrargeschichte so wichtige Publikation, durch welche die noch junge „Gesellschaft zur Erhaltung Zerwischer Altertümer“ auch der allgemeinen Landesgeschichte einen sehr dankenswerten Dienst erwiesen hat.

Eine eigenartige Darbringung ist endlich seitens der Verwaltung der Rigaschen Stadtbibliothek dem Historikertag zu Teil geworden: die photographische Nachbildung der ältesten Spezialkarte von Livland, Estland und einem Teile Ingermannlands, von der zunächst nur wenige Exemplare angefertigt worden sind. Das Original ist nicht gedruckt, sondern eine Handschrift in schwedischer Sprache, datiert wahrscheinlich aus dem ersten Dezennium des siebzehnten Jahrhunderts und stellt laut Aufschrift „Estland, Livland und Kexholms Län“ dar. Die Karte war auf Leinwand gezogen bei einer Länge von etwa  $1\frac{1}{2}$  Metern und einer Breite von fast einem Meter, aber stark beschädigt und vielfach durchlöchert, also lückenhaft; neuerdings ist sie von kunstfertiger Hand von der Leinwand getrennt, in neun Blätter geteilt und sehr sorgfältig auf ebensoviele Kartons geklebt worden. Hergestellt ist sie, wie wohl anzunehmen, nach der Abfassung des ältesten schwedischen Katasters Liv- und Estlands, den Dr. Th. Schieman als Publikation der „Felliner Literarischen Gesellschaft“ herausgegeben hat (Reval 1882), zumal Riga und seine Umgegend noch als polnisches Besitztum erscheinen. Wie hier die Grenze zum polnischen Gebiet angegeben ist, so finden sich Grenzlinien (im Original sind sie alle bunt) nicht nur für die Landschaften und Kreise (z. B. auch für das Bistum Wenden), sondern ebenso für einzelne Bezirke, die sich zum Teil mit den Kirchspielen decken mögen. Diese reichhaltige, interessante Karte ist durchaus einer eingehenden Bearbeitung wert.

F r. v. Reußler.

### Auguste Supper, Die Mühle im kalten Grund.\*

Im Anhang zu diesem Roman, wo die obligaten buchhändlerischen Ankündigungen mit den Zitaten aus verschiedenen Besprechungen stehen, las ich die Worte aus einer süddeutschen Zeitschrift, daß Auguste Supper „eines unserer größten Erzählertalente“ sei. Ich nahm das nicht ernst, in Erinnerung an die Beobachtung, die man in der deutschen Kritik oder Reklame so oft machen kann, daß eine Krähe der andern usw. Indessen, ich kam doch dazu das Buch zu lesen, und schon nach den ersten paar

\*) Heilbronn, Verlag Eugen Salzer 1912.

Seiten las ich aufmerksam, und dann mit steigendem Interesse bis zum Schluß. Es ist wirklich ein dichterisches und schriftstellerisches Talent, das uns hier entgegentritt und das, soviel ich weiß, bei uns noch wenig bekannt ist, aber viel bekannter zu werden verdient. — Ihre Geschichten spielen alle auf schwäbischem Boden, im Schwarzwald, zu dem auch so manche unsrer Landsleute seit langem freundliche Beziehungen haben und der bei uns wohl so gut bekannt ist, als irgendwo anders. — Es sind alles ihre eignen heimatlichen Gestalten und Erscheinungen, welche die Sutter so wunderbar lebenswahr vorführt, alles ihr vertraute Menschen, die sie so gut kennt und schildern kann, weil sie ihr auf dem Boden der vertrauten Heimat erstehen. Wenn man sie liest, dann entsteht in einem der Wunsch, daß auch die gelegentlichen Talente, die aus unsrer Mitte erstehen, ihre Figuren mehr dem heimatlichen Boden entnehmen möchten, als fremder, allgemeiner, ihnen weniger vertrauter Atmosphäre. Welch' schönen Gewinn hätten wir davon! — Die Mühle im kalten Grund ist ein uraltes jahrhunderte altes Besitztum der Familie Klog, eines harten, aufrechten, selbstherrlichen Geschlechts. In der Nähe einige kleine arme Dörfer, eine kleine Stadt. Der junge Mühlenbesitzer steht im Mittelpunkt der Erzählung. Neben ihm der alte Uhrmacher in der Stadt, der armselig seinen Unterhalt erwirbt, aber dabei ein Idealist bleibt, ein Liebhaber der Astronomie, ein „Sterngucker“. Seine Kinder dann, der bucklige Sohn, dessen Lebenssehnsucht die Musik ist, ein Künstler auf der Flöte, und die Tochter, die Liesel, die den Müller heiratet. Und aus dieser Heirat entwickelt sich dann der ganze Konflikt des Romans. Da ist dann auch der Schulmeister, schwindstüchtig, im tiefsten Innern auch Musiker, ein Freund des Krüppels, mit dem er in Tönen schwelgt. Auch er liebt, rein und edel die Liesel. Eifersucht. Aber die Liesel versteht es nicht ihren Mann zu nehmen, wie er nun einmal in seiner großen gesunden Kraft ist. Sie gibt sich ihm nicht, wie er es will. Und man weiß das in der alten Mühle. Da ist die alte Magd, das Negele. Eine wundervoll gezeichnete Figur, so lebenswahr und lebendig in ihrer ganzen naturwüchsigen Wahrhaftigkeit. Ja, es gibt solche Menschengestalten dort, ganz entsprechend dem Wahlspruch dieses Stammes: furchtlos und treu. Das wird jeder mitfühlen, der diesen Volks-

stamm ein wenig kennt. — Der Schluß, die Lösung des Romans scheint ein wenig grausam. Warum war dies Unglück nötig, dieses größte, schmerzlichste für eine Kraftnatur, wie es der Müller vom kalten Grund ist? Wäre der Gegensatz nicht doch auf eine humanere Weise zu lösen gewesen und ebenso zum Ziele führend? Es ist als ob die Dichterin ganz zum Schluß die Kraft oder die Lust ausgegangen wäre. — Noch ein Wort über das sprachliche Gewand der Dichtung. Es ist schön, wie man es selten findet, deswegen weil es nicht gesucht und gekünstelt ist, sondern so grundnatürlich, und gerade dadurch — eben schön. Die Dialektpartien sind mit feinsten Diskretion durchgeführt, was für den Kenner sich leicht heraushört. Und diese Fülle von wirklich schönen Bildern und Vergleichen! Ja, man darf wohl sagen, daß da des Guten wohl schon zu viel geschehen ist. Wenn man fast auf jeder Seite liest, einer habe dies oder das getan, „wie“... und dann folgt ein an sich sehr poetischer, sehr geistreicher Vergleich, so findet man sich nicht gleich zurecht und fragt wozu denn der „Vergleich“ an dieser Stelle notwendig sei? Das stört fast ein wenig; denn die geschilderte Handlung gibt dem Leser schon an sich ein Bild. Man soll seinen Reichtum auch nicht so austreuen; das macht den, der ihn genießen soll, ein wenig atemlos. Aber — dieser Einwand enthält ja zugleich auch eine rückhaltlose Anerkennung. Kein einziges dieser „Bilder“ und Vergleiche ist gekünstelt, wie man dergleichen so oft krampfhaft erhascht sieht, sondern alle, alle sind aus wirklicher Anschauung gewonnen, und dadurch schön. — Die Sutter ist es wohl wert gelesen zu werden.

FB.

### Johannes Dose, Im Kampf um die Nordmark.\*

Der Schleswig-Holsteinische Krieg von 1848—1852 ist das mit Begeisterung beginnende, mit Mißerfolg endende Vorspiel des Krieges von 1870/71. Ein Hymnus dieses deutschen Nordmarkkampfes ist dieses Buch, ein Werk von packender Wucht und einer so lebendigen Anschaulichkeit, daß wir beim Lesen immer wieder glauben möchten: das muß ein Augenzeuge geschaut und geschrieben

\*) Stiftungsverlag, Potsdam, 1912. 480 S. Preis geb. M. 4.80.

haben. Der Verfasser hat, was seine Eltern und Großeltern als Mitbürger und Mitkämpfer jener Zeit mit hellen, offenen Augen sahen in Wahrhaftigkeit und Treue geschildert und darum dringen alle seine Töne so tief ins Herz hinein. Das wahrhaft tragische Geschick der Schleswig-Holsteiner, die mit ihren germanischen Brüdern für ihr Deutschtum bluteten und zuletzt von den Diplomaten der Großmächte verschachert, sich als Verratene fühlten, diese erschütternde Tragik schreitet auch durch das Einzelschicksal der Menschen, die in der Grenzmark leben und ihr Liebstes auf dem Altar des Vaterlandes lassen. Sie Deutsch — sie Dänisch! hallt das Kriegsgeschrei bis in den Schoß der Familie hinein, Vater und Sohn, Schwester und Bruder stehen wider einander im feindlichen Lager und junge Herzen kämpfen in schweren Konflikten. Trotz der Fülle von Geschehnissen, eine feine psychologische Zeichnung der Charakterentwicklung. Die geschickte Art und Weise wie die überzeugte Dänenfreundin Bodil mehr und mehr dem Dänentum entfremdet und zuletzt ins deutsche Lager getrieben wird, das ist wahr und anmutig geschildert. Das Buch führt eine Sache und eine Sprache, die für sich selber sprechen wird; es ist in der Tat ein ausgezeichnetes Buch.

---

### **Erich v. Schrenk. Richard Wagner als Dichter.\***

Die Frage kann von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden: Vom Standpunkte einer Würdigung des Wagnerschen Lebenswerkes als solchen, indem neben der unbestrittenen musikalischen Bedeutung des Meisters die Frage nach seiner dramatischen Gestaltungskraft und seiner poetischen Ausdrucksfähigkeit einer Prüfung unterzogen wird, und vom Standpunkt des unbefangenen Dramaturgen, der sich nur vor die Frage gestellt sieht, ob die Wagnerschen Werke als eine Bereicherung unserer dramatischen Literatur anzusehen sind, ob ein vielleicht vorhandener oder zu erwartender Einfluß dieser Werke auf unsere Bühne und die dramatische Entwicklung unserer Zeit als segensreich, als schädlich oder vielleicht nur als unfruchtbar aufgefaßt werden muß. Erich von Schrenk geht vom erstgenannten Gesichtspunkte aus und schafft

\* C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1913.

damit für sein Werk von vornherein einen festen Rahmen. Es sei vorweggenommen, daß er unwillkürlich in der Untersuchung der einen Frage doch auch wertvolles Material zur Beantwortung der zweiten liefert. Wie es in der Natur der Sache liegt, mußte eine kritische Untersuchung der Wagnerschen Dichtung zu Resultaten teils negativer, teils positiver Art führen. Es wird zweifellos Menschen geben, denen diese negativen Resultate besonders bedeutsam erscheinen. Denn gegenüber der aus jeder Zeile des Schrenckschen Buches sprechenden Pietät für den bewunderten Meister wird man die Objektivität einer Kritik, auch da, wo sie Unvollkommenheiten aufdeckt, nicht gut in Abrede stellen können. Der durch die bayreuther Autokratie immer mehr um sich greifenden panegyrischen Behandlung des Wagnerschen Kunstwerkes ist durch diese von einer gewissen Zärtlichkeit durchdrungenen Kritik ein wirksames Gegengewicht geboten worden. Mir persönlich, den eine Welt von der Empfindungsweise Wahnfrieds trennt, konnte gerade diese negative Seite nur wenig bieten. Namentlich die Kritik der Wagnerschen Sprache kann mir nicht scharf genug sein. Die Lektüre Wagnerscher Verse pflegen in mir nur komische Reize zu lösen, an die sich dann das Gefühl eines ehrlichen Zornes schließt über den gelungenen Bluff einer zur Herrschaft gelangten Clique, zweifelloso Minderwertigkeiten der Welt als künstlerische Ruhmestaten vorzugaukeln. Anders steht es mit den positiven Ergebnissen der Schrenckschen Kritik. Hier hat mir gerade die ruhige und objektive Art des Verfassers die Augen geöffnet für Verdienste Wagners auf dramatischem Gebiete, die ich in dem Rebel der Bayreuther Beweihräucherungen zu übersehen geneigt war. Zunächst mag es scheinen, als ob der Verfasser sein selbstgestelltes Thema von vornherein verschiebt, wenn er anstatt den Dichter Wagner den Dichter und Sänger Wagner behandelt. Wenn er also zur Erklärung der Psychologie einer dramatischen Figur oder zur Erläuterung des Wagnerschen Naturfinnes die musikalische Interpretation mit heranzieht. Daß diese Verschiebung nur eine scheinbare ist, wird durch nachstehenden Satz am klarsten bewiesen: „Die inneren Vorgänge verdichten sich ihm in Gestalten, die ihre eigene Physiognomie haben, ihren eigenen Charakter, die ihr Seelenleben in Handlungen kundgeben. Diese Gestalten aber empfindet er musikalisch. Wenn er sieht, beginnt

es in ihm zu tönen, und wenn es zu tönen beginnt, sieht er nie. Die Schwingungen seiner Seele öffnen bei Wagner also nicht nur sein Ohr, daß es zu hören anfängt, wie bei allen Musikern, sondern zugleich sein Auge, daß es schauen kann. Das unterscheidet ihn von den meisten Musikern und macht ihn zugleich zum Dichter.“ Es will mir scheinen, daß sich präziser und überzeugender die Zusammengehörigkeit dramaturgisch-dichterischer Fähigkeiten mit den musikalisch-sängerischen im Genie Wagners nicht charakterisieren läßt. In der That, wenn die Wiedergabe einer Stimmung durchaus in das musikalische Gebiet gerät, so ist doch die bewußte Auslösung dieser Stimmung aus dem Objekt und ihre Übertragung auf eine Handlung ein dichterischer Vorgang. Und in noch viel höherem Maße gilt solches von der Erschauung menschlicher Gestalten und der Fähigkeit diesen Gestalten durch die Gruppierung der Handlung plastische Umrisse zu verleihen. Den Beweis für dieses ausgesprochene dramatisch-plastische Schöpfer-talent Wagners erbringt Schrenck in dem zweiten Teil seines Buches, den er den Einzelfragen der Analyse bestimmter Figuren des Wagnerischen Dramas widmet. Die lebendige und warme Würdigung dieser Kunst, gepaart mit einer restlosen Beherrschung des Stoffes gibt der oben zitierten Behauptung erst die festen Grundlagen. Von dem Rezensenten einer Rigaer Tageszeitung ist gegen diesen Teil des Buches der Vorwurf der Banalität und des unnötig Lehrhaften erhoben worden. Mit Unrecht — wie mir scheint — ist dieser Vorwurf vom Verfasser als eine Mißkennung der eigentlichen Aufgabe dramaturgischer Arbeit angesehen worden. Schrenck beschäftigt sich nämlich in diesem Teil nicht nur mit der Darlegung Wagnerischer Figuren als plastische und typische Gestalten, vielmehr ist sein Hauptaugenmerk auf die individuelle Psychologie und den Gedankeninhalt der Wagnerischen Dramen gerichtet. Wenn solch eine Untersuchung bei Hebbel oder Ibsen vorgenommen würde, hätte zweifellos auch der Kritiker des Rigaer Tageblatts nichts dagegen einzuwenden gehabt. Etwas anderes ist es mit Wagner. Hier liegt der Protest eines Romantikers par excellence vor, der das deutliche Gefühl hat, daß durch die verstandesmäßige Suche nach dem Gedankeninhalt der Wagnerischen Werke sein Idol nicht gewinnen, sondern nur verlieren kann. In der Verärgerung über ein solches Resultat

er dem Verfasser die Banalität vor, die dieser in Wahrheit bei Wagner als Dichter aufgedeckt hat. Gerade von solchem Standpunkte aus erscheint mir dieser Teil der Schrenckschen Arbeit besonders bedeutungsvoll. Es läßt sich ja garnicht verkennen und wird auch von Schrenck nicht bestritten, daß die feinere Psychologie, die Ausführung des Gefühlsmomentes völlig in der Musik zerfällt. Die Umrisse, die der Dichter gibt, gehen über gewisse primitive Grundlagen nicht hinaus. Wagner ist zweifellos nicht Dramatiker genug um die Feinheiten des menschlichen Seelenlebens den nur für das Wort empfänglichen Organen klar zu machen und die Weitschweifigkeit der Musik verbietet die nur in der Bewegung mögliche detaillierte Charakterisierung von selbst. Die nur dem Dichter geltende Untersuchung der Wagnerschen Psychologie mußte daher naturgemäß die Primitivität seiner Charakterzeichnung offenbaren. Noch schärfer macht sich die gleiche Empfindung bei der Darlegung des Gedankeninhaltes geltend. Jedes gedeutete Symbol ist banal. Ebenso wie es die „Moral“ einer Fabel oder eines Märchens ist, die nur durch die poetische Einkleidung ihren Wert erhalten. Wohl aber lassen sich an der Hand von Märchen vortrefflich Gedanken knüpfen, philosophisch interessante Ideen entwickeln. Die Würdigung solcher an die Wagnersche Sagedichtung angelehnter Gedanken durch Schrenck ist überaus anregend und wertvoll. Sie werden durch eigene hübsche Bemerkungen des Verfassers bereichert, aus deren Fülle ich nur nachfolgenden prägnanten Satz hervorheben will: „Ein einsamer Gott ist nicht tragisch, ebensowenig wie ein einsamer Asket oder Eremit tragisch ist.“ Diese Gedanken aber stammen nicht aus den Wagnerschen Dramen selbst, sondern sind nur durch sie angeregt und nachträglich von Wagner selbst oder seinen Interpreten hineingeheimnist worden. Die Ehrlichkeit, mit der Schrenck diese Tatsache aufdeckt und nun den eigentlichen, wesentlich bescheideneren Kern der Dichtungen in seiner „schlichteren Auffassung“ bloßlegt, möchte ich diesem Buche zu besonderem Verdienste anrechnen. Die Wahrheit, daß reine Gefühlskunst niemals gleichzeitig Gedankenkunst sein kann, mag manchen Wagnerianer ja schmerzlich berühren, ist aber für eine unbefangene Würdigung des Gesamtwerkes dringend erforderlich und dankenswert.

Ich habe von dem Romantiker gesprochen, dessen Gefühl durch jede Bloßstellung verletzt wird. Damit ist bereits eine Zustimmung zu dem Teil der Schrenckschen Ausführungen ausgesprochen, der wohl als der eigentliche Kern des Buches anzusehen ist: Wagner als Erfüller des romantischen Kunstideals des neunzehnten Jahrhunderts. Die Durchführung dieses Gedankens muß als ganz besonders gelungen bezeichnet werden. Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß hier dem Verfasser etwas gelungen ist, wonach unsere Literaturgeschichtsschreiber bisher vergebens strebten. Eine kurzgefaßte Charakterisierung des Wesens der Romantik. . . Wir besitzen eine Reihe vortrefflicher Monographien über die Romantik, von denen Schrenck zwei der besten, die beiden Bücher Ricarda Huch's benützt hat. Aber in den großen Literaturgeschichten drehen sich die Verfasser stets um einige Schlagworte und vermögen es nicht in präziser Weise den Kern dieser interessantesten Geistesbewegung zu kennzeichnen. Die auf einige Seiten zusammengedrückte Darlegung Schrenck's muß in dieser Beziehung muster-giltig genannt werden, wenn sie ja auch natürlich als einem bestimmten Ziele zustrebend nicht erschöpfend sein kann. In dieser Stelle zu noch größerer Kürze gedrängt, dürfen die Ideale der Romantik als das Suchen nach einer Ausdrucksform für die Schwingungen im Unterbewußtsein des Menschen und nach einer geistigen Universalität in der Vereinigung verschiedener Kunstformen bezeichnet werden. Indem Wagner in seiner Musik Psychologie und Gefühlswerte dramatisch zu verarbeiten vermochte und gleichzeitig eine enge Verbindung zwischen Musik und Poesie geschaffen hat, erfüllte er — wie Schrenck darlegt — das romantische Kunstideal seiner Zeit. Dem soll, wie gesagt, zugestimmt werden. Ich darf sogar hinzufügen, daß Wagner, indem er durch seine Musik auch auf den Intellekt einzuwirken vermochte — wie unendlich viel unmusikalische Verehrer hat dieses Musikgenie — und gleichzeitig durch die Besonderheit seiner Verse den musikalischen Sinn seiner Hörer anzuregen suchte, dieser Universalität — im Prinzip wenigstens besonders nahe kam. Trotzdem wird man zu dieser Behauptung einige Einschränkungen machen müssen. Wenn die Romantiker auch von einer Vereinigung der Dichtung mit den anderen Künsten schwärmten, so lag unzweifelhaft bei ihnen der Schwerpunkt des Ideals auf dem literarischen Gebiet. Der Aus-

drucksfähigkeit für die Schwingungen des Unterbewußtseins durch das Wort war ihr Streben zugewendet. Gerade das Schrencksche Buch aber hat mich davon überzeugt, daß die Neueroberung auf dichterischem Gebiete, die Wagner im Vergleich zu den Romantikern errungen hat, nur seine Fähigkeit, dramatische Gestalten zu empfinden berührt, während er in Bezug auf die eigentliche Wortkunst hinter den Romantikern zurücksteht und in der Psychologie sie zu übertreffen nicht in der Lage ist. Von einer Erfüllung des romantischen Ideals kann also nur auf Grundlage der musikalischen Schöpfung Wagners die Rede sein, indem er die Kunstmittel der Dichtung durch die der Töne ersetzte. Das romantische Ideal aber hat sich mit diesem Erfolge nicht zufrieden gegeben. Während Verhaeren, Maeterlingk und Hoffmannsthal die Wirkung des Wortes zu einer musikalischen zu steigern bemüht sind, haben Strindberg, Wilde, Wedekind und Eulenberg ihre Kraft daran gesetzt durch die dramatische Komposition den innersten Gefühlswerten gerecht zu werden. So wird man Wagner wohl als eine Station, aber nicht als Erfüllung bezeichnen können. Das Bestehen einer romantischen Richtung in unserer Zeit dürfte der Beweis für diese Tatsache sein.

So regt das Schrencksche Buch bald zu Widerspruch, bald zu Zustimmung, bald zu Fortführung eines gegebenen Gedankens an. Und das ist wohl das Beste, was man von einer literarischen Erscheinung sagen kann.

Paul Schiemann.

---

**Heinrich Hocky, Immanuel Müller.** Ein Roman aus der bessarabischen Steppe.\*

Heinrich Hocky wird durch seine Bücher „Leben und Wahrheit“, „Die Seele Deines Kindes“, „Das Buch der Ehe“, „Die Zukunft der Menschheit“ und manche andre religiös-ethische Schrift wohl auch manchem Leser der „Velt. Monatschr.“ kein Unbekannter mehr sein. Sieben Jahre, bis 1911, gab er die Zeitschrift „Das Leben“ heraus. Jetzt hat er, wie er in einem besonderen Prospekt sagt, den er seinem neuen Buche beigelegt hat, „eine andere Form der Aussprache“ gewählt, die des Romans.

\*) Ludwigshafen und Leipzig 1912. Haus Hocky Verlag. 335 S.

Sein „Immanuel Müller“ spielt in der bessarabischen Steppe, auf einem Landgut und in zwei kleinen Dörfern, nicht weit vom großen Dorfe Antschikrat, wie die Kolonie Tarutino wohl auch genannt wird. Immanuel Müller ist ein religiöser Schwindler, der als Wundertäter in den Dörfern auftritt und alle Leute betört, die meist zu den sog. „Stundenbrüdern“ gehören. Auch die Herrin des benachbarten Gutes weiß er zu umgarnen und sie schließlich fast um ihr gesamtes Hab und Gut zu bringen. Nur ein einziger entzieht sich seinem Einfluß, der Oberschäfer Hermann, eine vorzüglich gezeichnete Figur. Es stellt sich freilich zuletzt heraus, daß der große Schwindler ein entsprungenener Geisteskranker ist. Es ist Thogky in der Tat vortrefflich gelungen, die ganze Umwelt, in der er seine Geschichte spielen läßt, in scharfen Umrissen darzustellen. Er kannte Land und Leute; hat er doch selbst, wenn ich nicht irre, sechs Jahre lang in Bessarabien als Pastor gewirkt, dann in der Krim. In dem erwähnten Prospekt bemerkt er selbst, daß in seinem Roman „eigene und fremde Erlebnisse ihre Darstellung gefunden haben, wie sie mir im Leben nahe getreten sind.“ Daher gelingt es ihm auch, seine Gestalten so lebenswahr und lebensvoll zu zeichnen. Bis auf eine, und über diesen Punkt seines Buches muß hier doch ein besonderes Wort gesagt werden.

Eine seiner Gestalten ist der alte Pastor Plantscher. Er schildert sein Äußeres mit so minutiöser Genauigkeit, daß im Süden Rußlands jeder Leser des Romans die Persönlichkeit sofort erkennen muß. Aber was macht er aus dieser ehrwürdigen Gestalt? — eine häßliche und lächerliche Karrikatur! Nun ist ein Schriftsteller ja wohl berechtigt, seine Modelle herzunehmen, von wo er will. Wenn das aber in dieser Weise geschieht, wie Thogky hier zu tun sich nicht gescheut hat, so kann das nur als ein bösesartiges Pamphlet bezeichnet werden. Und Thogky hat seinerzeit auch viel Freundlichkeit in Bessarabien erfahren. Wie er solch ein Verfahren nun mit seiner religiös-ethischen Weltanschauung in harmonischen Einklang bringen kann, das ist seine Sache. Der kundige Leser seines Romans wird derartiges schroff ablehnen.

### Mia Wroblewska, Der schwarze Tod.\*

Die Erzählung spielt in Kurland Anno 1602, in Goldingen, der Residenz des Herzogs Wilhelm, und der Umgegend; den Hintergrund bildet die graufige Pestepidemie. Es ist der Verfasserin gelungen, ihre Gestalten so plastisch und lebensvoll herauszuarbeiten, daß sie den Leser bis zum Ende zu fesseln weiß. Man darf sich freuen, in Mia Wroblewska in der Tat ein schönes und wirkliches Erzählertalent begrüßen zu können, wie wir deren ja nicht eben viele haben. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich hie und da noch manches Unselbständige, manche Übertreibung findet, wie z. B. in der Szene, wo Lulof Brind die Störche schießt; hier wäre weniger mehr gewesen. Und wenn der Versuch durch einzelne Worte der Sprache eine altertümliche Zeitfärbung zu geben, wohl als mißlungen zu bezeichnen ist, so wollen wir das der Verfasserin auch nicht hoch anrechnen. Das sind alles Dinge, die sie mit Leichtigkeit wird vermeiden können, wenn sie uns mit ihrer nächsten Erzählung erfreut und wir wollen hoffen, daß sie uns nicht allzulange darauf wird warten lassen. FB.




---

\*) Riga, Verlag von Jontz & Polkowsky 1912, 160 S.

## Zuschriften an die Redaktion.

Ad vocem „Baltland“.

Wir erhalten folgende Zuschriften:

Hochgeehrte Redaktion!

Bezugnehmend auf Ihre werthe Aufforderung sich zu dem interessanten Artikel „Noch einmal Baltland“ (Balt. Monatschr. Sept. 1912, S. 196 f.) zu äußern, nehme ich mir die Freiheit, in einigen Worten den betreffenden Gegenstand zu berühren.

Zwar ist, glaube ich, wohl nicht daran zu zweifeln, daß die Bildung von „Baltland“ nach Analogie der Bildung von Kurland, Livland, Estland zc. richtig erfolgen würde, resp. erfolgt ist, doch muß ich gestehen, daß der Ausdruck „Baltland“ mir im ganzen den Vorzug zu verdienen scheint und besser gefällt als „Baltland“. Auch ich glaube, daß sich letzterer Ausdruck schwerlich jemals bei uns, wenigstens in gebildeteren deutsch-russischen Kreisen einbürgern wird. Derselbe klingt zunächst wohl vielen befremdlich, wenn das gewiß auch individuell in verschiedenem Maße der Fall sein dürfte. In weiteren baltischen weniger gebildeten Klassen, könnte die Bildung „Baltland“ vielleicht auch zur irrigen Ansicht führen, daß „Baltland“ mit dem lettischen „balts“ (weiß) zusammenhänge, wobei das „s“ entfallen sei. Die Bezeichnung „Baltland“ weist auf alle Bewohner des Baltlandes hin, während „Baltland“ in den Ohren vieler Bewohner des Landes dann wohl mehr mit dem nicht gerade recht zutreffenden und glücklichen, von dem geehrten Herrn A. Wegner u. a. erwähnten Ausdruck „Lettland“ identifiziert werden würde. Besterer Ausdruck erscheint insofern kein richtiger, als ja Kur- und Livland nicht bloß von unseren Landesgenossen, den Letten bewohnt werden. Der Name „Lettland“, welcher speziell auf die lettische, nicht aber allgemein baltische Bewohnerschaft hinweist, ist also ein einseitiger Ausdruck,

welcher auch einen nur mangelhaften und nicht anerkannten, unklaren Begriff bildet, der weder rechtlich noch geographisch und wohl auch kaum historisch von Bedeutung ist. Eine nicht ungeeignete, etwas poetisierende Bezeichnung für unsere ansprechende, meerumgürtete baltische Heimat wäre vielleicht „Die baltischen Lande“, oder aber mögen wir bei dem nun schon eingebürgerten, angenehm berührenden, klaren, tadellosen Ausdruck „Baltenland“ bleiben. Mit dem Ausfall der zwei Buchstaben (en) und Verkürzung zu „Baltland“, wäre ja auch fast nichts gewonnen und eine „zwingende Notwendigkeit“ der sprachlichen Entwicklung von dem ganz natürlichen, Irreführendes ausschließenden und treffenden Ausdruck „Baltenland“, zu dem gewiß auch mehr gekünstelten „Baltland“ besteht nicht

Dr. S.

St. Petersburg, 5. Nov. 1912.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Erst heute habe ich das September-Heft Ihrer geschätzten Monatschrift gelesen. Und ich teile Ihre Antipathie gegen die unsre Provinzen unter einem Namen zusammenfassende Bezeichnung „B a l t l a n d“. Diese Wortform ist für die Zunge etwas unbequem; und sie klingt hart und unschön. Deshalb wird ihr nie eine „poetische Weihe“ zu Teil werden und darf sie kein Bürgerrecht in unsrer Sprache erhalten. So würde es doch auch — wenigstens nach meinem Gefühle und Urteile — nicht eine „Weiterbildung“ darstellen, sondern ein häßlicher Rückschritt sein, falls man „Griechland“ zu sagen anfinge.

„O Baltenland, du schönes Land,  
Du liebe Flur am Ostseestrand!“

Hochachtungsvoll

Dorpat, 16. Dez, 1912.

Pastor emer. R. Bauer.

Eine Erwiderung.

Im Oktoberheft der „Balt. Monatschr.“ (S. 274) gibt mir Herr D. v. Wahl zwar darin recht, daß wir „einem Einheits-

namen zustreben“, aber er spricht sich gegen „Baltland“ aus, da hier das „Balt“ nach seinem Sprachgefühl einen undeutschen, lettisch-slavischen Klang habe, was in Balte, baltisch, Baltenland nicht der Fall sei.

Hierauf wäre zu erwidern, daß dem deutschen Sprachgebrauch eine so rigorose nationale Exklusivität fremd ist, denn wir finden an der gesamten ostdeutschen Sprachgrenze von Livland an bis nach Krain hinunter Ländernamen, die undeutscher Abstammung sind und ihren fremdländischen Klang mehr oder weniger stark bewahrt haben. Was nun Baltland betrifft, so ist die Silbe Balt sicher deutsch, wenigstens germanisch, mag man sie nun mit Th. Kirchberg<sup>1</sup> von dem gotischen Stamme der Balten,<sup>2</sup> oder mit Georg Bertholz nach der schon um das Jahr 1075 versuchten Erklärung des Domherrn Adam von Bremen von altnordisch belti, dänisch belte, schwedisch bälte, angelsächsl. belt, althochdeutsch balz oder palz, d. h. Gürtel, herleiten. Ein deutsches Wort kann nun aber bei einer Zusammensetzung mit einem andern deutschen Worte nicht gut einen undeutschen Klang ergeben.

Was ferner die Ansicht betrifft, daß nur ein Dichter den für unsere Provinzen zu erstrebenden Einheitsnamen in Umlauf setzen werde, so glaube ich, im Gegensatz hierzu, daß es — um mit Georg Bertholz zu reden — auch hier wieder dieselben „Leute der in mehr populärer Weise durch Rede oder Schrift wirkenden Berufsarten“ sein werden, die schon in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den zwischen „Baltiten“, „Baltikern“ und „Balten“ schwankenden Sprachgebrauch zu gunsten der letztgenannten Wortform entschieden haben. Gegenwärtig gilt für uns noch dasselbe, was G. Bertholz im Jahre 1882 gesagt hat, als er seinen verdienstvollen Aufsatz „Geschichte des Wortes „baltisch“ für die „Balt. Monatschr.“ schrieb: „Auch das „Baltenland“ und das „Baltland“ wollen noch gar nicht behagen, und kurzweg „Baltien zu sagen, hat meines Wissens noch niemand

<sup>1</sup>) Pädagog. Magazin, Heft 27, Langensalza 1898: Die Etymologie und ihre Bed. für Schule und Lehrer, S. 8.

<sup>2</sup>) Die Grundbedeutung des Wortes ist bekanntlich „schnell, kühn, tapfer“, und auch die heutige Sprache besitzt in: bald (engl. bold), Theobald, Leopold, Quitpold, Archibald, Willibald, Balduin (Baldwin), Humbold (Hünebald), Garibalbi (der Sperkühne), Balbur, ferner in Zusammensetzungen, wie Kaufbold, Wigbold, Eugendbold, Trunkenbold noch viele Beispiele dafür.

gemagt, sodaß es scheint, man werde von den bisher üblichen Umschreibungen „baltische Provinzen“, „baltische Lande“ usw. auch fernerhin nicht loskommen können. Weiter haben es in diesem Punkte nur unsere Letten gebracht, deren auch erst in den sechziger Jahren geschaffenes „Baltija“ schon gut bei ihnen eingebürgert ist und noch täglich gebräuchlicher wird. Jedoch schon heute darf mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden: sollten die nach einigendem Zusammenschluß strebenden Kräfte, sei es in dem von mir bereits angedeuteten Sinne eines baltischen Homerule, oder in anderer Weise, als symbolischem äußern Ausdruck zur Schaffung eines Einheitsnamens führen, der ein rechter und echter Eigennamen (nomen proprium) ist, so kann es — da wir uns einmal für baltisch, Balte, Baltenland entschieden haben — doch nur Baltland sein!

A. W e g n e r.



# Gesetzgebung.

## 13.

**Von dem Reichsrat und der Reichsduma gebilligtes  
Allerhöchst am 23. Juni 1912 bestätigtes Gesetz**  
betreffend die Erhebung der in Geld umzule-  
genden Landessteuern von den im livländischen  
Gouvernement belegenen Immobilien und die  
Heranziehung der in den Kreisen des estländi-  
schen Gouvernements belegenen Gebäude  
zu den Landessteuern.

I. In Abänderung und Ergänzung der einschlägigen Gesetze wird bestimmt:

1. Auf dem livländischen Festlande, ausgenommen die Städte und Patrimonialgebiete, werden alle Landkategorien, Wälder und Gebäude, die auf Grund der am 4. Juni 1901 (vollst. Gesetzesammlung Nr. 20241) Allerhöchst bestätigten Regeln über die Einschätzung der Immobilien des livländischen Gouvernements für die Umlage der Landessteuern geschätzt worden sind, auf gleicher Grundlage zu den Geldlandessteuern herangezogen, und zwar gemäß der nach den oben erwähnten Regeln vollzogenen Schätzung dieser Immobilien und, entsprechend der vom örtlichen Landtage ordnungsmäßig festgestellten Repartitionsweise.

2. Von den gemäß dem Artikel 1 von Fabrikgebäuden und anderen gewerblichen Anstalten erhobenen Steuern wird jährlich diejenige Summe an die besondere Session der livländischen Gouvernementsregierung abgeführt, welche dem Betrage entspricht, der auf diese Gebäude, laut den auf gesetzgeberischem Wege zu bestätigenden Repartitionen der Ergänzungsprästanden entfällt. (Reichsgesetz Kodex B. IV Landesprästanden-Berordnung Fortseg. v. J. 1906 Art. 330).

3. Im estländischen Gouvernment werden zu den Geldlandessteuern die in den Kreisen belegenen Gebäude auf derselben Grundlage wie die Ländereien herangezogen und zwar gemäß den, vom örtlichen Landtage ordnungsmäßig zusammengestellten Repartitionen dieser Steuern, jedoch unter Herabsetzung des Reinertrages dieser Gebäude um 15%. Zu diesen Steuern werden nicht herangezogen die in Art. 64 der Landesprästanden-Berordnung (Reichsgesetzkodex B. IV. Ausg. v. J. 1899 und Fortsetzung v. J. 1906 und 1909) bezeichneten Gebäude, sowie die Gebäude der Fabriken und der anderen gewerblichen Anstalten, welche zu den Ergänzungsprästanden, auf Grund des Art. 330 (Fortsetzung v. J. 1906) der Landesprästandenordnung, steuern.

II. Dieses Gesetz ist vom 1. Jan. 1913 an in Kraft zu setzen.

#### 14.

**Von dem Reichsrat und der Reichsbüma gebilligtes  
Allerhöchst am 25. Juni 1912 bestätigtes Gesetz**  
betreffend die Veräußerung der Bauerland-  
grundstücke und Quoten- und Sechstelländereien  
der in den Baltischen Provinzen belegenen  
Fideikommißgüter.

(Reichsgesetzblatt Art. 1247/1912. Zivil. Cour.-Ztg. Nr. 87 v. 1912.)

In Abänderung und Ergänzung der bestehenden Gesetze wird beschlossen:

I. Die Veräußerung der Bauerlandgrundstücke und Quoten- und Sechstelländereien der in den Baltischen Provinzen belegenen Fideikommißgüter wird auf folgender Grundlage genehmigt:

1. Die Bauerlandgrundstücke können, unter genauer Einhaltung der in den Bauerverordnungen und privatrechtlichen Gesetzen der Baltischen Provinzen über die Veräußerung dieser Grundstücke aus dem Bestande von Privatgütern, die nicht Fideikommiße bilden, enthaltenen Bestimmungen, veräußert werden: an Personen, die zum örtlichen Bauerstande gehören oder an die Baueragrarbank, wobei im letztgenannten Fall die im Gesetz vom 26. April 1906 über die Ausdehnung der Tätigkeit dieser Bank auf die Baltischen Provinzen (vollst. Gesetzesammlung 27827) enthaltenen Regeln einzuhalten sind.

2. Die Quoten- und Sechstelländereien können veräußert werden: an die Baueragrarbank gemäß den im Gesetz vom 26. April 1906 über die Ausdehnung der Tätigkeit dieser Bank auf die Ostseeprovinzen enthaltenen Bestimmungen, oder direkt an Personen, die zum örtlichen Bauerstande gehören, unter Beobachtung der im §. 2 Litt. b. des Allerhöchsten Kamentlichen Befehls an den Dirigierenden Senat vom 18. Februar 1893 über die Quoten- und Sechstelländereien in den Gouvernements Livland und Estland (vollst. Gesetzesamml. 9333) enthaltenen Bestimmungen.

3. Die aus dem Verkauf der zu den Fideikommißgütern gehörigen Bauerlandgrundstücke und Quoten und Sechstelländereien erzielten Summen können verwandt werden:

- a) Zum Ankauf eines anderen Landgutes.
- b) Zum Erwerb von Staats- oder vom Staat garantierten Wertpapieren oder von Pfandbriefen und Obligationen von Agrarbanken und anderen Kreditgesellschaften.
- c) Zur Ablösung oder Herabsetzung des die Fideikommißgüter belastenden Eintrittspreises oder der durch ihn sichergestellten Schulden und obligatorischen Auszahlungen, unter Beobachtung der im Art. 2580 des ostseeprovinziellen Privatrechts enthaltenen Regeln.

4. Der Besitzer eines Familienfideikommißgutes kann die Veräußerung der zu diesem Gute gehörigen Bauerlandgrundstücke und Quoten- und Sechstelländereien, sowie die Anlage der hieraus erzielten Geldsummen nicht anders als mit Zustimmung des Ritterschaftskomitees in Kurland oder Estland und der Adelskonvente in Livland und Oel, je nach deren Zuständigkeit, bewerkstelligen, wobei diesen Institutionen die Aufsicht über die Erhaltung des Fideikommißvermögens obliegt. Auf dieser Grundlage kann der Kontrakt über Veräußerungen von Bauerlandgrundstücken und Quoten- oder Sechstelländereien der Fideikommißgüter erst dann in das Grundbuch (Krepostbuch) eingetragen werden, wenn der Grundbuchbehörde eine Bescheinigung der zuständigen Komitees oder Adelskonvente über deren Zustimmung zum Abschluß dieses Kontraktes vorgelegt worden ist.

5. Die Zahlungen für die gekauften Bauerlandgrundstücke und für die Quoten- oder Sechstelländereien müssen an die zuständigen Komitees oder Konvente geleistet werden, und werden nur in diesem Fall als rechtmäßig angesehen.

6. Die Ritterschaftlichen Komitees und Konvente haben für die sichere Aufbewahrung der Fideikommißkapitalien Sorge zu tragen. Über den Bestand dieser Kapitalien ist dem Fideikommißbesitzer halbjährlich ein Rechenschaftsbericht zu geben.

Den ritterschaftlichen Komitees und Konventen wird anheimgestellt, hinsichtlich der Aufbewahrung und Anlage dieser Summen besondere Regeln festzusetzen.

*Anmerkung:* Zur Bestreitung der mit der Verwaltung der Fideikommißkapitalien verbundenen Kosten wird es den ritterschaftlichen Komitees und Konventen anheimgestellt, von den Besitzern der Fideikommißgüter eine besondere jährliche Zahlung bis zum Betrage von  $\frac{50}{100}$  der aus den hinterlegten Kapitalien erzielten Einnahmen zu erheben.

7. Das mit dem Fideikommißkapital gekaufte Landgut (Art. 3 dieses Absatzes) erhält die Eigenschaft des Familienfideikommißes.

8. Über die Zuzählung (cf. § 7) eines Gutes zu dem Familienfideikommiß, dessen Appertinenz das zum Ankauf des Gutes verwandte Kapital bildete, wird im Grundbuch, gleichzeitig mit der Korroboration der Urkunde über den Erwerb dieses Gutes, ein Vermerk auf Grund der diesbezüglichen Erklärung des Fideikommißbesizers und des zuständigen Ritterschaftskomitees, Adelskonvents oder Waisengerichts, gemacht.

9. Dem Besitzer eines Familienfideikommißes wird das Recht gewährt, dem Geldbetrage, welchen er zum Ankauf eines Landgutes (Art. 3 des Abschnitts) über das Fideikommißkapital hinaus verwandt hat, den Charakter eines Fideikommißantrittspreises zu geben, über den hinaus das Gut nicht mit Schulden belastet werden darf.

10. Die Zinsen des im Ritterschaftskomitee oder Konvent aufbewahrten Fideikommißkapitals und der auf den verkauften Ländern ruhenden Kaufschillingrückstände werden dem Besitzer des Familienfideikommißes ausgereicht.

11. Falls in Bezug auf Landgüter der Baltischen Provinzen ein Familienfideikommiß begründet worden ist (Art. 2337—2347 des Ostseeprovinzial-Privatrechts) und der Besitzer nicht zum örtlichen immatrikulierten Adel gehört, so unterliegt ein solches Fideikommiß mit Zustimmung des Stifters, der in dem vorhergehenden Artikel bestimmten Aufsicht der ritterschaftlichen Komitees und Konvente. Falls der Stifter jedoch hierzu seine Zustimmung nicht erteilt hat, werden in Bezug auf ein solches Fideikommiß die in den Art. 4—6, 8 und 10 (Absch. 1) genannten Rechte und Pflichten der ritterschaftlichen Komitees und Konvente den zuständigen Waisengerichten auferlegt.

II. Die in einigen Stiftungsurkunden enthaltenen Bestimmungen, auf Grund derer diejenigen Personen, welche Fideikommißgüter oder Teile von ihnen veräußern, ihrer Rechte an diesen Gütern verlustig gehen sollen, haben keine Wirksamkeit in Bezug auf die Veräußerung der zu diesen Gütern gehörigen Bauerlandgrundstücke und Quoten- und Sechstelländereien.

III. Alle bis zum Erlaß dieses Gesetzes aus dem Verkauf von Bauerlandgrundstücken und Quoten- oder Sechstelländereien der Fideikommißgüter erzielten Summen, welche in Kreditinstitutionen und Behörden aufbewahrt werden oder aufbewahrt werden müssen, sind von diesen Institutionen und Behörden, oder von den Fideikommißbesitzern den zuständigen ritterschaftlichen Komitees oder Konventen zu übergeben.

IV. Die Wirksamkeit der Art. 125—134 der Landwirtschaftsordnung (Band XII der Reichsgesetze, Teil 2, Ausgabe v. J. 1903) ist auf die Baltischen Provinzen in Bezug auf die Besitzer sämtlicher Fideikommißgüter auszudehnen, wobei die in den Art. 129, 130 und 131 der Landwirtschaftsordnung bezeichneten Obliegenheiten hinsichtlich der nicht zum örtlichen immatrikulierten Adel gehörigen Fideikommißbesitzer den Waisengerichten oder den ritterschaftlichen Komitees und Konventen (Abschn. I, Art. 11) aufzuerlegen sind, und außerdem den Waisengerichten das Recht gewährt wird, zur Ausübung der im Art. 133 der Landwirtschaftsordnung genannten Obliegenheiten besondere Kuratoren zu ernennen.